Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Konturen.

Novellen und Fahrten

von

Gustav Reisewitz.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1862.

Druck der Gebr. Mäntler'schen Hof- und Canzlei-Buchdruckerei.

Inhalt.

An Robert Herdegen.

Für alle Zeiten wird meine Erinnerung mit der reizenden, rebenumkränzten Hauptstadt Schwabens eng verknüpft sein, weil ich viel Liebes dort fand und verlor.

Ich fand in Ihnen einen wahren Freund, der an meinem Empfinden und Schaffen den innigsten Antheil nahm, und sah aber auch einen schönen Traum zerfließen, der aus Regenbogenfarben gewebt war und sich in kalte graue Tropfen löste. Ihre herzliche Theilnahme half mir über den Schmerz der Täuschung und brachte es dahin, mich in linder Wehmuth mit Goethe's Worten zu trösten:

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist! —

Weil ich nun jetzt wieder, von regem Wandersinn getrieben, für viele Jahre Deutschland verlasse, um Geist und Körper im Anblick der klassischen Ruinen Roms und im Genießen seines milden Himmels zu kräftigen, vereinige ich kurz vor dem Scheiden in den nachfolgen=

den „Conturen“ manches Blatt, welches Sie entstehen sahen und das noch unlängst in der Welt verstreut war.

Nehmen Sie dieß Buch als letzten Gruß und leben Sie wohl, bis wir uns einmal wiedersehen, sei's in der ewigen Stadt oder im lieben deutschen Vaterlande.

Stuttgart, am Weihnachtsabend 1861.

Gustav Reisewitz.

An zwei Ufern.

Novelle.

Weh, daß im Sturm sie schwand
Blüte des Mai's.

Thomas Hood.

1.

Nur hier und dort in den Zweigen singt ein Vogel, sonst aber tönt keine Stimme. Es ist ein träumerischer Maiabend, warm und feucht; nicht ein Sonnenstrahl trifft die leis athmende Natur; in den Baumkronen wühlt der Südwest und sie rauschen, als ob schmerzliche Ahnung von der bald hinschwindenden Blütenpracht sie durchschaure. Lautlos ziehen die Wellen des Neckar, und ganz nahe an seinem Ufer erhebt sich das mittelalterliche Schloß Beihingen, dessen stumpfer, geborstener Thurm sonst in's Abendroth ragt, jetzt jedoch von kühlem Nebel überrieselt wird. Den schmalen Raum zwischen Strom und Burg nehmen Gärten ein mit blühenden Kirschenbäumen, die gleichsam voll weißer Schneeflocken hängen, und die abschüssigen, steinigen Ufer begrenzt ein Wiesengrund, über dessen Duftfläche flugmüde Schmetterlinge und Libellen flattern. Der alte Thurm beherbergt in seinen Spalten und Löchern die lichtscheue Eule und die unheimlich flatternde Fledermaus; er überragt das niedere, an Erkern reiche Hauptgebäude, dessen Schindeldach Moos und die spitzen, fetten Blätter des Mauerpfeffers überwuchern. Im Hofe unten sprudelt ein Brunnen in einen von Wasserranunkel bedeckten Graben, murmelnd und plätschernd, und diese melancholische Musik singt

den grauen Bau in Schlummer. Die tief hängenden, regenschweren Wolken färben die Burg noch düsterer, und der das Thor umrankende dunkelblättrige Epheu vermehrt dieses Aussehen. Schwirrend und hastig durchschneiden zwitschernde Schwalben die Luft, tauchen die Flügelspitzen blitzschnell in's Wasser und schnellen sich wieder in ihr ätherisches Element empor. Ruhe und Stille schwebt über der ganzen Gegend; auch in einem der eichengetäfelten Burgzimmer stört Nichts die darin brütende Einsamkeit; bleiern und verschlafen dehnen sich die Stunden, sie sind ein Jahrhundert hinter der fortrollenden Zeit zurückgeblieben und können sie nimmer erreichen. Nur in kurz auf einander folgenden Pausen pickt der Holzwurm in den wunderlich geschnörkelten Renaissancemöbeln, an denen der Firniß zu bleichen beginnt, und die Kommoden lassen einen knarrenden, knackenden Ton vernehmen, als rückten sie aus ihrer grauen Ecke, wo die Spinne ihr Netz aufgehangen. Eine Uhr pendelt, die Stille recht fühlbar zu machen, ihr einförmiges Tik=tak; manchmal scheint sie still zu stehen, dann läuft sie wieder rascher, die vergähnte Zeit im Sturm wieder zu gewinnen.

Ein in der Farbe verschossener Purpurvorhang trennt dieß Gemach von einem Erker, den eine Anzahl Topfgewächse schmücken. Mimosen und schlanke Palmbäumchen entfalten die gefiederte Krone, Heliotropen, blühende Hyacinthen und kleine Maiglöckchen hauchen das süßeste Arom. Die Wappenschilder verschiedener Geschlechter in blauer, gelber und silberner Glasmalerei dienen statt der Fensterscheiben und bringen selbst am Tage eine Art Zwielicht hervor.

Traumstille brütet auch hier; plötzlich wendet sich ein bedrucktes Blatt und damit ist die Gegenwart wieder eingeholt.

„Ich kann nicht mehr lesen, es dunkelt zu sehr!“ sagte eine melodische Mädchenstimme. Man vernahm einen Ton, wie wenn plötzlich ein Buch geschlossen wird.

„Helene," begann eine andere, ihr gegenübersitzende Frauengestalt, „ich habe Dich eben lange stumm und in Gedanken angeschaut. Betrachte ich Deine schönen Züge, so begreife ich nicht, warum Dein Gemüth nicht beruhigter, harmonischer ist. Lange war ich der Meinung, in einem so schönen Körper müsse auch eine friedvolle Seele wohnen."

Es lag innere Bewegung in diesen Worten und die Stimme, welche sie sprach, zitterte leise. —

„Auch Du, Lydia!?" erwiederte emporschnellend die Angeredete und ergriff heftig die im Schooß ruhenden und gefalteten Hände der Schwester, bei deren Berührung ein Frösteln durch ihre Glieder schlich, das sie indeß nicht Herrschaft über sich gewinnen ließ, denn in diesen Händen schien das Blut gefroren, sie waren kalt wie die einer Gestorbenen.

„Nein, ich vermuthete nie," fuhr Helene fort, „auch von Dir nicht verstanden zu werden. Und ist es denn so schwer, mein Herz zu kennen? Macht es Dich irre, wenn der Mund lächelt, während das Herz doch so oft und heiß weint?" Sie zog ihre Hand wieder zurück und gab sich Mühe, in der Dämmerung der Schwester deutlich in's Auge zu schauen.

Diese senkte die Lider und schwieg einen Augenblick bewegt.

„Wie könnt' es anders sein," sagte sie dann zögernd. „Du zeigst Dich der Welt und selbst mir oft so, daß man Dich für empfindungslos halten muß. Alle, welche Dir nahe stehen, kennen im Grunde Dein edles Herz, dennoch machst Du uns vielmals irre. Immer, wenn die weichste, schönste Melodie Deine Seele schwellt, stört diese Harmonie ein plötzlicher Mißton, als spränge schrill eine Saite, oder der Wind, welcher diese Aeolsharfe rührt, hörte auf zu wehen."

Helene pflückte gewaltsam von einer neben ihrem Sessel blühenden Magnolie ein Blatt, das hartnäckig am Stiele hing, so daß die Krone des kleinen Bäumchens hin- und herschwankte.

Sie biß auf das Blatt und bekämpfte das quellende Naß trotziger Thränen.

„Sieh," schmeichelte Lydia —

„Sei ruhig," bat ungestüm die Schwester, „ich weiß Alles, was Du sagen willst, und kenne den Kobold in meiner Brust; immer behält er in mir wieder die Oberhand, aber nur, weil ich ihn nie mit kräftigem Willen bekämpfte. Ernster will ich werden, nicht mehr ein Kind sein, das jede Blume am Raine pflückt und sie wegwirft, wenn ihr Duft verhaucht, welches jeder Laune die Zügel schießen läßt. In diesem Augenblick versteh ich zum ersten Mal in ihrer ganzen Bedeutung die Worte, welche mir der Vater einst sagte: Ernst ist das Leben, und heiter die Kunst. Ja, diesem ersteren will ich mich voll und ganz weihen, und die Kunst mag dann in diese meist traurige Kette ihre heiteren Rosen flechten; in ihr Paradies will ich mich retten, sie gebe mir an Idealem, was die Wirklichkeit versagt. Du, Lydia, wirst mit mir in diesem Eden wandeln."

Sie erhob sich; ihr Kleid streifte an die Hyacinthenglocken, da sie sich Lydia näherte, ihren Arm um deren Nacken schlang und einen Kuß auf deren Stirn drückte.

„Recht so," sagte die Schwester und strich ihr das blonde Haar aus der Stirn. „Du mußt den Schatz, den ein gnadenreicher Gott Dir in die Brust senkte, verwerthen. Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels, und Du geiztest bisher mit dem Golde Deiner edlen Eigenschaften, statt es auszustreuen mit vollen Händen."

„Du bist zu gut, Liebe!" flüsterte kosend Helene. In ihren Augen stand ein großer Tropfen. Sie fuhr mit der einen Hand empor.

„Es ist mir Etwas in's Auge geflogen!" sagte sie und verwischte die Spur der Thränen.

„Helene!“ sprach langsam und gedehnt die Schwester. So vorwurfsvoll hatte sie nie ihren Namen genannt.

„Ruhig, Herz, sei ruhig!“ beschwichtigte diese und legte ihre Finger auf die Lippen der Schwester. Sie lachte und scherzte: „Von Stunde an sollst Du mich anders finden, jeder Mensch, der in meine Nähe kommt, soll glücklich und beseligt von mir gehen; ich will meine Fröhlichkeit in ihn überströmen lassen.“

„Aber in einsamen Stunden, wenn mir weh um's Herz ist, wenn doch das kalte, prosaische Leben mich drückt, dann darf ich an Deiner Brust ruhen, und klagen und Dir Alles sagen, darf ich, Lydia?“

„Gewiß,“ sagte diese feierlich und drückte ihr mit Wärme die Hand. —

„Ich weiß nicht, welch' dunkle Macht mich bisher beherrschte und mich anders reden und handeln ließ, als ich dachte und empfand; jetzt werde ich mich rückhaltslos und wahr jeder Regung des Herzens überlassen. Ich will nicht mehr auf das „Ja“ Anderer „Nein“ sagen, will nicht mehr mißtrauisch sein und spötteln, mein Gefühl nicht mehr verbergen. Du sagtest mir so oft, Lydia, die Männer hielten mich für herz- und gemüthlos! Die Blöden! — Ist Gold darum weniger vorhanden, weil es noch im Schacht des Berges ruht, und wir es nicht geprägt in der Hand halten?“

„Wenigstens ist es für uns werthlos, Helene; und erst nach saurer Mühe und vielfacher Läuterung glänzt und erfreut es und bringt uns Gewinn!“ —

„Gut, so sollen von Stunde ab die Menschen sehen, daß meine Seele noch ein lauterer Spiegel ist, unbehaucht von der rauhen, wüsten Wirklichkeit.“

„Komm', Lydia,“ fuhr sie heiter fort, „laß uns die dumpfen

Räume fliehen, komm' hinunter in den Garten, den Sperlingen und Tauben ihre Abendkrumen zu streuen." —

„Bleib' noch," bat diese, indem auch sie von ihrem Sitze sich erhob und eins der Fenster öffnete. —

In diesem Augenblick siegte die Sonne, welche den Tag über mit dem dichten Wolkenschleier gekämpft, brach glorreich durch den dichten Trauerflor, verscheuchte die Dämmerung im Erkergemach und beleuchtete mit ihrem rosigsten Schein die blühende Mädchen- und Blumengruppe.

Beide Schwestern umschlangen sich und schauten hinaus in's Freie. Ein warmer Wind trug ihnen Blüthenduft zu, drüben am jenseitigen Neckarufer glühte die rothe Weinbergserde, die Rebenranken waren grün golden, und die Fenster einiger einsamen Wohnungen zwischen dem Laub der Kastanien und Nußbäume flammten und brannten wie in bengalischem Feuer.

Auch Antlitz und Gestalt der Schwestern war von lichter Glorie umflossen. Helenens Wangen hatte die schon Kraft besitzende Lenzsonne leicht gebräunt, der Ausdruck ihrer milden blauen Augen strafte Lydia's Vorwürfe aber Lügen, und nur eine Fülle leis sich kräuselnder blonder Locken im Nacken, die schelmisch und neckisch sich mit dem kunstlos geordneten übrigen Haar nicht vereinigen wollten, ließen auf etwas Ungebändigtes und Ungezähmtes in ihrem Wesen schließen.

Madonna hingegen und Dämon schienen sich in Lydia's Zügen ewig zu bekämpfen; merkwürdig vermischte sich darin das Geistige und Sinnliche, die Augen waren groß und glänzend, wie dunkle Sterne, voll unheimlichen, verzehrenden Feuers, oder auch, wenn die schweren Lider sie drückten, voll Sanftmuth und Milde, einer Moosrose ähnlich, die die Knospe zuerst der Lenzsonne öffnet. Ein leicht geröthetes Lid und ein blauer Anflug unter demselben deuteten auf verwachte Nächte und Thränen. Und diese Augen überwölbten dunkle, mächtige Brauen in kühnen

Bogen und beschatteten sammetweiche, lange Wimpern. Die Blässe der Stirn und der Wangen war fast erschreckend und wurde nur wenig gemildert durch den rosigen Abendschein, ihre Nase besaß die edle hellenische Bildung, die Lippen waren weich, kirschroth, üppig entgegenstrebend, und um den Mund lagerte ein Zug schmerzlicher Wehmuth und Bitterkeit, wie wenn er den begehrlichen Lippen zürnte. Das dunkle, kurzgelockte Haar war nach hinten gestrichen, fiel aber oftmals unordentlich über die Stirn, so daß sie es mit einer kräftigen Bewegung des Hauptes wieder zurückschüttelte.

Lydia's Gestalt war schlank im Vergleich zu der Gliederfülle ihrer Schwester, und in ihrer Haltung lag etwas Geknicktes, welchen Eindruck das Antlitz zwar verwischte, doch nicht ganz vertilgen konnte.

Beide Schwestern trugen ein dunkles, durch einen Gürtel zusammengehaltenes Kleid, halb noch trauernd um den Vater, den ihnen ein Jahr früher der Tod entrissen.

Während Lydia's einer Arm um den Nacken der Schwester geschlungen war, preßte sie die zarten Finger der andern Hand heftig gegen ihr Herz, als fühle sie dort einen Schmerz und wolle ihn dämpfen. — Dabei schauerte es sie und Helene spürte dieß im zitternden Arm ihrer Schwester.

„Dich friert," sagte sie. „Laß uns das Fenster schließen."

„Nicht doch," bat Lydia, „draußen ist es ja lind und warm; es war nur ein Gedanke."

„Ein Gedanke?" lächelte Helene und zeigte die schmelzendsten Zähne.

Lydia antwortete nicht auf diese halbe Frage. Sie zeigte mit ihrer schmalen Hand, an der ein Goldreif glänzte, in die untergehende Sonne, welche eben als glutender Ball, dessen Feuer nicht mehr blendete, hinter einen Tannenwald versank,

so daß seine im Augenblick noch so roth wie Pinien glänzenden Stämme dunkel und farblos standen.

„Wie schön!" riefen Beide aus einem Munde. Da bemerkte Helene an Lydia's Finger den Ring.

„Wie," fragte sie erstaunt, „eine zusammengerollte Schlange, das Sinnbild der Nichttrennung?"

„Still," sagte Lydia, und purpurne Röthe flog über ihr Gesicht bis in den Nacken — „ich habe mich einer schönen Idee verlobt, und da ich mich nie von ihr trennen will, nahm ich diesen Reif!"

„Du bist eine Sphinx und sprichst mir in Räthseln, die ich nicht lösen kann."

„Einst vielleicht," erwiederte Lydia; „möglich aber, daß erst mein Tod Dir dieß Geheimniß enthüllt."

„Sprich nicht wieder vom Sterben!" flehte Helene; „immer wenn ich Dich davon reden höre, meine ich, Du begingst eine Sünde! Um wie viel bist du wohler als damals, wo der plötzliche Tod des Vaters Dir selber fast eine Ruhestätte neben ihm bereitet. O Gott, ich mag an das vergangene Jahr nicht denken; an Weihnachten, da Du noch in den wildesten Fieberphantasieen lagst."

„Dank für Deine und der Mutter Liebe, die mich euch erhalten!" sagte Lydia gerührt und strich eine über ihre Augen fallende Locke zurück.

„Der Aufenthalt hier auf dem Lande, am Ufer des rauschenden Neckar, wird Dich wieder stark und gesund machen."

„Glaubst Du?" fragte sie mit einem eigenen Zucken um die Mundwinkel, das kein Einverständniß mit dieser Hoffnung errathen ließ.

Vor dem Fenster tanzten in langen Streifen die Sonnenstäubchen und durcheinandergaukelnde, auf- und niederschwebende Mückenschwärme — die Cicaden zirpten laut, und der helle Ton der Unken ließ sich aus dem mit Nymphäen bedeckten Graben vernehmen. —

Die Wolken waren goldgerändert und zeigten phantastische Gestalten, lange Purpurstreifen gingen in Grün und Gelb über, und verblaßten in der nach Nord und Süd hin grauen, ersterbenden Himmelsfarbe.

„Welch' eigenthümliche Form jene glutende, zackige Wolke hat!" sagte Lydia lebhaft.

„Genau gleicht sie einem Spielmann, der in die goldenen Saiten einer Harfe greift!" —

„Phantastisches Wesen!" lächelte Helene und zog die Schwester von der Brüstung, an welche beide lehnten, fort. Sie zog den Vorhang bei Seite und wollte eben in das alte, stille Gemach treten.

Der Holzwurm pickte nicht mehr, die Uhr pendelte kaum hörbar, und die Möbel schienen in das Eichengetäfel gewurzelt. Ein letzter am Horizont hinfliegender Schimmer traf aber an der gegenüberliegenden grauen Wand die braunen Rahmen und matten Flächen einiger Bilder. Zwei davon stellten alte geharnischte Ritter dar, einst Besitzer des mittelalterlichen Schlosses, das zwischen ihnen hängende aber zeigte ein ernstes Denkergesicht, von dunklen Locken umwallt; es waren die Züge eines im Vaterlande berühmten Dichters.

„O Eugen!" sagte Lydia, wie ihr Blick auf dieß letzte Bild fiel.

„Halt, Helene, nur noch einen Augenblick." Und sie zog die sich eben zum Gehen Schickende wieder auf ihren Sessel, setzte sich ihr gegenüber und beugte das Haupt anmuthig zu ihr hinüber, mit ihren schmalen Fingern ein Herz von Karneol fassend, das Helene an einem dünnen Sammtband um den Hals trug. Die zarten Blätter der Mimosen und langblättriges Frauenhaar verflochten sich mit den Locken der beiden Schwestern. „Das ist's, was ich Dir sagen muß!" begann Lydia ernst; „Du darfst nicht mehr wie ehedem gegen Eugen sein."

„Wie war ich denn?“ warf Helene ungeduldig ein.

„Lies wieder einmal all' die schönen Lieder, die Dir Eugen gebracht, und es wird Dir vor die Seele treten. O, Helene, glaube doch nicht, daß ich gern Dich schelte, aber weil ich Deine wahre Freundin bin und weil Niemand sonst es thut, muß ich Dich auf Deine Fehler aufmerksam machen.“

„Nun,“ erwiederte sie, indem ihre Stimme eine komische Wichtigkeit annahm, „Eugen besingt mich als eine Marmorgöttin, als wäre ich so hart und gefühllos wie die florentinische Venus, während er recht gut weiß, daß ich ihn herzlich lieb habe. Und hältst Du solche Vergleiche für baare Münze? es sind poetische Metaphern, wie er sich ausdrückt.“

„Möglich, möglich,“ besänftigte Lydia; „man muß aber Dein leichtes, über Alles wegsehendes Naturell haben, um zu verkennen, daß Eugen unter Deiner oberflächlichen Neigung leidet, die nicht Deine ganze Seele, Dein ganzes Wesen einzunehmen und mit Glück und Seligkeit zu erfüllen scheint. — Du eröffnest ihm hundert Mal die rosige Hoffnung, Dich zu besitzen, und glaubt er Dich voll und ganz zu haben, ist's ein unbedachtes Wort, das ihn wieder weit vom ersehnten Ziele zurückschleudert. — Das ist nicht echten Weibes Art. Es ist eine Sünde, Wünsche zu erwecken, ohne sie zu stillen!“

„Nun, er soll mich haben, Dir zu Gefallen!“ sagte unbedacht und gereizt Helene.

„Sind das Deine Vorsätze?“ schluchzte die Schwester. Ein Thränenstrom perlte über ihre bleichen Wangen; sie stand schnell auf und verließ den Erker.

Helene folgte ihr auf dem Fuße.

„Vergib, vergib,“ bat sie, „ich habe Dir wehe gethan — aber Du weißt, ich habe Dich doch ewig lieb.“ —

Lydia lehnte sich an ein Piano, das nicht fern von Eugen's Bilde an der Wand stand. Die Schwester öffnete ihr das

Instrument und flehte: „spiele mir meine Lieblingssonate, dann weichen die bösen Geister von mir, wie einst die des Königs Saul vor David's Harfenspiel."

Ohne die noch strömenden Thränen zu trocknen, begann Lydia die Tasten zu rühren, und wie nun die Töne erklangen als fielen silberne Tropfen aus einem sonnigen, warmen Quell, versiegten allmählig ihre eigenen Zähren, Helene aber weinte stumm und lange.

Und während die Musik gleich einem langen Lenzregen ihr Herz thaute, befruchtete sie es mit heißer und wahrer Liebe zu Eugen, der ihr nie so rein, hoch und sittlich erhaben erschienen. Als der letzte Ton verklungen, drückte sie warm die Hand der Schwester und küßte ihr die Augen.

In demselben Augenblicke erschien die alte Barbara mi einer brennenden Kerze und entbot die Töchter hinunter zur Mutter in den Glaspavillon des Gartens zum Nachtmahl.

Die Mädchen folgten schweigend und betraten den Pavillon, wo eine einfache Mahlzeit gerüstet war. Zwei von einer Glasglocke nicht ganz geschlossene Flammen beleuchteten die eintretenden Mädchen.

„Ihr habt verweinte Augen, was ist's?" fragte die besorgte Mutter. —

„Mich blendet der Glanz der Lichter," sagte Helene. — Lydia blieb still.

Die Unterhaltung war einsilbig und berührte nur Alltägliches.

Verschlafen tönte das Quacken der Frösche, der Neckar rauschte dumpf, kleine Motten zogen konzentrische, immer dichtere Kreise um die verhängnißvollen Kerzenflammen, bis sie sich die Flügel versengten, herniederfielen und in der Gluth verkohlten.

„Vielleicht mein Geschick!" lispelte Lydia für sich, welche den surrenden Insekten eine Weile gedankenvoll zugeschaut.

Etwa eine Stunde später warf der Mond sein weißes milch-

farbenes Licht durch die Scheiben eines der nach Osten gelegenen Zimmer des Schlosses.

Sein Licht rückte langsam und zögernd über zwei weiße Betthimmel, die neben einander standen — jetzt beleuchtete und verklärte der Strahl Helenens Antlitz, das Traum und Schlaf mohnfarben umblühten, dann traf er auch die Gestalt Lydia's, deren weiße, runde Arme bis zu den Schultern entblößt waren und ein Kissen hielten, in das sie ihr bleiches schmerzliches Gesicht vergraben hatte, als hätte sie es vor dem Schlummer an die Brust eines geliebten Freundes gedrückt. —

Im Mondlicht der Dielen dehnte sich und schnurrte leis eine Katze.

2.

Die glühende Sonne war eben über die fernen Gebirge gestiegen; aus ihrem goldnen Quell flossen Ströme Lichts über die im jungfräulichen Schmuck des Frühlings prangende Erde, überrieselte die blumigen Wiesen und jungen Saaten, die ein sanfter Windhauch wie Wellen bewegte.

In den Dörfern begann es rege zu werden; der Hahn hatte den Bauer zum Pfluge gemahnt und die Wachtel rief ihn in's Feld. Die Knechte schirrten, noch verschlafen und in Hemdsärmeln, ihre Ochsen in's Joch, und frische Schwabenmädchen im Schmuck der langen, vollen Haarflechten kamen vom Brunnen, wo sie ihre einfache Toilette verrichtet, das Antlitz vom kalten Wasser gerötheter, als sonst. Den Weinbergen zu, welche die fruchtbaren Neckarufer bekränzen, zogen einzelne Männer und Frauen, Hacken und andere Werkzeuge, zum Lockern des Geschiebes um die Reben, auf ihren Schultern. Sie gaben zwei jugendlichen Wanderern, die um diese frühe Stunde schon Schloß Beihingen zuwanderten, den schönen landesüblichen Gruß: „Grüß Gott", den diese Beiden freundlich erwiederten. Bald darauf

hörten sie aus den Bergen die munteren johlenden Lieder der zufriedenen Arbeiter.

„Haben wir noch weit bis zu unserem Ziel, Eugen?" fragte der Größere der Beiden, welchen der eigenthümliche Accent und mehr noch seine fremdartige Tracht, die aus einem mit Schnüren besetzten Sammetrock, eng anliegenden Beinkleidern, die in Sporenstiefeln steckten, und einem runden, federgeschmückten Hut bestand, als einen Magyaren kennzeichneten.

„Wenn wir die große Straße verlassen und einen gleich links abbiegenden Wiesenpfad einschlagen, werden wir eine halbe Stunde früher an unserem Ziele sein!" versetzte der Angeredete, der mit einer weißen, schmalen Hand, welche einer Frau anzugehören schien und nur auf geistige Beschäftigung deutete, seine Augen beschattete, damit er unbelästigt von dem Sonnenlicht nach dem eben erwähnten Wege spähen könne.

„Gut, so laß uns den nähern Pfad einschlagen," sagte der Magyar, und um sich zu vergewissern, ob dieser Weg sie auch sicher nicht etwa auf Umwege führen würde, befragte er darum zwei Mädchen, die mit Körben auf dem Haupt zu Markt nach Ludwigsburg gingen.

„'s ischt der näkschte Weg!" versicherten diese erschrocken und erröthend, denn der Fremdling war von so wunderbarer Schönheit, und der Blick seiner dunklen Augen so bezwingend und bezaubernd, daß sie die ihrigen zu Boden senkten und erst in einiger Entfernung schüchtern sich gegenseitig den gleichen wohlthuenden Eindruck vertrauten.

Der enge Weg, den Beide jetzt eingeschlagen, lief durch eine Wiese, in deren Mitte ein kleiner Bach floß, dessen Ufer spärlich mit Pappeln bepflanzt war. An einzelnen Stellen hing noch der Nebel der Nacht, von der Sonne nicht ganz aufgesogen, den sie aber nieder auf das Gras drückte, dieses mit Millionen Perlen bestäubend. Durch die grünen Wipfel ging ein leises,

trauriges Flüstern, abgebrochen, wie im Schlaf, sang in den Zweigen manchmal ein Vogel. Der Weg stieg einen kleinen Hügel hinauf, von dessen Gipfel der einsame Kegel des Asberges sichtbar war! —

„Dort oben," sagte Eugen, indem er auf die Mauern, welche den Asberg krönen, deutete, „schmachtete einst Schubart in einem traurigen, öden Kerker, in welchen ihn die Tyrannei eines Fürsten warf."

„O!" rief scharf und gedehnt sein Begleiter. Er versank eine Zeitlang, aufmerksam die Veste betrachtend, in Nachdenken und rezitirte dann nur halbverständlich einige Verse aus Schubart's Fürstengruft.

„Eugen," begann er dann lebhaft und warm, „wie gern würde ich bei Lebzeiten den dornenvollen Pfad wandern, den das Genie gewöhnlich betreten muß, wenn ich mir damit die Unsterblichkeit sichern könnte, wenn ich Etwas zu schaffen im Stande wäre, was nach Jahrhunderten noch von mir zeugte. Wohnte eine so unedle Eigenschaft wie Neid in meinem Herzen, würde ich Dir Deinen Ruhm mißgönnen."

Eugen lächelte bitter.

„Du sprichst von Ruhm," erwiederte er nach kurzem Schweigen, „als ob der meinige erst mit der deutschen Sprache untergehen könne. Salomo sagte: Alles ist eitel. Ich modifizire seinen Ausspruch und sage: der Ruhm ist eitel. Byron meinte von ihm, er sei darum angenehm, weil er den Weg zum Vergnügen bahne! Dann wenigstens ist sein Werth gering! — Von mir möge man nichts Anderes rühmen, als daß ich das Höchste erstrebte, wenn mir auch die Kraft versagt ist, es zu erreichen. Habe ich nach bestem Ermessen mit Anwendung all' meiner Kräfte etwas Schönes geschaffen, so treibt es mich nur zu etwas Neuem, weil ich fühle, daß mein Product hinter dem Willen zurückblieb. Ich leugne es nicht, auch mir ist schon manche

selige Stunde durch mein Wirken erstanden, ich weiß es, daß ich große und heilige Thränen in manches Edlen Auge brachte, daß ich durch ein Gedicht manchem Leidenden und Hoffnungslosen Trost und Erhebung gab, und dieß Bewußtsein krönt mein Schaffen, macht mich glücklich und spornt mich an zu neuem Thun. Aber, was ich am liebsten errungen hätte, was ich am meisten erstrebte, habe ich nie erreicht, durch meine Lieder das Herz eines Weibes zu rühren, das ich seit lange liebe, von dem ich glaubte, ihr Herz werde sich mir öffnen, wie nun die Blüten der Lenzsonne; gab ich ihr doch in meinen Liedern Alles, meine Seele!" —

„Du scheinst also unglücklich zu lieben?" fragte der Freund gespannt. —

„So viel ist gewiß, etwas Feindliches steht noch zwischen mir und dem Wesen, dem ich mein Herz zu eigen geben möchte."

„Du wirst zu ritterlich, zu zart sein, und die Folge davon ist Uebermuth und Verletzen durch tausend —"

Eugen fiel seinem Begleiter rasch in's Wort. „Wecke nicht solchen Argwohn," sagte er ernst. „Helene ist gewiß gut und vortrefflich, nur scheint eine falsche Scham sie abzuhalten, ihre reine Seele zu offenbaren und zu entschleiern. O, möchte sie mir nur einmal die Gewißheit geben, mein Ahnen von ihrer Vortrefflichkeit sei richtig. Ich gewänne dann den Muth, ihr offen und ganz mein Lieben zu bekennen."

„Und wer ist Helene?" forschte Maria.

„Ich lernte vor vielleicht fünf Jahren, als ich nach Stuttgart kam, die Freifrau von Sternau kennen, deren feiner Sinn und Verehrung für Poesie mich ihr bald näher befreundete. Ich besuchte fast täglich ihr Haus; ihre beiden Töchter, Lydia und Helene, waren damals noch Kinder; jetzt sind sie zu schönen jungfräulichen Rosen erblüht, das Uebrige kannst Du Dir selber sagen."

„Ich habe Dich auf dem Wege nach Schiller's Heimath absichtlich diesen Umweg geführt, weil ich weiß, es wird der Freifrau und ihren Töchtern lieb sein, wenn ich sie auffordere, mit an unserer Wanderung Theil zu nehmen."

„Wie ich mich freue!" jubelte Maria, „denn ein Mädchen, das Du liebst, muß verehrungswürdige Eigenschaften besitzen."

Der Wiesenpfad mündete jetzt wieder in den breiteren, staubigen, von Obstbäumen eingefaßten Landweg. Eugen hob im Weitergehen eine mitten in der Straße liegende Schnecke auf, damit sie nicht von einem Wagen überfahren werde, pflückte auch am Wege einige im Moose blühende Veilchen, deren blaue Kelche vom Thau glänzten, und die ihr würziges Arom mit den dichtgedrängten Blüten der Kirschbäume vermengten.

Maria summte die Melodie eines ungarischen Volksliedes, unterbrach sich aber inmitten des Gesanges mit einem kurzen Ach! welches sichtliche Ueberraschung ausdrückte.

Zu ihren Füßen im Grunde floß zwischen zwei an Korn und Reben reichen Geländen der Neckar, und aus dem weiß schimmernden Kranze der blühenden Fruchtbäume ragte gleich einem trotzigen Felsen im weißschäumenden Meer der Thurm des Schlosses von Beihingen, daneben auf grüner Höhe die Kirche, neben welcher der Gottesacker mit Kreuzen und Leichensteinen sichtbar wurde. In der Ferne zogen im blauen Duft die Gebirge der schwäbischen Alp. Der Weg senkte sich hinunter in die Gassen des um die alte Burg liegenden Dorfes. In der Nähe eines Brunnens, an welchem plaudernde Mädchen ihre Krüge füllten, stand ein weißes, einfaches Haus, dessen Fenster mit Reben umrankt waren, die schon die ersten Scheine trieben, aus denen thränengleich saftige Tropfen hervorquollen.

An einem langen Spieß hing als Wirthshauszeichen ein goldener flüchtiger Hirsch. Es schien Eugen noch etwas zu früh, seinen Besuch im Schlosse zu machen, und die beiden Freunde

traten daher in ein rein getünchtes Zimmer, dessen Wände bis zur halben Höhe mit braunem Holz getäfelt waren. Schwere Eichentische und mit Schnitzwerk versehene Stühle standen um dieselben. Die Morgensonne fiel hell und wärmend in die Stube, vor dem einen Fenster stand schon ein Pfirsichbaum in purpurner Blüthe; leis und traulich rauschte der Neckar herüber. —

„Hier ist gut sein, da möchte ich gerne eine Zeitlang in aller Ruhe und Einsamkeit wohnen!" sagte Maria.

„Und ich bin gewiß, daß Du Dich unter diesen einfachen, natürlichen Menschen wohl befinden würdest. Aus dem Lärm der Städte sehnt man sich gern nach einem stillen Asyl, wo man wieder einmal an das lang vergessene Selbst denken kann. Zudem würdest Du, erst durch mich mit der freiherrlichen Familie bekannt, manche schöne Stunde in dieser verleben. Bleibe eine Zeitlang hier, wer hindert Dich!"

«Nous verrons!» versetzte kurz der Magyar, nahm dann die Flasche, welche die Wirthin, mit rothem Traubenblut gefüllt, eben auf den Tisch gesetzt, schenkte zwei Gläser voll, reichte eines dem Poeten und sagte: «Evviva l'amor!« —

Die Gläser klangen, Eugen gedachte Helenens bei dem kühlen Frühtrunk, Maria hatte den Spruch nur ohne Bedeutung allen Schönen gebracht. —

Nach etwa einer halben Stunde gingen Beide die Anhöhe hinauf, die zum Schloß führte. Im Hofe war es ganz still, nur der von Trauerweiden überhangene Brunnen rauschte, aus einem nahen Fliederbusch tönte gleich wieder verstummend das Lied einer Nachtigall.

Eugen ging stets mit bewegtem Herzen diesen Gang, immer glaubte er als ein reicherer, glücklicherer Mensch aus den alten Hallen zurückzukehren, aber bis jetzt hatte sich sein Wünschen noch nicht erfüllt. Gewohnt indeß, stets vollkommen Meister seiner Gefühle zu sein, merkte Maria nichts von seiner inneren Er-

regung, und doch schlug sein Herz so gewaltig, daß es ihm möglich schien, man könne dessen Pochen in dieser Stille wahrnehmen.

Als sie durch ein gewölbtes Thor in das Innere traten, kam gerade ein Diener die breite Treppe herunter.

„Die gnädige Herrschaft ist im Garten!" sagte er zu dem ihm bekannten Eugen. —

Beide gingen durch eine niedere Pforte in denselben. Kaiserkronen und Hyacinthen, um welche fleißige Bienen summten, standen dort auf wohl gepflegten Beeten, in den Bosquets blühten der Weißdorn und die aromatischen Syringen. Aus einem kleinen, durch Bäume versteckten Pavillon tönte heiteres Lachen, dort also waren die Frauen versammelt. Noch ehe Eugen und Maria denselben jedoch erreicht hatten, trat die Baronin, Helene am Arm, aus demselben, Lydia folgte und bückte sich eben, ein Veilchen zu pflücken, als die Mutter und ihre Schwester der Freunde ansichtig wurden.

Nach herzlicher Begrüßung Eugens stellte dieser seinen Begleiter vor: Graf Maria Ollony. —

„Haben Sie Ihre Heimat schon lange verlassen?" fragte die Freifrau den Letzteren mit dem liebenswürdigsten Tone.

„Seit ungefähr einem Jahr," gab der Graf zur Antwort. „Ich lebte einige Monate in Wien und Heidelberg, Studien halber, und kam im verflossenen Herbst nach Stuttgart mit einer Empfehlung an Eugen, der mir seitdem, ich sage es mit Stolz, ein lieber, echter und aufopfernder Freund geworden!"

Eugen sah Maria mit einem Blick an, der einen leisen Vorwurf enthielt und bedeutete, er möge nicht zu viel Lob spenden; Helene bemerkte es und wandte sich mit den Worten zum Grafen: „Nicht wahr, er ist ein herrlicher Mensch?" —

In diesem Augenblick trat Lydia zu der Gruppe und neigte grüßend das Haupt. Sie hörte die an den Grafen gerichteten Worte der Mutter: „Meine jüngste Tochter!" kaum,

denn als sie Maria erblickte, wurde ihre Wange so blaß, wie die der bleichsten Rose, vor ihren Augen verschwamm sein Bild zu undeutlichen Umrissen, sie faßte nach einem nahestehenden jungen Baum und lehnte sich an dessen schwankenden Stamm.

Unbekümmert um sie gingen die Anderen plaudernd weiter, während in ihrem Busen eine mächtige, lang bekämpfte Leidenschaft von Neuem entflammt war. Wie ein empörtes, stürmisches Meer kochten und wogten die Empfindungen in ihrem Innern. Die ritterliche Gestalt Maria's war die verkörperte schöne Idee, der sie sich kindlich träumend verlobt; so leiblich nahe war sie dem geliebten Gegenstande nie gewesen, sie hätte ihn umfassen und in den Frühling hinausjubeln mögen: Nun bin ich selig, denn ich habe an seinem Herzen geruht.

Aber sie blieb stumm in mädchenhafter Scheu und über ihr eben noch blasses Gesicht flog verwirrte Scham. Sie entfernte sich, um unbeobachtet zu bleiben. Ihre Brust war noch krampfhaft beschwert, mühevoll athmete sie, ihre Schritte waren schwankend und schwer, die Füße wie mit Blei belastet. Erst da sie eine Zeitlang auf einer Bank, über welche das goldgrüne junge Laub einer Birke Schatten warf, geruht, ihren Kopf in die Hand gestützt, wurde die gepreßte Brust freier und eine unbestimmte Gewalt trieb sie und ließ sie nicht ruhen. Sie hätte weit, weit in die Welt hineinwandern mögen, ohne Zweck, ohne Ziel. — Sie pflückte Kraut und Blumen und warf sie wieder fort, sie knickte Blätter und Aeste und bog blühende Kirschzweige um ihre Locken; ihre Augen leuchteten fieberhaft erregt, durch sie konnte man in die Tiefe ihrer Seele bis zum Grunde schauen. Und auch in Worten mußte sich lösen, was ihr Herz bewegte; sie sprach wirre, bunte Reden durch einander, die sie geträumt, wenn sie, wie sie jede Nacht that, ihr Antlitz in die Kissen drückte,

und strömte endlich all' das Wogen und Stürmen der Seele in das herrliche Lied Goethe's:

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Hangen und Bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist
Die Seele, die liebt.

Die im Garten Wandelnden hörten die jauchzenden Töne, und da Lydia's Gestalt ihnen durch die nur mit wenig Grün behangenen Sträucher sichtbar wurde, lenkten sie ihre Schritte auf sie zu. Sie entzog sich ihnen aber, entfernte sich durch die niedere Gartenpforte und kehrte in's Schloß zurück, wo sie laut weitersang, daß das Echo der hohen Hallen und der weiten Korridore das Lied wiedergab. — Die Mutter und Helene waren manche der Seltsamkeiten an Lydia gewohnt, und da neuerdings eine größere Scheu vor Fremden an ihr bemerkbar gewesen, schoben sie ihr eigenthümliches Benehmen auf die Gegenwart Maria's.

Die Freifrau hatte von Letzterem inzwischen vernommen, daß er und Eugen die letzte Nacht in Ludwigsburg zugebracht, um in der Frühe des heutigen Morgens nach Marbach zu gehen. Gern willigte sie ein, die Freunde mit ihren Töchtern zu begleiten. Während sie unter den Fruchtbäumen des Gartens mit dem Grafen auf und ab promenirte, mit einem Syringenzweig spielend, und aufmerksam zuhörte über Vergleiche, die dieser über Gebräuche seines und des schwäbischen Volkes machte, pflückte Eugen für Helene, unter manchem Scherz, welchen das übermüthige Mädchen machte, einen Strauß von Blumen, wie sie gerade am Boden ihm zu Handen kamen!

„Veilchen, Tazetten, Anemonen, auch Tulpen," sagte Eugen, die letzte Blume betonend; „ich könnte Vergleiche machen, aber Helene versteht nichts von der Blumensprache."

„Nicht? Nun wir können ja sehen!" sagte diese wichtig. „Die Tulpe ist das Sinnbild des Hochmuths, des äußeren Scheins, des Dünkels, die sich mehr wähnt, als die niederen, bescheideneren Blüten des Lenzes — unter ihren Schwestern das, was Helene unter den Menschenkindern. Nicht wahr, ich hab's getroffen, ernster Dichter!" Und sie warf sich dabei in die Brust und ging so komisch stolz an Eugen vorüber, daß dieser herzlich lachte und sie leis mit einer blühenden Kastanie auf die Hand schlug, deren Blütenstaub diese roth und gelb färbte.

„Die Farben sollen Sie mir fortküssen, Poet!" lachte das Mädchen und reichte ihm die Hand dar.

„Kind!" sagte Eugen, neigte sich und küßte ihre Hand.

„Wie, Kind?" begann Helene, „ist man mit achtzehn Jahren noch ein Kind? Könnte ich nicht bald eine Frau werden?" Sie faßte Eugen's beide Hände und drehte ihn mit sich trippelnd und schwenkend im Kreise herum, immer geschwinder und rascher, so daß diesem die Bäume vor den Augen tanzten.

„Sie haben mir lange kein Gedicht mehr gebracht," schmollte sie dann, als sie plötzlich losließ, so daß Eugen zurücktaumelte und auf einem Blumenbeet eine Tazette niedertrat.

„Ist das Recht?" —

Eugen holte tief Athem und seine Wangen waren hochroth gefärbt; er hatte eine Erklärung auf den Lippen und wollte ihr Vorwürfe machen, doch er schwieg.

„Seien Sie nicht immer in Ihrer Einbildung so betrübt," sagte Helene mehr vor sich hin, als zu ihm gewandt. Und wie sie den zu Boden geschlagenen Blick erhob, sah sie ihm fest, klar und tief in's Auge. Rasch faßte der Poet des Mädchens Hand,

und sein warmer und herzlicher Druck verkündete diesem, was seine Brust erfüllte.

Dann wandte er sich und ging der Freifrau, welche mit dem Grafen einen mit Neckarkies bestreuten Gang heraufkam, entgegen.

„Wenn Du und Lydia mit nach Marbach wollet," sagte die Mutter zu der hinter Eugen gehenden Tochter, „so bereitet euch vor zur Fahrt." Hierauf richtete sie an Eugen die Bitte, im Erkerzimmer mit dem Freunde sich für kurze Zeit wie zu Hause zu fühlen, sie selber mit dem Wagen würden nicht lange zögern. Als die Beiden droben allein waren, Maria flüchtig in demselben Buch blätternd, welches Helene den Abend vorher beim Eintreten der Dämmerung fortgelegt, begann dieser:

„Wo blieb die zweite Schwester, sie scheint mir scheu wie ein Reh!" —

„Aber nicht so sanft," gab Eugen zur Antwort. „Sie besitzt ein heißes, leidenschaftliches Herz, und dieß Herz zerstört ihr Leben. Mich würde ihre Unruhe und Rastlosigkeit martern; mir däucht, sie ist nicht geschaffen Frieden zu geben. All' ihr Empfinden ist eine wildbewegte See, in deren Tiefe freilich manch' seltene Perle ruht."

Eugen sprach die Worte in einem Tone, der Maria zeigte, diese Unterhaltung sei ihm peinlich. Er war viel zu sehr mit seinen Gedanken, mit seiner Liebe beschäftigt, um gesonnen zu sein, über Andere muthmaßliche Aufschlüsse zu geben. Jedes Wort, das Helene gesprochen, war ihm im Gedächtniß geblieben; trotz aller Schalkhaftigkeit, alles Scherzes, den sie getrieben, schien es ihm, als sei gegen sonst eine Veränderung in ihrem Wesen eingetreten. Er war so beruhigt und glücklich wie lange nicht.

Das Rollen des Wagens unten im Hofe und das Stampfen der Pferde auf das Pflaster, so wie Helenens Stimme, die

durch die geöffnete Thür: «All right!?» rief, gab das Signal zum Aufbruch.

Die Freifrau trug ein dunkles Gewand, die beiden Schwestern perlgraue Seidenkleider, um die Taille einen schmalen Gürtel, von einer einfachen silbernen Spange zusammengehalten. Das kunstlos geordnete Haar hielt ein penseefarbenes Netz, in welchem kleine türkische Goldmünzen hingen. Ein runder Hut mit brauner, nickender Straußfeder und ein weiß und schwarz gestreifter Burnus vollendeten den Anzug. Geflügelten Schrittes eilten die Mädchen die breite Schloßtreppe hinunter und saßen schon neben der Mutter im Wagen, ehe die Freunde im Hof anlangten.

Der Graf bat um die Erlaubniß, die Damen selbst fahren zu dürfen, indem er zur Beruhigung hinzufügte, er wisse recht gut mit Pferden umzugehen. Da er gezwungen gewesen wäre, im Wagen rückwärts zu sitzen, verband er mit diesem Vorschlag zugleich die egoistische Absicht, nach allen Seiten freie Umschau zu genießen. Es war ein prächtiger Vormittag; der Himmel wölbte sich, ein tiefblauer Dom, über die bräutliche Erde, nur da und dort zogen am Firmament weiße Wölkchen wie weidende Lämmer; am Wege blühte der Schlehdorn, die Blütenkätzchen der Haselstauden schwankten und nickten im Winde, würziger Duft drang von den Hügeln und den Wiesen, deren Gras und Kraut über Nacht sichtbar emporgeschossen war. Hoch oben im Aether zogen länderkundig, ihren Weiser voran, kreisende Störche, die während des Winters am Nil geweilt, und durch die noch nackten Zweige der Akazien flatterten zirpende Meisen oder wiegten sich bunte Finken, die keck in die warme, ermattende Frühlingsluft hineinsangen.

Lydia lehnte stumm im Wagen und war bleicher wie je. Sie schloß von Zeit zu Zeit die Augen, und jene schöne Männergestalt, welche die muthigen Rosse kräftig zügelte, und die sie gleichwohl nicht anzuschauen wagte, stand dann vor ihrem

geistigen Auge. Nach der eben überstandenen Aufregung war sichtbar die Reaktion eingetreten; die Brust schmerzte sie, und wenn sie die Lider erhob, gewahrte man an dem matten Blick die Agonie, welche sich ihrer bemächtigt; sie glich einer Flamme, welche mühsam gegen das Erlöschen kämpft.

Helene und Eugen hatten sich in ein Gespräch über Schiller's Braut von Messina vertieft, an dem hie und da die Mutter durch Fragen Antheil nahm.

Der Graf aber ließ seinen Blick freudig hineinschweifen in die schöne blaue Welt. Nach etwa halbstündiger Fahrt ging's auf einer hölzernen bedeckten Brücke über den Neckar, dann bog die Straße nach Rechts zwischen Uferweiden und Rebenhügeln, und auf sanfter Anhöhe lagen vor Maria die grauen mittelalterlichen Mauern Marbachs, seine einfachen Häuser, beherrscht von dem spitzen Thurm der Alexanderkirche.

Maria dachte beim Betrachten des kleinen Städtchens an die Worte der Schrift, die von Bethlehem sagen, sie sei mit nichten die kleinste der Städte in Juda, denn aus ihr werde kommen, welcher der Herr sein wird in Israel.

Hatte nicht hier die Wiege jenes Königs der Geister gestanden, der seiner Nation das edelste Gut, sittliche Freiheit, gebracht? Er vergegenwärtigte sich die Jugendzeit jenes Kindes, wie es mit anderen seines Alters am blumigen Ufer gespielt, auf den nahen Hügeln geklettert, und wie kein Mensch damals ahnte, daß es einst die heitere Schönheit des hellenischen Götterhimmels auf das finstere Christenthum pfropfen und mit begeisterter Zunge von allem Großen reden würde. Es war ihm unlieb, durch die Aufmerksamkeit der Mutter und Helenens, die ihm freiwillig mancherlei Aufschlüsse gaben, in seinen Betrachtungen gestört zu werden.

Als er die steile Eingangsgasse der Stadt langsam hinanfuhr, spähte er umher nach dem Geburtshause des unsterblichen

Dichters, aber kein Stern stand über der heiligen Stätte, gleich dem, der des jüdischen Messias Krippe anzeigte.

Kurze Zeit hernach befanden sich die Freunde mit der Freifrau und deren Töchtern vor dem Ziel ihrer heutigen Wallfahrt. An dem Brunnen, der auf dem kleinen vor dem Schillerhause befindlichen Platze rauscht, rasteten sie einen Augenblick, das einfache Aeußere zu beschauen.

Eugen sagte zu Maria: „Ich erinnere mich noch recht gut der Zeit, da ein Bäcker hier wohnte und aus demselben Fenster, durch welches zuerst ein Lichtstrahl auf jenes neugeborne Kind fiel, das unserem Volke geistige Ambrosia in Fülle reichen sollte, hungrigen Schulknaben irdisches Brod verkaufte."

Maria lächelte. „Und doch," erwiederte er, „möchte ich das Haus lieber in seiner alten, baufälligen Gestalt, als in dieser Restauration vor mir sehen — man sollte an so kostbare Reliquien nicht rühren."

„Das Bestreben, das dem Einsturz nahe Gebäude der Nachwelt zu erhalten, möchte aber doch wohl zu loben sein!" sagte die Freifrau im Zuschreiten auf dasselbe.

„Gewiß!" nickte Maria.

Auf leises Klopfen an's Thor öffnete der Custos.

Im engen Korridor des Parterres bewillkommte die Eintretenden Dannecker's herrliche Büste des Dichters; sie traten zur Linken in das Geburtszimmer.

An der Wand die Bilder der Eltern, am Boden ein der Mutter zugehöriger Spinnrocken und ein kleiner, mit Leder gepolsterter Sessel — dieß die im engen Zimmer befindlichen Gegenstände.

Keiner sprach ein Wort, Jeder überließ sich in ernster, feierlicher Rührung seinen Gedanken, und erst beim Heraustreten drückte der Graf seinem Freunde Eugen überwältigt die Hand und sagte Leonoren's Worte im Tasso:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder!

Lydia fühlte sich beklommen und unwohl und blieb mit der Mutter unten im Gemach, die Anderen, welche die beiden oberen Zimmer besuchten, erwartend. Mit lebhaftem Antheil betrachtete Maria die vorhandenen Reliquien und Erinnerungen an Schiller und dessen Eltern: eine rohrgeflochtene und geschnitzte Bank, welche der Vater auf der Solitüde benutzt, das Bild des Sohnes von Piloty, Reliefs und im Nebenzimmer den kleinen Spiegel, den er in der Karlsschule gebrauchte. Dann ließ er sich auf einen Stuhl nieder und durchblätterte das Album, in welches die zu diesem Hause Pilgernden ihren Namen, Gedichte oder Aphorismen eingetragen.

Eugen und Helene saßen sich gegenüber an einem Tisch und lasen in Briefen Schiller's und seiner Geschwister.

Andächtige Stille herrschte. Helene legte eben ein Blatt bei Seite und nahm ein anderes in die Hand, einen Brief von des Dichters Schwester Luise an ihn.

Das Haupt auf die Hand gestützt las sie unter anderen Worten:

„Der Seidenzeug ist ganz nach meinem Geschmack, ich lasse mir würklich ein Kleid davon machen, und will es recht schön behalten, bis ich zu meinem l. Bruder komme; auch die 6 Karolin bleiben verwahrt zu meinem Reisgeld; meine einzige Bestrebung soll sein, meinem l. Bruder nüzlich zu werden und seinem Wohlgefallen und seinen Wünschen entgegen zu kommen.“ —

Helene blickte nach dem Lesen dieser Worte auf und durch's gegenüberliegende Fenster empor zum Himmel; sie lächelte traurig und doch beglückt. Diese einfachen, wahren Worte, wie lebendig und ergreifend führten sie ihr die Liebe der Schwester zu dem Bruder vor die Seele. Als ein großer und echter

Mensch und als nichts Anderes erschien ihr heute der, dessen Haupt sie in ihrer Vorstellung nur mit Lorbeer umwunden, von der Glorie des Genius umstrahlt sah. Er war herniedergestiegen von seinem hohen, verklärten Sitz, ein einfacher, edler Mensch, ein treuer, fürsorglicher Bruder. Ihre Augen füllten Thränen; sie lächelte wieder, blickte nieder, um weiter zu lesen, und ein großer, warmer Tropfen fiel hernieder auf das Papier. Eugen sah überrascht auf; Beide sahen sich klar und tief in die Augen, die Spiegel der Seele. Ueber Helenens Wangen flossen unaufhaltsam die Thränen, sie ließ ihnen freien Lauf, lächelte wiederum in stiller Freude und sagte nur lispelnd: „Geliebter!"

Eugen zitterte und wollte sprechen, ohne es zu vermögen.

„Lassen wir uns nicht zu lange erwarten!" unterbrach der Graf diesen heiligen Moment, von dem er Nichts ahnte. Er ging voran, die Beiden folgten stumm; Helene still und selig, Eugen bewegt in tiefster Seele, sein Glück nicht fassend.

Beim Heraustreten aus dem Hause zeigte sich der Himmel voll dunkler Wolken; die Luft war heiß und schwül, ein Gewitter schien heraufzuziehen.

Die Freifrau rieth daher, noch vor dem aller Wahrscheinlichkeit nach bald eintretenden Regen wieder nach Hause zurückzukehren. Lydia drängte selbst hiezu; sie war schüchtern wie ein Kind, und was sie doch am sehnlichsten erflehte, der Graf möge sich ihr nähern, erfüllte sie mit Furcht. Und da sich diese Scheu deutlich genug in ihrem Gesicht ausprägte, vermied Maria jede längere Unterhaltung.

Helene bat ihre Mutter, zum wenigsten noch so lange verweilen zu wollen, bis sie die nahe gelegene Schillerhöhe bestiegen, von wo der Graf die schöne Gegend bewundern könne.

„Wie ihr wollt," genehmigte die liebenswürdige Freifrau; „so geht nur, in der Post trefft ihr mich und Deine Schwester."

So wanderten denn die Drei durch das alte, von einem

Thurm überbaute Thor, und gingen langsam zwischen Gärten, in denen vereinzelte Aprikosenbäume und Frühlingsblumen blühten, den Hügel hinan, dessen Plateau für eine Büste Schiller's bestimmt ist.

Der Graf war ungeduldig den Beiden eine Strecke vorangegangen.

Zu beiden Seiten des Weges erstreckten sich Saatfelder, und inmitten des grünen Kornes standen Kirsch- und Aepfelbäume. Die Sonne verschleierte sich manchmal in düsteren Wolken, brach dann aber wieder glühend und ermattend hervor. Die ganze Natur lag still wie in verzaubertem Schlaf, die drückend lastende Schwüle in der weiten Flur harmonirte mit den gepreßten Herzen der Liebenden.

Selten nur und vereinzelt fiel ein warmer Tropfen, manchmal rauschte es in den Blütenkronen; die Natur schien um Erlösung aus diesem Bann, in den der bleierne Himmel sie schlug, zu flehen.

Eugen wollte hundert Mal zu sprechen beginnen, aber er fand, das seligste Glück habe keine Worte! Helene erhob nur selten den zu Boden gehefteten Blick.

Der Hügel war jetzt so gut wie erreicht.

Ein Apfelbaum streckte seine Zweige quer über den Weg; an seinen Aesten drängten sich die ersten blaßrothen Blüten. Eugen pflückte einen Zweig und reichte ihn der Geliebten; sie dankte kaum vernehmlich.

Helene stand einen Augenblick still — ihr Auge schweifte über die Neckarufer. Die Erde, Kraut und Blumen athmeten warmen Duft; flüsternd ging durch Halm und Strauch ein stilles Wehen, wie Gottes Odem.

„Wie wunderbar sind des Herrn Werke, ist der ein Mensch, der sie nicht fühlt?“

„Und wie wunderbar Du, herrliches Mädchen, Krone der

Schöpfung!" rief Eugen und faßte ihre Hände. Er zog sie an sich und lehnte sich trunken an den Stamm des Apfelbaumes, der sie jedem fremden Blick verbarg. Dann schloß er sie in seine Arme und küßte der selig Weinenden ihre Thränen fort.

„In einer Thräne, die ich zuerst Dich weinen sah, flossen unsere Seelen ineinander, Helene!" —

Sie lehnte matt ihr Haupt an seine Schulter.

So standen sie eine kurze Weile.

„Komm', liebe Liebe." —

Sie folgte ihm und nahm seinen Arm. Und wie er die leichte Last bergan trug, war er stolz und glücklich, das heiß begehrte Weib durch's Leben führen zu dürfen, und wünschte fürder nichts als Ungemach und Noth, mit denen er zu kämpfen habe, damit sie erkenne, wie theuer ihm die Errungene sei. Gerade als sie an jener von Bosquets umrahmten Stelle anlangten, auf welcher Schiller's Standbild sich erheben und weit in's Land schauen wird, bot der Graf Helenen einen eben gepflückten Strauß.

„Dank Dir, Maria," sagte freudig Eugen. „Du bist der Erste, welcher Blumen auf den Pfad unserer Liebe streut."

Fern über dem jenseitigen rebenreichen Gelände des Neckars fiel in langen Streifen der Regen, dahinter standen goldige sonnengetränkte Wolken, und hoch am Firmamente zitterte über den Glücklichen die schwankende Brücke eines Regenbogens in schimmernden Farben.

Eugen neigte sich und legte seinen Mund an Helenen's Ohr:

„Helene, darf ich dem Freund mein Glück vertrauen?"

„Ja," lispelte diese erbebend; „sag' ihm von unserem Bund für Zeit und Ewigkeit, und möchte die ganze Welt unser Glück erfahren!" —

3.

Im weißen Kleid, das Haar mit dem bräutlichen Kranz der Myrthe geschmückt, war Helene mit Eugen vor dem Altar der

alten Schloßkapelle gestanden, deren gothische Fenster unter den brausenden Orgelklängen erzitterten. Das ist der heiligste und schönste Moment im Leben jedes Weibes, reich an Wehmuth und unnennbar seligem Gefühl, und noch nie überantwortete sich ein reines kindliches Jungfrauenherz einem Manne, ohne daß aus ihren Augen zwei Thränen perlten, eine dem hohen Glück der Gegenwart und Zukunft geweiht, die andere dem verlorenen Selbst, das in dem geliebten Gegenstand aufgeht, in der keuschen Blüte die Frucht ahnt.

Zitternd vor der beglückenden Umarmung, der sie entgegengeht, der sie entgegenharrt, der frohen Hoffnung voll, Alles, was der jungfräuliche Sinn in einsamer nachdenklicher Stunde sich glänzend und farbig ausmalte, bald verwirklicht zu sehen, gleicht sie der dem alten Erdreich entrissenen Blume, die, eben verpflanzt, Blatt und Blüte neigt und sich langsam dem neu belebenden Sonnenstrahl öffnet.

Dieser Sonnenstrahl, dem sie sich zuwendet, ist der Mann, auf welchem fürder die Hoffnung ihres Lebens ruht. Beim Beginn ihrer Liebe flog diese als jungfräuliche Morgenröthe über den Lenzhorizont ihres Seins, jetzt wird sie in ein milderes Abendroth übergehen, dem die Nacht folgt, durchglüht von Sternen und ungekannten Mysterien der Liebe, denen sie als das heiligste, anbetungswürdigste Wesen der Menschheit, vor dem sich auch der roheste Sinn fromm beugen muß, als Mutter, entsteigt.

Diese Gedanken, welche dämmernd in der Seele der Jungfrau keimen, erpressen ihr die linde, warme, wehmuthreiche Thräne, unter welcher der Mund noch in himmlischer Ruhe lächeln kann, die andere bittere, schmerzensreiche aber ist der Trennung geweiht.

Denn mit dem Wechsel des Namens ist das Wort der Schrift erfüllt: Du wirst Vater und Mutter verlassen, und ihm, Deinem Manne, nachfolgen!

Und hier am Altare entflattern den weißen Myrthenblüten die unschuldigen Geister der Jugendzeit, schlingen den Zauberkreis um die Fortziehende und wollen sie halten. Die Seele eines Mädchens zaubert sich dieß verlorene Jugendparadies voll Unschuld wieder zurück und bebt vor der dunklen Zukunft, decke ihr Vorhang selbst die blühendsten Rosen. Denn mag die Freude und das Glück, dem wir nun entgegensehen, noch so glänzend und verheißungsvoll sein, wir trauern immer um das Verlorene.

Auf Helene stürmte all das mit um so größerer Macht ein, weil der Augenblick, wo sie ihre ganze Vergangenheit verloren und eine reiche schöne Zukunft erworben hatte, so plötzlich an sie herangetreten war. Und wie sie nach beendetem Segensspruch stumm, zitternd und überselig in Eugen's Arme sank, erhob und kräftigte diesen die ganze Gewalt seiner Liebe; er schloß sie fest an sich und lispelte ihr die unsterblichen Worte in's Ohr: „Nun bist Du mein, nun halte ich Dich, nur der Tod soll uns trennen!"

Stummes, glückliches Schweigen, leises Lispeln und holdes Anschmiegen, die schüchtern erhebende Frage: Bist Du nun mein? füllten die Stunden bis zur Abfahrt. Die Scheidenden zogen hinunter in's glückliche Italien, nach Venedig, dem Lago di Garda, dem ewigen Rom und dem heitern lebensfrohen Neapel.

Im Schlosse ist es nun immer einsamer geworden; Lydia's exzentrisches Wesen isolirt die Freifrau mehr und mehr und erfüllt sie zugleich mit Besorgniß vor der Zukunft des geliebten Kindes.

Der Weißdorn mit seinen schwankenden Zweigen prangt nicht mehr in rosarother Blüte, und das hoch emporgeschossene Gras ist sammt den darin stehenden Blumen von der scharfen Sichel niedergemäht. Auf den Neckarwiesen erheben sich duftige Schober, und volle, mit Ochsen bespannte Wagen ziehen das Heu den Dörfern zu. Es ist die Zeit um Ende Juli. Im Garten und Wald ist das Lied der Nachtigall verstummt, nur der lauwarmen

Nacht singt sie noch manchmal einige schmelzende Töne. Die Kornfelder stehen in langen und gelblichen Halmen und schweren Aehren, und die heiße Sonne färbt sie täglich mehr.

Maria ist dem Rathe seines Freundes gefolgt, und zurückgeblieben in dem trauten Neckardorfe. Hier in dieser Einsamkeit, fern von allen störenden, abziehenden Einflüssen, ist er ganz der Reflexion anheimgefallen. Er studirt die deutschen Klassiker und erfreut sich an ihnen, sorglos und glücklich unter einer Ulme oder Eiche liegend. Auch versucht er einige Lieder aus dem Ungarischen zu übertragen und hat sich gewöhnt, aphoristische Gedanken, wie sie eben durch seinen Sinn ziehen, niederzuschreiben. Selten und nur mit Widerstreben folgt er den liebenswürdigen Einladungen der Freifrau in's Schloß. Lydia's seltsames Wesen hält ihn fern, und doch führt er den schon mehrmals gefaßten Beschluß, wieder in sein altes Leben zurückzukehren, nicht aus. Es fesselt ihn ein unbestimmtes Etwas an Lydia, aber es ist nicht Liebe; er möchte nur ihre Gedanken und ihr Herz ergründen, das geheimnißvolle Bild ihres Innern entschleiern und dann zufrieden sein. Doch gedeihen diese Vorsätze nicht zur Ausführung. Sie verweigert ihm fest und standhaft, in ihrer Seele lesen zu dürfen, und schüchtert ihn immer mehr ein, den sie verhüllenden Vorhang zu zerreißen, als würde ihm ein Abgrund entgegengähnen.

Wenn er droben im Schlosse, ist die Mutter voll Güte und Herzlichkeit, die Tochter voll eisiger Kälte. Maria meint, dieß Herz stehe bei aller Jugend im frostigen Winter, und er möchte gern den Frühling erleben, der es thaut. Er spricht ganz schüchtern zu ihr und schlägt den Blick verlegen zu Boden; sie sieht ihm fest und ruhig in's Auge; aber so oft sie antwortet, scheint es ihm, als zittere anfangs ihre Stimme, als leide sie unter einem aufgelegten Zwang. Die Freifrau, der er von seinen kleinen poetischen Uebertragungen gesprochen, bat ihn, einmal dieß oder jenes zu lesen. Er that es, stockte, las schlecht und

wurde vollkommen verwirrt, da er bemerkte, Lydia's Augen hefteten sich unbeweglich an seine Lippen. Die Mutter lobte den Grafen, sie sagte kein Wort.

Geängstigt bat er Lydia, sie möchte ein Lied singen, eine Piece spielen, es war ihm so eng und drückend, und er hoffte, die Töne würden ihn erleichtern.

Sie mußte seine Gemüthsstimmung errathen, denn sie sagte ablehnend: „Die Musik löst nur auf und lindert, aber sie ist eine unklare Sprache."

Die Mutter warf ihr einen strafenden Blick zu.

„Du hast auf unserer letzten Reise in der Schweiz," sagte sie zu ihr, „so manche hübsche Skizze entworfen, die Du unserem Gast zeigen solltest."

Lydia erhob sich, indem ihr Auge die Mutter vorwurfsvoll streifte.

Sie verließ anmuthlos das Zimmer; sie schleppte sich mehr, als sie ging.

Gleich darauf erschien sie wieder mit einem prächtigen Band.

Maria blätterte die Zeichnungen aufmerksam durch, und war erstaunt über des Mädchens Talent. Das Buch war nicht ganz mit Veduten gefüllt; es kam eine lange Reihe leerer Blätter, dann Geschriebenes.

Nachdem Lydia das Buch wieder erhalten, sagte sie: „Ich schrieb sonst einige abgerissene Gedanken hier hinein, erst kürzlich ist es wieder geschehen." Und ungeheißen schlug sie an beliebiger Stelle auf und las mit tonloser Stimme:

„Der Mensch wünscht das Schöne zu besitzen. Der heftige Wunsch nach dem Besitz erzeugt die Liebe, die darum aber nicht egoistisch ist, denn sie ist im Stande, die schwersten Opfer zu bringen. Wie die Schönheit das All durchdringt, so auch die Liebe; beide sind wahrhaftig, sie waren vor ewigen Zeiten und werden ewig dauern, darin besteht ihre Göttlichkeit."

Mechanisch schloß sie plötzlich das Buch, verbeugte sich, ging und kam den Abend nicht wieder.

„Sie ist krank," sagte entschuldigend die Mutter und forderte Maria auf, eine Partie Schach zu spielen.

Er willfahrte diesem Wunsch gern, der ihn momentan jeder Konversation enthob; er spielte zerstreut, da er zum ersten Mal über Lydia's Naturell nachdachte und sich mit Gedanken über sie quälte.

Dabei trank er hastig von dem neben ihm stehenden Wein und stürzte Glas auf Glas hinunter, dadurch seine Aufregung vermehrend.

Wie er etwa eine Stunde später gedankenvoll den Hofraum hinabschritt, darüber grübelnd, was jene Worte, die doch nicht absichtlos gelesen sein konnten, zu bedeuten hätten, meinte er leise Musik zu vernehmen.

Er hielt den Athem an und lauschte.

Wunderbare weiche Mollakkorde zitterten durch die sternenreiche Nacht, manchmal so leis und hinsterbend, wie Geistertöne, wie Lispeln der Blätter in der Frühlingszeit. Dann kam eine kurze Pause, in welcher er Nichts vernahm, bis langsam die Musik wieder begann, aber nun, als ob eine der Verzweiflung nahe Seele den Himmel um Errettung anflehte, als ob ein armes gequältes Menschenherz im tiefsten Schmerz stöhne. Dazwischen jubelten und jauchzten selige Stimmen und schluchzte eine bange Brust. Wieder schwiegen die Töne. Jetzt erklang ein Scherzo, so tändelnd, wie wenn eine weiche Mädchenhand durch seine Locken striche. Mit einer schreienden Dissonanz endigte das Spiel.

Maria stand wie festgewurzelt; eine Trauerweide breitete über ihn schirmend die Zweige.

Er hörte oben im Schloß ein Fenster öffnen und sah Lydia's blasses Gesicht im Mondschein. Sie sah lange hinein in die

Gegend; die Häuser und Bäume warfen lange stumme Schatten, einzelne Dächer glänzten hell im Sternenschein, ein Marder lief lautlos einen First entlang, der Wind spielte im Laub der Bäume.

Der Graf wußte nicht, wovon die liebeglühende Mädchenseele dort oben träumte. Sie träumte aber in Maria's Auge zu sehen; dieses wurde weiter und weiter, wurde zum dunkeln tiefen See, in den sie niedertauchte und versank.

Der Graf war in seinem Leben schon oft mit Frauen in intimen Verhältnissen gestanden, wenn gleich meist mit solchen, die diesen Namen kaum verdienten. Aber er hatte doch eine feinere psychologische Beobachtung der Weiberherzen und ihrer Stimmungen erworben, und als er oben über sich das Fenster schließen hörte, verließ er seinen Platz unter der Trauerweide und murmelte halblaut in die träumerische Mondnacht, durch deren Baumkronen ein geisterhaftes Flüstern ging: Lydia liebt mich! Und da er die Worte gesprochen, da sie sich aus seinem Herzen gelöst und klar an sein Ohr drangen, durchzitterte ihn eine nie wahrgenommene Angst: vergeblich kühlte der weiche Wind seine Stirne und die Wange, sie brannten und glühten in der Erinnerung an vergangene Stunden. Seine Brust war beschwert, die Stille, in welcher die Mondscheinlandschaft schlief, war ihm drückend und furchtbar, leis zitterndes Gras und Laub erschreckten ihn, er hätte mit einem jähen Schrei die unten in ihren Hütten Schlummernden erwecken mögen, denn es schien ihm, als sei er ein Verdammter, der allein auf weiter Welt zu wachen gezwungen sei, ewig, ohne Unterlaß. Ueber den sich vom Schloß hinabsenkenden Weg warf eine Birke den durchbrochenen Schatten ihrer Zweige; der Stamm schimmerte im silbernen Licht der Sterne.

Er stand still, vergebens zwang er sich vorwärts zu schreiten; eine bleiche abgehärmte Frauengestalt, deren aufgelöstes Haar frei über die weißen Schultern floß, stand vor ihm und

wehrte ihm. Er kannte dieß Antlitz und die Gestalt, er hatte oft in früheren Stunden das erstere mit heißen Küssen bedeckt, er hatte vor letzterer gekniet, froh sie zu grüßen.

Nun kam ihm jedes Wort wieder, das er gesprochen, er fühlte des Weibes Küsse abermals auf seinen Lippen brennen, verzehrend und sengend, als ob ihn entsetzlicher Durst quäle.

Seit er die Frau verlassen, war sein Lieben erkaltet, nicht aber die Leidenschaft der Geliebten, die ihn mit Gewalt wieder an sich fesseln wollte. Doch er war aus diesem gefeiten Zauberkreis getreten, die Bannungsformel hatte keine Macht mehr.

„Du hast ihr Leben vergiftet, Elender!" schrie er in entsetzlicher Angst. Schweiß stand auf seiner Stirne; er stürzte vorwärts, die Gestalt zu umfassen, und seine Hände berührten den kalten Stamm der silbern glänzenden Birke.

Das Phantom war gewichen.

„Was war Dir, Maria?" sagte der Graf, wie aus einem schweren Traume erwachend. „Nein, Du hast sie nicht betrogen; Du liebtest sie wahr und heiß, Deine Schwüre waren keine Meineide, Du täuschtest Dich nur über die Dauer Deiner Neigung.

„Jenes Weib war nur eine Phase Deiner Entwicklung, sie liegt hinter Dir, weit, weit!"

Er kühlte die Stirn an der kalten Birkenrinde.

„Das nenne ich mir einen Mann!" rief er höhnisch lachend.

Er wurde sich seiner augenblicklichen Lage wieder bewußt, er dachte an Lydia.

„Weil sie Dich flieht," flüsterte er, „liebt sie Dich. Weil sie Dir gegenüber willenlos werden würde, scheut sie sich, dieß Gefühl nur errathen zu lassen. O, wie sie stets dem Blick meiner Augen auswich, wie sie sich vor mir verbarg! Und, bei den Göttern, ich that doch Nichts, sie zu erringen!"

Ein Käuzchen rief vom alten Schloßthurm traurig klagend in die Nacht hinein.

Maria ging seiner Wohnung zu, die er in einigen Minuten erreicht hatte. Lange stand er noch am geöffneten Fenster, einige vom Spalier losgerissene Rebenranken nickten hin und her, wie lebendige Wesen, er hörte die Wellen des Neckars rauschen.

An das Fensterkreuz gelehnt, schloß er müde die Augen, eine gelinde Ermattung schlich durch seine Glieder. Seine Gedanken wurden unklar und dämmernd.

Unheimlich und wüst tönten immer die Worte: „Sie liebt Dich, liebt Dich bis zum Wahnsinn! — Und Du wirst Dir's gefallen lassen. Denn: Eitelkeit, Dein Name ist Maria!"

Wie die Morgensonne schon neugierig über die Bergspitzen schaute, erwachte er starr und kalt, legte sich nieder und schlief lange in den Tag hinein.

Als Maria erwachte, befand er sich noch in einer ungewöhnlichen Erregung, die erhöht wurde durch die Unklarheit, in welcher seine Gefühle schwammen. Er vermochte nicht im Zimmer zu bleiben und ging hinunter an's Neckarufer, auf dessen weißen Flußkieseln er gedankenvoll hin- und herwandelte.

„Sie liebt Dich, es ist keine Frage!" sagte er zu sich.

„Aber was geht das Dich an," erwiederte er sich wieder, „fühlst Du denn irgend eine Leidenschaft für sie? Nein, gewiß nicht, und doch, seltsames Wesen, das ich bin, nun ich mir einmal einbilde, ich sei das Idol, vor welchem sie kniet und anbetet, kann ich den Gedanken nicht ertragen, ich möchte mich täuschen."

„O," rief er laut, „ich will mir darüber Gewißheit verschaffen; ich werde zu ihr gehen, ich werde mit ihr sprechen."

Er wandte sich um und schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Unterwegs marterten ihn neue Gedanken.

Könnte ich mich nicht lächerlich machen? Die Extreme berühren sich, und Haß und Liebe grenzen nur zu oft zu nahe an einander. Das kann auch hier der Fall sein. Welche Beweise,

eitles Herz, liegen Dir vor? Daß sie Dich flieht! Nun, und spräche dieß nicht noch mehr für Abneigung?

Da fielen ihm die Worte ein, welche Lydia aus ihrem Tagebuch gelesen.

Er meinte sich derselben deutlich zu erinnern.

Sprach sie nicht von Besitz, von Liebe?

Freilich, es ist sonnenklar.

Er ging jetzt keck den Hügelabhang hinauf in den Schloßhof; doch war er noch nicht am epheuübersponnenen Thor angekommen, als er seinen Muth wieder verlor, indem er vor sich hinflüsterte: „Aber, beim heiligen Stephan, Du kannst doch Lydia nicht fragen, ob sie Dich liebt, wenn Du ihr keine Entgegnung schenken willst?"

Ein zottiger, von der Kette gerissener Hund bellte ihn feindlich an, als er gerade im Begriff war, die Treppe hinanzusteigen, und er hatte Mühe, sich desselben zu erwehren.

„Will die Bestie wohl still sein!" rief dem wüthenden Thiere die alte Barbara zu, die eben im Begriff war, in den Garten zu gehen, um Kräuter für die Küche zu holen.

„Ach, Herr Jesus! Sie sind's, Herr Graf!" rief sie Maria entgegen und wackelte mit ihrem grauen Kopfe; „nein, was man auf seine alten Tage noch für Herzeleid ansehen muß. Freilich, sie war schon ein wildes Ding, wie ich sie noch auf dem Arme trug, aber das dacht' ich nicht zu erleben!"

„Was haben Sie, wovon sprechen Sie, gute Alte?" fragte Maria gespannt.

„Wissen Sie's nicht, das gnädige Fräulein ist ganz von Sinnen. Ein bischen kurios war sie stets, und ich habe immer meine Last mit ihr gehabt. Sehen Sie, sie war kaum fünf Jahre alt, da brauchte ich sie blos auf einen Augenblick nicht zu beobachten, wenn ich einmal mit einem schmucken Burschen sprach

denn ich war auch jung, Herr Graf, und die alte Barbara hieß früher das junge und hübsche Bärbele —"

„Ich bin ganz überzeugt von Ihrer verschwundenen Schönheit," unterbrach sie hastig der Graf, „nur erzählen Sie mir davon ein andermal und sagen Sie mir jetzt, was mit Ihrem Fräulein geschehen ist. Sie wird doch nicht krank sein, vielleicht gar gefährlich?"

„Lieber sollt' sie das Nervenfieber haben, als so eine Krankheit," versetzte die geschwätzige Alte. Sie beugte sich zum Grafen hin und flüsterte ihm fast in's Ohr, indem sie mit dem welken Zeigefinger ihrer rechten Hand auf die Stirne deutete: „Es ist mit ihr nicht ganz richtig da drinnen! Die ganze Nacht hat sie hier in dem alten Gemäuer, in dem unser Einem am Tage schon unheimlich ist, herumrumort, getanzt, gesprungen, geweint, gelacht, gesungen, und heute Morgen bekam sie den Blutsturz, daß ich dachte, es bliebe kein Tropfen mehr in den Adern. ‚Dir hab' ich mich verlobt, Maria!' rief sie wohl hundertmal, als wäre sie eine Katholikin und nicht aus alter guter protestantischer Familie."

Die Alte nahm die Zipfel ihrer Schürze und wischte erst aus dem linken, dann aus dem rechten Auge einige Thränen.

„Sprechen können Sie sie nicht, gnädiger Herr," schluchzte sie; „sie liegt im Bette wie todt, ihr Gesicht ist so blaß wie das einer Leiche. Ach, und die arme gnädige Frau ist außer sich."

„Wollen Sie nicht der Baronin meinen herzlichen Antheil und mein innigstes Beileid bezeigen!" sagte Maria und entfernte sich stumm und gedankenvoll wieder aus dem Schlosse.

Er war wie umgewandelt und die bittersten Vorwürfe über das frevelhafte Spiel, welches er mit dem Herzen Lydia's spielen wollte, quälten und ängstigten ihn.

„Du wolltest Dir ihre Liebe gefallen lassen?!" sagte er bitter zu sich. „Held, der Du bist, als ob es eine große That wäre

eine empfängliche, warme Mädchenseele für sich zu gewinnen." War er auf seinem Gange nach dem Schlosse noch zweifelhaft und schwankend gewesen, ob an Lydia's ekstatischem Wesen Liebe zu ihm schuld gewesen, jetzt wurde seine Ahnung feste und bestimmte Gewißheit. Und tiefes, inniges Mitleid erfaßte ihn, und jetzt, wo er seine eben nicht edle und männliche Sinnes- und Denkungsart, die sogar zur That werden sollte, bereute, fühlte er sich bei allem Schmerz, den er bei den Leiden, die Lydia erduldete, empfand, doch gehoben und erleichtert. Der Entschluß stand fest in ihm, seine Eitelkeit nicht über echten Manneswerth den Sieg davon tragen zu lassen, und er gelobte sich, da er sein Herz nur von Mitgefühl, nicht von Liebe beseelt wußte, Lydia zu verlassen und ihre Nähe auf immer zu meiden.

Gewiß macht nichts auf der Welt zufriedener mit sich selbst, als das Geloben einer guten That, es sei denn höchstens ihre Ausführung.

Dieß empfand Maria in aller Beruhigung, als er etwa um's Abendroth wieder in seiner Wohnung anlangte.

Er hatte die Absicht, der Freifrau von Sternau in einem Billete Lebewohl zu sagen und für's Erste wieder nach Stuttgart zurückzukehren; er unterließ diesen Vorsatz jedoch, weil er fühlte, es werde ihn beunruhigen, wenn er über Lydia's Zustand und dessen Folgen im Unklaren bliebe.

Da er hierüber nun nach Verlauf einiger Tage Gewißheit zu erlangen hoffte, schrieb er augenblicklich einen Brief nach Wien an seinen Banquier, der ihn mit Geld versehen sollte, nach dessen Empfang er dann das stille Neckarufer verlassen wollte, ungewiß, wohin er zunächst sich wenden würde.

Inzwischen ließ er täglich im Schlosse sich nach Lydia's Befinden erkundigen. — Heftige Brustkrämpfe hatten das unglückliche Mädchen zu wiederholten Malen befallen und der düstere Würgengel Tod stand lange an ihrem Lager. Aber er

entfloh wieder, und der Gott der Träume erbarmte sich Lydia's im Schlaf und schenkte ihr, was die Wirklichkeit grausam verweigerte, ein reiches, beseligendes Liebesleben.

Die Freifrau wachte bange, thränenreiche Nächte bei ihrem Liebling, und nur einer Mutter Auge kann in trüber, kummervoller Zeit so lange offen blicken, kann mit gepreßtem, besorgtem Herzen und doch nicht zu besiegender Ausdauer jedem Athemzuge ihres Kindes lauschen.

O, wie wechseln in solchen Augenblicken tiefe Trauer und frohes, erhebendes Hoffen, wie quillt zugleich die Thräne des Schmerzes und die der Freude, oft eine die andere verdrängend.

Mit der Dämmerung, um die Zeit, da Lydia so oft und heiß gewünscht, draußen unter dem lauwarmen Sternenhimmel am Arm des Geliebten zu wandeln, Rosen zu brechen für ihn zum Kranz, und froh bewegt den schmelzenden Tönen der Nachtigall zu lauschen, befielen sie fast periodisch ihre Krämpfe, und wenn sie dann nach schmerzhafter Qual zurücksank in die Kissen und der Mond, der bleiche Vertraute so vielen Erdenwehs, sein wohlthuendes Licht durch die bunten Scheiben auf der Mutter blasses, abgehärmtes Gesicht warf, seufzte diese, wie jener Harfner, der einsam und verlassen in seiner Kammer sang:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Auch Maria verbrachte seine Tage in düsterer Reflexion. — Er war reich und unabhängig, aber er stand allein in dieser weiten Welt, die wohl an dem Glücklichen Antheil nimmt, sich aber kalt von dem zurückzieht, den das Unglück heimsucht.

Er malte sich mit peinigender Umständlichkeit eine Zeit aus, wo auch ihn eine Krankheit auf das Schmerzenslager werfen

würde; und wie er auch sann, er wußte keine treue Mutterhand, keinen Freund, keine Geliebte, die ihm Linderung reichen würden.

Mit Lydia's fortschreitender Genesung kam ihm sein Jugendmuth wieder, und er feierte einen wahren Freudentag, als er zum ersten Male hörte, sie sei in der Besserung so weit vorgeschritten, daß sie im warmen, milden Sonnenschein eine halbe Stunde im Garten zubringen konnte.

Seit jener Nacht, als er unter der Trauerweide im Schloßhofe den Tönen der Musik gelauscht, welche Lydia den Saiten ihres Pianos entlockt, waren mehr als drei Wochen verstrichen und der August neigte sich zu Ende. Sein Diener brachte ihm eines Abends mit der erfreulichen Botschaft der vollständigen Genesung Lydia's auch einen Brief, den ihm die Freifrau von Sternau übersandte.

Neugierig überflog er die Adresse, er meinte nicht anders, als Lydia werde ihm ein Wort des Dankes für seinen herzlichen Antheil sagen, aber die Schriftzüge waren ihm bekannt, nur wußte er im Augenblick ungeduldiger Aufwallung nicht, wem er sie zuschreiben sollte. Hastig erbrach er das Billet, las unter dem Schreiben den Namen Eugen's und ferner:

„Nun wende ich mich von all' den Freunden der Kunst, die ich schon lange kannte, aber nie von Angesicht zu Angesicht in ihren unsterblichen Werken geschaut, auch den alten Lieben wieder einmal zu und sende Dir, Theurer, einen Gruß aus der Ferne. Sage bewegt und im Innersten glücklich mit mir: «Deus nobis haec otia fecit.» Denn fürwahr nur einem gnadenreichen Gotte hab' ich's zu danken, daß ich am Arme eines liebenden Weibes, dessen Werth ich von Stunde zu Stunde höher schätzen lerne, so viel Schönes und Erhabenes schauen darf. Welche Eindrücke haben meinen Geist und meine Seele erweitert, hier in dieser Tempelvorhalle des Südens. Du stimmtest ja mit mir immer

überein: die Kunst veredelt und verschönt unser Dasein und führt uns vom Irdischen zum Göttlichen! — Was wußte ich, der ich mich so vertraut glaubte mit den Meistern Italiens, doch so wenig von ihnen. Raphael, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Tizian, Paul von Verona und noch Diesen und Jenen dachte ich in mich transsubstanziirt, und nun sehe ich, daß ich ein Blinder war, tappend in Finsterniß. Denn erst in Venedig, der meerschaumgebornen Lagunenstadt, bin ich sehend geworden und die Binde ist von meinen Augen gefallen. Ich kann Dir weiter nichts sagen, als komm' und genieße mit uns. Du sollst noch Gestirne leuchten sehen, die Dir als Sterne der vierten, fünften Ordnung erschienen, und die doch ein gar wundersames Licht werfen. Stelle Dich nur vor Gemälde von Palma Vecchio, Bellini, Tintoretto und Giorgione, und ich weiß, dieselbe Andacht wird in Deinem Herzen thronen, wie sie meines entzündet. — Ueber Padua, Vicenza, wo Dir Palladio's anmuthige und heitere Größe ganz zum Bewußtsein kommt, Verona, die Chiusa und ein Seitenthal des Montebaldo bin ich hierher an die Ufer des Gardasees gekommen und will in meiner reizenden Villa La Mira den Winter über weilen. Helene gedenkt erst im nächsten Frühling weiter nach Süden zu gehen, wenn die Zugvögel von dort zurückkehren, und so ist's denn beschlossen, daß der Gott der Liebe und die Musen uns an diesem heiteren Strande in ihren segnenden Schutz nehmen. Hier wachsen Granaten, Citronen und Oliven, und ich will von Letzteren Zweige brechen und sie Dir um die Schläfe winden. Komm', Lieber, und nimm Theil an unserem Glück."

Da war denn der Graf mit einem Male jeden Zweifels überhoben, wohin er zunächst sich wenden sollte.

Er faltete die Zeilen seines Freundes wieder zusammen, und murmelte vor sich hin:

„Wie groß ist doch oft unsere Passivität; seit Jahren schon

hatte ich die Sehnsucht, Italien, das Land, bei dessen bloßem Namensklang mein Herz heftiger und stürmischer schlug, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Nichts hinderte mich, mir diesen Wunsch zu erfüllen, und erst der Ruf eines Freundes bringt mich in Bewegung."

Er gab seinem Diener den Befehl, langsam Alles zur Abreise vorzubereiten, da er in wenig Tagen die Ufer des Neckars verlassen werde.

Jeder Ort, wo wir uns eine Zeit lang heimisch fühlten, wird uns werth und theuer, und sind es nicht Menschen, denen wir ein liebes Angedenken bewahren, so ist's zumeist doch die Natur, und ein Baum oder Strauch bleibt uns in treuem Gedächtniß und zaubert uns Gedanken, Stimmungen und Empfindungen zurück, die wir dereinst gern gehegt.

So bei Maria. — Und er besuchte noch am Abend desselben Tages alle Orte, wo er mit Vorliebe geweilt und geträumt.

Die Dämmerung war noch nicht ganz eingetreten, wie er zwischen den Feldern wanderte, hier und dort ein Trifolium oder eine Achillea zur Erinnerung pflückend.

Von Wiesen und Rainen tönte schrill und einschläfernd der Gesang der Cicaden, wie Weihrauch quoll von der Erde warmer Brodem empor, die Weinberge sandten den Duft der letzten verwelkenden Rebenblüten, in der Luft summten und surrten Insekten, in den weißblühenden Akazien hörte man den Flügelschlag müder Vögel, und nur die muntere Bachstelze und die flinke Amsel liefen noch schnellfüßig am Strande des Flusses hin.

Am westlichen Horizont war die Sonne verglommen, und die letzte purpurne Röthe färbte die Kuppel des mächtigen Himmelsdomes; rosige Wölkchen flattern Maria zu Häupten, als flögen kindliche Engelsgesichter durch die weiten unendlichen Räume.

Schweigend ruhten die Fluren, auch die Cicaden verstummten

auf einen Augenblick, die Natur war in andächtige Anbetung versunken.

Da unterbrach Gesang die feierliche Stille.

Maria lehnte an den Stamm einer alten vermorschten Weide dicht am Flußufer, unter deren grünen Zweigen er oft geruht, vertieft in ein Buch; er lauschte empor, deutlich trug der Abendwind einige Worte an sein Ohr.

Zwischen den Feldern sah er eine Mädchengestalt sich bewegen, bald zwischen den Stämmen der Bäume verschwindend, bald wieder sichtbar. Die Töne wurden undeutlicher, kamen aus immer weiterer Entfernung, endlich verhallten sie ganz.

Maria hatte Lydia zu erkennen geglaubt, aber er meinte sich getäuscht zu haben, denn wie konnte die kaum Genesene allein am Abend durch die Felder irren.

Langsam indeß verfolgte er den Weg, den das Mädchen gegangen, und in Gedanken stieg er den Hügelabhang hinauf, dessen Lehne die weißen Steine und Kreuze des Friedhofes bedecken.

Am Gitter des Gottesackers hielt er still und schaute auf die Schlummerstätten der Müden, die da ausruhen von ihrer Arbeit.

Der Himmel war noch immer mit rother Glut gefärbt, und ein milder Schein verklärte die Hügel der Heimgegangenen, die Epheu und Immergrün umstrickten, und auf denen manch' welker Kranz im Winde zitterte.

Welch' schöner rührender Gebrauch, die Gräber seiner Lieben zu schmücken, noch über die Gruft hinaus zu zeigen, daß sie in unseren Herzen wohnen und nicht daraus vertrieben werden können. O, wie versöhnt doch der Tod, und wie oft lernen wir erst am Leichenstein erkennen, welche Fülle von Liebe das nun gebrochene Herz für uns bewahrte, und wie wir es grausam oder in Unverstand so lange verkannten und mißachteten, bis es

uns unmöglich wurde, zu klagen: nur zu oft habe ich Dich gekränkt und betrübt; aber vergib, denn Liebe zu Dir war doch der Grundton meiner Seele.

Solches empfand Maria beim Betrachten der Gräber, und mit Zentnerlast drückte ihn jedes Wort, mit dem er einst seine Mutter verletzt, das treue Herz, das nun im fernen Ungarlande auch schon grüner Rasen deckte. — Denn erst in späteren, reiferen Jahren erkennen wir, welch' eines Reichthums von Aufopferung das Elternherz fähig ist. Wir fühlen als Kind nicht, wie oft ein unbedachtsam gesprochenes Wort gleich einem zweischneidigen Schwert in die Brust der Mutter dringt; wir schlafen, von lieblichen Träumen umgaukelt, und ahnen nicht, daß das Vaterauge wacht und an des lieben Kindes Zukunft denkt.

Maria fuhr aus diesen Gedanken auf, da sich dem Gitter an welches er noch immer unbeweglich lehnte, Schritte näherten.

Eben wandte er sich, um wieder hinunter in's Dorf zu steigen, als er Lydia erblickte, die am Grabe ihres Vaters gebetet.

Er erschrack heftig bei ihrem Anblick; denn wenn er das Mädchen auch nach der schweren erschöpfenden Krankheit verändert glaubte, so vermuthete er doch nicht, sie vollkommen geknickt zu sehen.

Mechanisch verbeugte er sich, vermochte aber weder ein Wort des Grußes noch der Erkundigung nach ihrem Befinden an sie zu richten.

„Nicht wahr, so gebrochen dachten Sie mich nicht zu finden!" sagte Lydia mit einem eigenen Zucken um die Mundwinkel.

„Ich finde Sie freilich angegriffen und verändert," erwiederte der Graf erschüttert, „aber Ihre starke Natur wird siegen, Sie werden sich bald wieder erholen."

Trotz der zunehmenden Dunkelheit konnte Maria doch die veränderten Züge Lydia's deutlich erkennen; es schien weniger

die physische Krankheit zerstörend eingewirkt zu haben, als eine in ihrer Brust brennende Leidenschaft.

Todtenbleich war ihr Gesicht, nur aus den Augen leuchtete eine dämonische Macht.

Maria mußte sich erst sammeln, ehe er im Stande war, wieder zu ihr zu sprechen.

„Ich freue mich von Herzen," sagte er zu ihr, „daß Sie der drohenden Gefahr entronnen, aber Sie sollten nicht am thauigen kühlen Abend noch draußen weilen."

„Ach, ich bin müde, sterbensmüde," stöhnte Lydia leis, „ich möchte schlafen, um nimmer zu erwachen."

„Lassen Sie, ich beschwöre Sie, nicht allen Lebensmuth sinken," bat der Graf. „Sie stehen ja erst im Frühling des Lebens, das Ihnen gewiß noch Schönes und Glückliches in Fülle bieten wird."

„Mir, Glückliches?" fragte Lydia bitter. Sie schleppte sich mühsam einer Rasenbank zu, welche am Stamm einer Linde aufgeworfen war. „Mir beut das Leben nichts mehr. Und doch habe ich noch eine große Bitte an mein Schicksal, die es mir leider nie erfüllen wird. Sie wissen Nichts von meinem Fühlen und Empfinden, von der heißen Sehnsucht, die mir im Innern brennt und mich verzehrt, sonst würden Sie nicht von mir vorbehaltenem Glück sprechen."

„Freilich weiß ich wenig oder Nichts von Ihrem geistigen Leben, aber dem edlen Mann vertraut ein Weib getrost, und wäre er fremd. Sprechen Sie!" bat Maria.

„Soll ich, darf ich? Sag's, daß ich's darf!" rief hastig das Mädchen und ihre Augen glühten wie dunkle Sterne. Sie sprang auf, faßte den vor ihr stehenden Grafen bei der Hand und zog ihn nieder auf die Bank.

„Ich las einmal," begann sie wieder schüchtern, und indem sie in den Schooß sah, „eine Stelle im Alfieri, welche

behauptet, daß alle für Kunst und Schönheit schon in der Jugend empfängliche Seelen auch tief und heiß mit Liebe getränkt seien. Damals beschäftigten mich diese Worte und setzten mich in Verwunderung, denn ich konnte wohl das Erstere, aber nicht das Zweite von mir behaupten. Ich kam fast zu der Ueberzeugung, daß ein gnädiges Geschick, welches mich reich mit Verständniß für alles Schöne in Kunst und Poesie ausgestattet, mir das Heiligthum der Liebe verschlossen habe.

„Da geschah es, daß ich vor einem Jahre, es war auch im August, in den Laubgängen des Schloßgartens zu Stuttgart wandelte. Wenig Menschen waren rings zu sehen, ich aber war an jenem Abend so froh, als müsse ein hohes unendliches Glück in meine Seele strömen. Vor mir, in einiger Entfernung, ging ein hoher schlanker Mann, und mich trieb eine unbekannte Macht ihm nach und hieß mich an ihm vorüberschreiten. Ich sah in sein Gesicht, auf das das weiße planetarische Licht der Sterne fiel und ging dann eilig weiter und fühlte über mein Antlitz bis tief in den Nacken Purpurröthe fliegen, welche der dämmernde Abend dem Fremden verbarg. Ich sah diesen lange nicht wieder, außer im Geist und im Traum, denn da erschien er mir oft und immer wieder.

„Einige Wochen vergingen so in freud- und leidvoller Stimmung. Die öde Stelle in meinem Herzen, die von Liebe bisher nicht erfüllt war, hatte ein theurer Gegenstand eingenommen; ich liebte nur einen Schatten, aber ich liebte doch und war glücklich.

„Und wiederum geschah's, daß, als ich an einem milden Septembertage an einer Kirche vorüberging, oben vom Thurme die frommen Klänge eines Chorals herniedertönten. Es war Mittagszeit und die Töne legten sich weich und himmlisch um mein Herz. Ich stand still und lauschte, und die Tonwellen brachten mir Frieden und Ruhe. Da sah ich auf und vor mir

stand derselbe schöne Mann, der wie ich der Melodie gelauscht und nun, meiner nicht achtend, weiter ging.

„Von einem Freunde, der viel in unserem Hause verkehrte, hatte ich inzwischen des Fremden Namen erfahren; er gehörte einem edlen Geschlechte im Ungarlande an."

Sie sah immer noch nieder und preßte plötzlich, da ihre Stimme zu versagen drohte, ihre eine Hand an das Herz, als wolle sie dessen Schlagen und Pochen verhindern.

Maria athmete kaum und horchte aufmerksam, da Lydia fortfuhr:

„Seit jener Zeit sah ich ihn oft und mein Geist war immer bei ihm. Ich beneidete jeden Menschen, der das Glück hatte, ihm nahe zu sein, zu ihm sprechen zu dürfen. Eine leidenschaftliche Flamme nährte ich in meiner Brust und ich fühlte, wie ihr Feuer mich verzehrte. Immer sah ich nur ihn, sein Bild begleitete mich auf Weg und Steg, und in einer langen kalten Winternacht stand ich einst im Freien unter dem hellen Sternenhimmel und litt entsetzliche Qualen, denn den, welchen ich liebte wie meinen Gott, wußte ich im kerzenschimmernden Ballsaale; ich sah durch die niederen Fenster des Schlosses ihn mit holder einschmeichelnder Rede sich zu einzelnen Frauen niederbeugen, ich sah ihn jugendliche Gestalten umfassen, leicht durch die glänzenden Räume schweben, und wünschte, die marmorne Statue, an deren Sockel ich mich lehnen mußte, um nicht umzusinken, möchte herniederstürzen und mich zerschmettern.

„Von jener Nacht ab kam ein unklares Gefühl über mich; ich liebte diesen Mann, und zürnte ihm doch kindischer Weise, weil er, obschon er von meinem Dasein wahrscheinlich gar Nichts wußte, mich nicht wieder liebte. Meine Leidenschaft zerstörte auch meine Gesundheit, ich lag zum Tode krank, genas aber wieder und nahm diesen Reif, sieh diesen," sagte sie, indem sie

Maria den wie eine Schlange geformten Ring an ihrem Finger zeigte, „und gelobte, ewig meiner schönen Idee zu leben."

Der Graf fuhr empor von seinem Sitze und wollte sprechen doch legte ihm Lydia die Hand auf den Mund und sagte: „Bitte, nur noch ein Wort:

„Vor kurzer Zeit nun'" begann sie wieder, „lernte ich meinen Abgott persönlich kennen; er gab meiner Schwester Helene, als sie droben auf der Schillerhöhe bei Marbach standen, Blumen, die ich von ihr erbat und auf dem Herzen trug, an welch' heißer Stelle sie verwelkt und verdorrt.

„Weißt Du nun, wen ich liebe?" fragte sie athemlos und ihr Mund blieb fragend geöffnet.

„Mädchen, Mädchen!" rief erschrocken der Graf.

Er faßte sie bei den Schultern und drückte sie an sich. Gewaltsam preßte sie den Busen an seine starke Männerbrust, drängte Seele in Seele. Die Wellen ihres aufgelösten Haares umfluteten ihn, sie weinte gepreßt und lange. Als sie dann nach einer Weile ruhiger zu ihm aufsah, perlten die Thränen noch über ihre leichenblassen Wangen und glänzten im Mondlicht.

„Schilt mich nicht unweiblich!" flehte sie mit gebrochener Stimme. „Nun ist mir's leichter, der Druck meiner Liebe ließ mich nicht mehr athmen, in Worten leichtert sich die schwer beladene Brust. Fürchte auch nicht, daß ich Dich halten und besitzen will; ach, ich fühle, mein Leben bricht von Stunde zu Stunde, aber leide nur, daß ich Dich liebe, und liebe keine Andere, so lang ich noch lebe. Sieh, in dem Namen Maria verehrte ich von jeher alles Hohe, Schöne, Reine und Edle, laß mich auch ferner den Inbegriff Alles dessen in Deinen Namen hauchen! — Laß Deine Augensterne in Zukunft die glänzenden Lichter sein, die Wonne und Glück in mein armes Leben strahlen."

Sie sank zurück an den Stamm der Linde, bleich wie eine

Todte, und bedeckte ihr Gesicht mit ihren hageren Händen, durch deren Finger salzige Thränen quollen. Maria fühlte, daß er alle Kraft zusammen nehmen müsse, um mit Ernst und Würde die ihm so stürmisch gebotene Liebe, welche er nicht zu erwiedern im Stande war, von sich zu weisen.

„Sie werden mich für grausam halten, wenn —"

Lydia ließ die Hände sinken, sah ihn mit hohlen, düsteren Blicken an und fiel ihm in's Wort: „Wenn ich Ihre Liebe nicht erwiedere. Nein, nein, glauben Sie das nicht, ich wußte es vorher; aber ich bat ja schon eben: leid's nur, daß ich Dich liebe."

„Sie sprechen das so gelassen aus, ohne in Ihrer Verblendung den tragischen Konflikt zu erkennen, in welchen Sie Ihre Leidenschaft stürzen wird. Glauben Sie, ich kenne die Frauenherzen; Sie werden in Ihrer Liebe zu mir, auch ohne Erwiederung, so lange glücklich und ruhig sein, als mein eigenes Herz sich keinem andern Weibe zuneigt; aber nehmen Sie letzteres an, und ich weiß bestimmt, Sie gehen daran zu Grunde."

„Sie haben Recht," sagte das Mädchen gepreßt und tonlos; „meine bloße Leidenschaft gibt mir fürwahr kein Anrecht auf Ihren Besitz. Es war eine Verirrung von mir." Sie strich sich die dunkeln, ihre Stirne umwallenden Locken um's Ohr, und schien wie aus einem schweren Traum zu erwachen.

„Kommen Sie, wir wollen hinunter in's Schloß, meine Mutter wird bange um mich sein."

Sie glättete ihr zerknittertes Kleid und schüttelte einige kleine Käfer von demselben nieder auf den Boden, die schleunig im Staube davonkrochen.

Sie lachte: „Als welch' dämonisches Wesen mag ich den kleinen Thierchen erscheinen, daß ich für sie einen solchen Sturmwind zu erzeugen im Stande bin. Aber in jedes Leben und

Geschick greifen solche unbekannte Dämonen ein und regieren uns nach ihrem Wohlgefallen."

Der Graf folgte der Vorangehenden; er wollte erst in Gegenwart der Freifrau von seiner bestimmten Abreise sprechen. Dieß zu thun, wurde er jedoch durch Lydia's Mutter verhindert, die nach freundlicher und herzlicher Begrüßung zum Grafen sagte: „Ich freue mich, Sie zu sehen, und wären Sie nicht gekommen, so würde ich Sie zu mir haben bitten lassen, um etwas Großes von Ihnen zu fordern. Meine Tochter Helene bittet mich, mit Lydia diesen Winter am Gardasee zu verweilen, und ich will dieser Aufforderung gern Folge leisten, namentlich da die Aerzte meinem eben genesenen Kinde den Aufenthalt in einem wärmeren Klima angerathen haben. Eugen wird Ihnen, wie ich aus seinem Briefe an mich ersehen, persönlich geschrieben haben, wie angenehm es ihm sein würde, in Gemeinschaft mit Ihnen das südliche Italien zu besuchen. Da wir nun auf der Reise nach dem Gardasee, die ich in Kurzem antreten will, jedes männlichen Schutzes entbehren, so wage ich die Bitte, uns zu begleiten, falls Sie überhaupt Eugen's Bitte zu erfüllen geneigt sind."

„Ihr gütiges Vertrauen ehrt mich, gnädige Frau!" erwiederte der Graf sich verbeugend, „und ich bin zu Ihrer Disposition, denn ich war meines Freundes Einladung zu folgen gesonnen. Doch bemerke ich gleich, daß mein Aufenthalt am Gardasee nur von kurzer Dauer sein wird, da wichtige Gründe, die Sie später erfahren sollen, mich bestimmen, nicht lange daselbst zu verweilen."

„Sie begleiten uns aber gewiß?" fragten Mutter und Tochter zugleich.

„Wie ich Ihnen sagte!" erwiederte Maria, „und bestimmen Sie freundlichst den Tag der Abreise."

Man kam demnach überein, sich in acht Tagen in Stuttgart zu treffen und dann die Reise anzutreten.

Maria empfahl sich von der Baronin, sobald dieß mit Anstand geschehen konnte, und wie er über den von Mondschein erhellten Hof hinüberschritt, und Lydia an's Fenster trat, ihm nachzuschauen, seufzte sie Mignon's Worte:

Ich möchte Dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

4.

In der Pergola einer Locanda zu Mori, einem Städtchen in Welschtyrol, dessen weiße, freundliche Häuser sich ein enges, aber an Mais und Wein fruchtbares Seitenthal hinauferstrecken, sitzen zwei Gestalten. Es ist Abenddämmerung. Eine Fledermaus schwirrt sanften Fluges über der Laube hin und her, und der durch eilende Wolkengruppen fliegende Mond wirft sein Licht durch die Spalten der Zweige, in denen volle, durchsichtige Trauben hängen, auf eine Frau, deren blasses, verhärmtes Gesicht manches Seelenleiden verräth, und einen Jüngling, dem das Leben wohl noch eine goldene Aurora dünkt, über welche jedoch schon einzelne Schatten fliegen.

„Ich suchte schon lange auf unserer Reise hierher eine Stunde, mit Ihnen allein zu sein, um das Liebesbekenntniß, welches Ihre unglückliche Tochter mir an den Ufern ihres heimatlichen Stromes machte, auch Ihnen nicht vorzuenthalten; nun bin ich froh, daß sich endlich die Gelegenheit fand, es zu thun!" sagte Maria zu der Freifrau von Sternau.

Diese hatte ihr Haupt müde in die Hand gestützt und schaute nachdenklich hinunter in die brausende Flut der Etsch, die zu ihren Füßen, ein wildes, ungebändigtes Bergkind der Alpen, denen sie entspringt, über Stein und Gerölle braust.

„Ach Gott," sagte sie traurig, „ich kann nur beten, daß der Himmel mein Kind behüte. Schon lange fühlte und ahnte ich, daß gegen ihre Krankheit, deren Ursprung mir nicht ver-

borgen war, die Kunst der Aerzte nichts vermöge. Und auch Sie, ihr einziger Retter, sind nur im Stande, die vielleicht bald hereinbrechende Katastrophe aufzuhalten. Aber darum fleht Sie ein kummervolles schmerzenreiches Mutterherz an. Sie können nicht fühlen wie ein Weib. Ich aber verstehe die heiße Leidenschaft meines unglücklichen Kindes und empfinde sie nach. Lassen Sie sich beschwören, mein Lieber, und bleiben Sie bei uns. Indem Lydia dem Geliebten stets nahe ist und sich mit der Zeit daran gewöhnt, ihn doch nie besitzen zu können, klärt sich gewiß ihre Glut zu stiller Wehmuth und Entsagung ab."

„Auch ich habe mich schon mit diesem Gedanken beschäftigt," erwiederte Maria, „und wir können damit die Probe machen. Lydia's körperliches Leiden hat ohne Zweifel auch Einfluß auf ihren seelischen Zustand, und wenn, wie ich glaube, der mildere Himmel dieses schönen Landes sie stärkt und kräftigt, so hoffe ich das Beste von der Zukunft."

„Dank, tausend Dank, mein edler Freund," sagte gerührt die Baronin, und reichte dem Grafen ihre feine schmale Hand, die dieser an seine Lippen führte.

Müde von der immerhin anstrengenden Reise, welche die Freunde in einer Tour bewerkstelligt, traten Maria und die Freifrau aus der Pergola und suchten ihre Schlafkammern auf; denn wie die Sonne des nächsten Morgens auf den umliegenden Bergspitzen brannte und goldenes Licht an den Abhängen herniederrieselte und durch die Thäler wallte, harrten schon mehrere Maulthiertreiber mit ihren Thieren vor der Locanda, um die Reisegenossen nach den Ufern des Lago di Garda zu geleiten. Der Graf ritt in der Mitte der beiden Frauen, die Treiber folgten mit den auf dem Rücken der Thiere befestigten Koffern.

Langsam kletterten die Maulthiere den steilen und steinigen Pfad hinauf, der zwischen Traubengeländen und Maisfeldern hinein in das Val di Loppia führt. Bei jedem Schritt nickten

die phantastischen Bänder und Rosetten ihrer Zügel, läuteten die kleinen, am Halse befestigten Glocken. Lydia in dem langen, enganschließenden Reithabit, den runden, federgeschmückten Hut auf dem dunkeln Haar, war munter und ausgelassen wie nie. Ihr sanguinisches Temperament ließ sie gar nicht mehr der Zukunft gedenken, sie war glücklich im Augenblick und hoffte, der schöne Traum werde nicht so bald enden, obgleich doch Maria ihr dieß bestimmt vorausgesagt.

Ja, ihr selber unbewußt, und ohne zu klarer Reflexion darüber zu kommen, dämmerte doch die Hoffnung auf, ihr liebendes Herz werde auch das des Geliebten zwingen, sich ihr zuzuwenden. Denn verwebt in die Liebesphantasieen einer jungen Mädchenseele nur einen Schimmer von Hoffnung, so färbt diese gleich rosenfarben den ganzen Horizont ihres Seins.

Auch die Freifrau blickte nicht so bekümmert, wie in den letzt vergangenen Wochen, und doppelt erhebend und freudig wirkte auf sie des Grafen am Abend vorher gegebenes Versprechen, wie andererseits Lydia's Heiterkeit und Frohsinn.

Auf dem weiteren Vordringen in das fels- und höhlenreiche Thal des Montebaldo vermehrte sich der kleinen Karawane lebensfrohe Stimmung. Eine großartige Natur, deren Wunder uns mit Staunen erfüllen, gibt dem Menschen doch zugleich ein stolzes, erhebendes Gefühl, weil er sich trotz jener Größe noch immer als den geborenen Herrn der Schöpfung betrachten darf.

„Meine Mutter beglückte mich heute Morgen gleich beim Erwachen schon mit einer frohen Nachricht," wandte sich Lydia zum Grafen. „Sie werden uns nicht gleich verlassen, sondern noch eine Zeit lang mit uns zusammen am Gardasee weilen."

„Da ich weiß, wie angenehm Ihnen meine Gegenwart ist und wie dieselbe voraussichtlich beruhigend auf Ihren geistigen Zustand wirken wird, versprach ich es," erwiederte Maria.

„Das sollen schöne Tage werden!" sagte das Mädchen froh

„Nun behalten Sie am Ende doch Recht, daß mir noch ein Schimmer von Glück vorbehalten sei.“

„Ich zweifle nicht daran, zum wenigsten hätten Sie jede Berechtigung!“

„Alle gute Gabe kommt von Oben herab; doch sind Sie der Mittler, durch welchen mir solche zufließt. Nicht wahr, Sie wollen es sein, und gern?“ fragte Lydia mit bittendem Tone.

„So viel an mir ist, will ich beitragen, Ihren Frieden zu befestigen,“ versetzte Maria.

Er gab jedoch dem Gespräch eine andere Wendung, indem er mit seiner Reitgerte auf die smaragdgrüne Wellenfläche des Laghetto di Loppia zeigte und zu dem Mädchen gewendet sagte: „Welch' reizendes Bild dieser von hohen Felsen umstarrte See mit dem Grün seiner aus der Flut tauchenden kleinen Inseln gewährt.“

„Und wie romantisch jene kleine Kapelle von ihrer Klippe hernieder in die Schlucht sieht!“ rief die Freifrau dagegen.

Immer chaotischer und wilder wurde die Gegend; zwischen den kolossalen Felstrümmern wucherte die wilde Rose und spät blühendes Caprifolium; um hohe knorrige Eichen und mächtige Kastanien rankte sich Eppich und Epheu.

Wo der Pfad sich senkte, trabten die Thiere von selber und keuchten dann mühsam den neuen Abhang hinauf.

Nach etwa zwei Stunden wurde die Ruine eines alten Schlosses bei Nago sichtbar, anfangs phantastisch geformten Klippen ähnlich, die sich bei größerer Annäherung als morsches zerfallendes Gemäuer erwiesen.

Bettelnd um einen „Quarantan“ stürzte eine Menge zerlumpter Kinder aus den niedern Häusern Nago's und verfolgten die Reisenden so lange, bis der Graf ihnen endlich reichlich spendete, indem er eine Anzahl kleiner Münzen unter die Schaar warf und die Damen zu einem kurzen Trab aufforderte, um den Quälgeistern zu entrinnen.

Nun tauchten die gewaltigen Berghäupter des Tremalgo, Brado und Fraine vor den erfreuten Blicken der Reisenden auf. Tabak und Maulbeerbäume gediehen in Fülle zur Seite der Straße, das volle dichte Laub der Kastanien warf erquickenden Schatten, denn obgleich es noch früh am Morgen war, stieg die Hitze zu einem unerträglichen Grade, die Luft zitterte und die Sonnenstäubchen tanzten flimmernd vor den Augen der Frauen, die ihre Schleier nichts desto weniger zurückgeschlagen hatten, um sich am Anblick der Gegend zu laben.

Zur Rechten erhoben sich schroffe, röthlich gestreifte Berge, eine Schicht auf der anderen, und mit ihren nackten und sterilen Abhängen kontrastirten auffällig die sich zu ihren Füßen erstreckenden Oasen mit einer Fülle an Wein- und Fruchtbäumen.

Da plötzlich lag tief unten im weiten, von den Montebaldogipfeln umstarrten Becken der herrliche Lago di Garda, ein riesengroßes, träumerisches, blaues Auge, das aufblickend sich in die Herrlichkeiten des Himmels vertieft, diesen in sich saugt und wieder zurückstrahlt.

Drüben am jenseitigen Ufer brandeten weich mit silbernen Schaumkronen die Wellen und zerschellten am felsigen Strande von Ponale, zur Linken, unten im Grunde, schaute das liebliche Fischerdorf Torbole aus dem dunklen Grün seiner Oliven.

Beim Hinabreiten der jäh sich senkenden Straße wurden am Nordrande des herrlichen Sees Villen und blumenreiche Gärten sichtbar, dann Riva, umgürtet von einem fruchtbaren Kranz von Oel- und Granatbäumen, Wein und Feigen. Malerisch erhob sich inmitten des lieblichen grünen Sarkathales ein fünfeckiger Bergkegel mit dem Schlosse der Grafen von Arco.

Freudig die Herrlichkeit bewundernd, welche sich ihnen bot, ritten die Gefährten durch Torbole, in dessen Straßen dunkeläugige Mädchen saftige Trauben, Citronen und Orangen in weißen Schwingen feilboten, auf Riva zu.

Eugen war von ihrer Ankunft unterrichtet worden, und wie eben Maria mit den Frauen eine Brücke passirt hatte, welche über die Sarka führt, sahen sie in der Ferne diesen und Helene, welche ihnen entgegen kamen und mit wehenden Tüchern „Willkommen" winkten.

Der Graf stieg ab, half auch seinen Begleiterinnen von den Thieren, und übergab diese der Obhut der Treiber. Man machte den kleinen Weg gerne zu Fuß und in wenig Minuten begrüßten sich die Wiedervereinigten unter herzlichen Umarmungen.

Helene hing lange am Halse der Mutter und Schwester.

„O," rief sie bewegt, „ich bin jetzt so überaus glücklich; Eugen bietet mir eine solche Fülle von Liebe und Güte, daß ich mir immer wieder sagen muß, ich sei Alles dessen unwürdig. Nur eine düstere Wolke stand immer trübe am Himmel meiner Freude, daß ich euch entbehren mußte. Nun ist mir auch dieß hohe Glück geschenkt, wie dank' ich's euch!"

„Du siehst so bleich, Lydia!" wandte sie sich an diese. „Gott, wie erschreckte uns der Mutter Brief, der uns Deine Krankheit meldete. Aber ich will Dich pflegen und für Dich sorgen, und hier an diesen himmlischen Ufern sollst Du Ruhe und Genesung trinken."

„Und Du bleibst also, Maria?" fragte Eugen den Grafen, den er am Arm führte. „Das ist recht. Wir wollen nun zusammen unsere Studien treiben und dann, eine Genossenschaft heiterer glücklicher Menschen, hinunterziehen nach dem südlichen Italien, nach Florenz und Rom. Du wirst lachen, wenn Du siehst, in welche gelehrten Folianten ich mich begraben, und wirst keinen schlechten Respekt vor meiner schon eingesogenen Weisheit bekommen."

Mach' mich nicht zaghaft, Freund," erwiederte scherzend Maria. „Jetzt werde ich nur noch in Ehrfurcht und Bewun-

derung zu Dir aufblicken können, ich, den schon sonst Deine Gelehrsamkeit in scheuer Entfernung hielt."

„Spotte nur, mein Junge!" versetzte lächelnd Eugen. „Wir wollen uns in dieser balsamischen Luft durch Poesie und Kunst ‚gesund baden', wie unser alter Freund Faust sich ausdrückt."

Helene führte die Mutter und Schwester, und rief die etwas vorangegangenen Freunde wieder zurück. Alle zusammen traten auf einen weit in den See vorspringenden gelblichen Felsvorsprung.

„Hier," sagte sie, „könnt ihr am besten unser liebes Eldorado erblicken, und ich will euer Cicerone sein. Seht dort," sie deutete dabei mit ihrer rechten Hand auf eine nur einige hundert Schritte entfernte Villa, welche in der Front mit einer säulenreichen Veranda geschmückt war, „dieß ist la Mira, unser Sorgenfrei, wo ein paar selige Herzen den Anfang ihres Liebesfrühlings verlebt haben, das nun seine Hallen gastfreundlich öffnet und euch ein ‚Salve' entgegenruft. Hier zu unserer Rechten liegt Riva mit der Rocca, die so eitel ist wie unsere Villa, und sich Tag und Nacht in der Flut des Sees beschaut; jenes weiße Gemäuer drüben, welches sich am Fels hinauf erstreckt, schützt die neue, in's Val di Ledro führende Straße; aus jener Schlucht, — sehen Sie sie, Herr Graf," wandte sie sich an diesen, — „stürzt der Wasserfall von Ponale, und hinter jenem keck in den Lago hineinspringenden Vorgebirge liegen Terrassen mit Limonenwaldungen, zu denen wir später wandern wollen. Und nun schaut auch einmal hinein in den Himmel, der euch eben so viel Gnade und Segen herniederleuchten möge, wie er mir und meinem Eugen gespendet."

„Ja, füge der Himmel Alles zum Besten!" sagte feierlich die Freifrau, zog ihre Kinder an sich und küßte mit einem Gemisch von Wehmuth und Freude ihre Stirnen.

Die ungeduldigen Maulthiertreiber, welche auf der heißen,

staubigen Straße warteten, und gern ihre Thiere von den Kisten und Koffern befreit gesehen hätten, um wieder nach Mori zurückkehren zu können, mahnten zum Aufbruch nach la Mira.

Die Villa war bald erreicht, und in der That konnte ihre Lage nicht reizender gedacht werden; denn auf sanfter Anhöhe, zwischen Torbole und Riva, hart am Seeufer gelegen, von Weinbergen und silberblätterigen Olivenbäumen umgeben, genoß man von ihrer freien Veranda eine so erhabene und zugleich liebliche Fernsicht, wie sie nur von wenig Punkten der Erde übertroffen werden möchte. Vor der Veranda breitete sich eine Terrasse mit Bosquets, und aus rothblühenden Granatsträuchern, Feigengrün und hoher Myrthe lugten marmorne Statuen, Kopien verschiedener Meisterwerke hellenischer Künstler. Um die Verandasäulen schlang sich bescheidenes Immergrün und des anmuthigen Jasminstrauches feine duftige Blüte.

Die Villa selber war im einfachen italienischen Styl erbaut und in der Mitte von einer Kuppel bedeckt, die sich über einem runden Saale wölbte, von welchem aus man in die übrigen Zimmer gelangte.

Die Freifrau, wie ihre Tochter Lydia und der Graf waren entzückt von dem reizenden Aufenthalt.

Während Helene ihre Mutter und Schwester in die für sie bestimmten Gemächer begleitete, führte Eugen den Grafen in den Saal, welcher von oben durch die Kuppel sein Licht erhielt, und in welchem es dämmrig und kühl war. Denn in der Mitte desselben schleuderte aus einem Bassin eine Fontaine plätschernd ihre Wassergarben in die Höhe und der niederfallende Strahl benetzte prächtige Exemplare der Nymphaea gigantea und des Nelumbium speciosum, deren rothe und blaß angehauchte Kelche mit ihren feinen goldenen Staubfäden und Narben zwischen dichten pergamentähnlichen Blättern schwammen. Um das Bassin herum zog sich eine Gallerie, deren luftige Decke von einer viel-

rankenden Cobaea, die förmlich mit lila Blumenglocken besät war, gebildet wurde. Ruhebänke und Tische standen in derselben.

„Du siehst, Maria," sagte Eugen, „dieser Ort ist ganz auserwählt zu geistigem Schaffen, und wider Willen bitten sich hier die Musen und Grazien zu Gast und weilen gerne. Den Tag über studire ich eifrig in deutschen und italienischen Gelehrten; Winkelmann, Vasari, Scipio Maffei, Palladio geben meinem Wissensdurst Nahrung; gegen Abend, wenn kühl der Wind die ruhige Fläche des Sees kräuselt, lassen wir uns in unserer Gondel von den Wellen schaukeln, und später bei traulichem Lampenschein lehnt Helene ihr blondes Köpfchen an meine Schulter, nippt manchmal aus meinem Glase etwas Vino santo und hört gerne zu, wenn ich ihr aus dem Tasso lese, dem Ariost oder Boccaccio, dessen Haupt

‚die tausend Liebesmärchen zart entquollen.'

Nun kannst Du zwar nicht bei uns in la Mira wohnen, weil der enge Raum es verbietet, ich hoffe aber, Du wirst in der Locanda al Sole zu Riva nur Dein Nachtlager halten und sonst bei uns Deine Stunden zubringen."

Maria dankte freundlichst für das herzliche Anerbieten, nahm es jedoch nicht in dem gebotenen Umfange an, indem er Eugen ausführlich den eigentlichen Grund erzählte, warum er so plötzlich seinem Wunsch, ihn in la Mira zu besuchen, nachgekommen.

„Mein Gott!" rief dieser bestürzt, „das ändert freilich Alles, und ist ein Schlag aus heiterem Himmel. O, das betrübt mich zu hören. Ich sagte Dir früher schon, Lydia's Leidenschaftlichkeit martere und ängstige mich, ist sie nun gar in dem Grade entflammt, so ahne ich nichts Gutes und all' meine schön gehegten Träume fangen an in Nebel zu zerfließen."

„Nur nicht so kleinmüthig," tröstete der Graf, „es kann

Alles noch besser kommen, wie wir, Du, Deine Schwiegermutter und ich erwartet. Wir hoffen, dieser Flamme geht es wie jeder andern, die keine Nahrung erhält, sie flackert noch einmal hell auf, um dann ganz zu erlöschen."

Die Rückkehr der Frauen schnitt das Gespräch ab.

Man nahm ein einfaches Mahl, aus köstlichen Trutte, Früchten, Wein und Brod bestehend, und, wie natürlich, mußten die erst kürzlich von der Heimath Geschiedenen von dieser erzählen und Bericht erstatten über das Unbedeutendste.

Nach der Tafel zogen sich die Freifrau und Lydia in ihr Zimmer zurück, um müde und angestrengt von der Reise ein wenig der Ruhe zu pflegen; Eugen hingegen begleitete den Grafen nach Riva, wo er im Sole eine freundliche Stube bezog, deren weinumrankte Fenster auf einen kleinen Garten hinaussahen, der, an schattigen Kastanien und Feigensträuchern reich, den schmalen Raum zwischen dem See und der Locanda einnahm.

Um auch ihm Zeit zu lassen, sich hier behaglich einzurichten, kehrte Eugen bald darauf nach la Mira zurück und schied mit dem Wunsche, ihn schon am Morgen des folgenden Tages wieder bei sich begrüßen zu können.

So geschah es denn auch, und es folgte dem ersten und zweiten Tage noch eine Reihe anderer fröhlichen und anregenden Zusammenlebens.

Den ganzen September über und tief in den Oktober hinein war die Luft balsamisch und erquickend, im Sonnenschein lag rings die schöne Erde, auf den Bergen und unten im Thal reifte die purpurne Traube, schützend umhüllt von dem roth und gelb gefärbten Laube. Lydia's Gesundheit befestigte sich nicht nur sichtlich, auch geistiger Frieden war über sie gekommen, hervorgerufen durch des Grafen sich stets gleich bleibendes herzliches und freundliches Benehmen, dem gleichwohl keine Spur irgend

einer Neigung beigemischt war. Das Mädchen war glücklich in der Gegenwart, und da der Geliebte ihr nahe, sie andächtig seinem Worte lauschen, sich in sein Wesen vertiefen durfte, empfand sie keinen anderen Wunsch und lebte ein stilles vergnügtes Traumleben.

Kehrte Maria Abends von la Mira zurück nach Riva, so pflegte er gewöhnlich noch unter den Kastanien des Gartens am See zu wandeln und alter, im fernen Ungarlande verlebter Zeiten zu gedenken.

Im heimlichen Dämmerlicht saß er so eines milden Oktoberabends dicht am See, dessen weite Fläche schon in Dunkel gehüllt war, während die ihn umgebenden Bergspitzen noch rosig im Glanze der scheidenden Sonne flammten. Gemach legten sich Nebel auf den See, die ersten Sterne flimmerten, des Mondes zunehmende Sichel schwebte golden im Aether, unter Abendglockenläuten vom nahen Kirchthurme ging die Natur zur Ruhe.

Nur einige andächtige Beter zogen dem Gotteshause zu, nach des Tages Arbeit noch der Madonna ein Gebet darzubringen.

Da wandelte es auch Maria an, sich wieder einmal den frommen Gläubigen anzuschließen; er verließ den Garten und betrat die einfache, ganz in der Nähe gelegene Kirche.

Kerzenglanz strahlte ihm entgegen, melodischer Orgelklang brauste durch die Räume und schwoll empor zum hohen Schiffe, als wollten die Töne einen Weg suchen hinauf zum Firmament. Ueber dem Hochaltar hing ein großes Bild, ein segnend die Hände ausbreitender Christus, aus dessen gottähnlichem Antlitz weltbeglückender Friede und eine überirdische Verklärungswonne schien.

Von der in einem italienischen Patois gehaltenen Predigt verstand Maria wenig; er hörte nur, daß der Geistliche von der Religion der Liebe und Duldung sprach, und zum Thema seiner

Rede die Worte der Schrift: „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst, dieß ist das erste und fürnehmste Gebot,“ gewählt hatte.

An eine Säule gelehnt, hielt er bei diesem Gottesdienst seine eigene Andacht; mit aller Frische der Erinnerung zauberte er sich tausend Bilder seines Jugendlebens zurück. Wie weit lag diese Jugend mit ihrer kindlich frommen Anschauung hinter ihm! Es ging ihm ein Schauer durch die Seele, und er wünschte fromm und kindlich glauben zu können, wie ehemals.

Der Vorsatz hiezu keimte in seiner Brust und inbrünstig dankend erhob er den Blick, der oben im Chor auf ein Mädchengesicht fiel, rein, lieblich und jungfräulich anzuschauen, wie das einer Madonna. Die emporwirbelnden Wolken des Weihrauchs schwebten um die liebe kindliche Gestalt, der Kerzenschein dahinter umfloß ihren dunklen, die schwarzen Haare einhüllenden Schleier wie ein milder Glorienschein.

So eigen, so träumerisch wurde Maria zu Sinne. Er konnte den Blick nicht wenden von dem süßen milden Gesicht, um dessen Mund ein engelgleicher Liebreiz floß und Wange und Stirn mit einem Schimmer der Verklärung überhauchte.

Als am Schluß der Litanei der Priester das Allerheiligste zum Segen erhob, knieten die um Maria stehenden Campagnolen nieder; er selbst blieb starr an die Säule gelehnt, immer das Auge auf jene holde Erscheinung geheftet. Sie auch war niedergekniet, die Hände fromm unter dem Kinn gefaltet, das von den langen Seidenwimpern bedeckte dunkle Auge niedergeschlagen. Von allem Irdischen frei lebte diese keusche Seele nur in ihrem Gott, und auch Maria's Geist schwebte, je länger er sich in Anschauen vertiefte, auf Fittichen der Andacht.

Hatte er dieses fromme Wesen nicht schon einmal gesehen? Er sann und sann, aber es war nur auf einem Bilde von Murillo gewesen.

Der letzte Orgelton zitterte nun durch das Gotteshaus; das Mädchen stand auf, das Kreuz schlagend, und entfernte sich.

Maria eilte hinaus in's Freie, blieb im Schatten, den die Kirchenmauer warf, stehen und erwartete das Kommen der schönen Beterin. Vergebens; sie mußte durch eine andere Thür das Gotteshaus verlassen haben.

Er ging dem Garten am „Sole" wieder zu und blieb noch lange unter den Kronen der Bäume, die der Hauch der athmenden Herbstnacht leise bewegte. Der See rollte kleine silberne Wellen zu seinen Füßen ans Gestade, in seinem Spiegel zitterte das röthliche Flimmern der Fixsterne und das bläuliche Leuchten der Planeten. An manchen Stellen war die Fluth nächtig und dunkel, und wieder an andern tanzte das Mondlicht über die Oberfläche.

„O, geweihte Nacht, die du mir eine Heilige zu schauen gönntest!" rief er träumerisch beglückt.

Glühende Leuchtkäfer flogen an ihm vorüber und glänzten im Laub der Reben.

„Ein schöner Stern ging auf in meiner Nacht!" lispelte er vor sich hin.

Ihm war's, als besitze er keinen Körper mehr, er fühlte sich wie getragen, emporgezogen zu einer himmlischen Höhe.

„Sie ist so schön, wie dunkle Nacht!" sagte er, und ging unter dem Baumgrün am Ufer hin. Immer wieder sprach er dieselben Worte leise, aber doch vernehmlich. Der ganze Zauber einer Nacht im Süden, das geheimnißvolle andächtige Weben und Leben einer solchen schien ihm versinnlicht in seiner theuren Unbekannten. Waren ihre Augen nicht Sterne, ihr Lächeln leises Fächeln des Windes, ihr Athem süßer balsamischer Duft?

„Ja, Du bist so schön, wie dunkle Nacht!" Und nun quoll aus seiner froh bewegten Brust Strophe um Strophe:

Du bist so schön, wie dunkle Nacht,
Doch nicht wie eine Nacht im Norden,
Nein, wie des Südens weiche Pracht
Mit seinen duft'gen Blumenborden;
  Durch diese Nacht
  Bin ich erwacht,
Durch sie ist Licht in mir geworden!

Du bist so schön, wie dunkle Nacht,
Wenn Sterne aus den Wolken treten,
Ich knie in Demuth, lind und sacht
Quillt aus dem Herzen leises Beten;
  Windhauch der Nacht
  Hast Du entfacht,
Ihr auch ein frommes, ein kindliches Beten?

Du bist so schön, wie dunkle Nacht,
Ich aber stehe nur von Ferne,
Den preisend, der so schön gemacht
Dich herrlichsten der Erdensterne.
  Bei Tag und Nacht,
  Hab Dein ich Acht,
Dir nah im Geist, wenn sonst auch ferne!

Du bist so schön, wie dunkle Nacht,
Drein milde Sterne niedergrüßen —
Bin ich um's Morgenroth erwacht,
Möcht ich Dich grüßen, tief Dir zu Füßen,
  Und was bei Nacht
  Ich liebend gedacht,
Sagen dir Hohen, dir Einzigen, Süßen! —

Er hatte mit Unterbrechungen das Lied vor sich hin gesagt. Als er geendigt, trat plötzlich aus einer Rebenlaube in einem Winkel des Gartens, deren Eingang rosablühende Oleander-

büsche verbargen, ein schlanker Mann mit weißem Haar und Bart, und ging auf Maria zu.

Das Sternenlicht fiel auf seine milden alten Züge und ließ sie deutlich erkennen.

„Verliebt, caro mio?“ fragte er den Grafen, der wie gebannt stand, da er sich in seinen Liebesergüssen belauscht sah. — Er hatte auf der Zunge, den Fremdling zu fragen, was ihn zu solcher vertraulichen und trivialen Frage, die ihm eine Entweihung seiner heiligsten, eben keimenden Gefühle zu sein schien, berechtige. Aber es lag so viel Wohlwollendes und gleichsam Väterliches in den Worten des Alten, daß der Graf verlegen stockte und kein Wort hervorzubringen im Stande war.

„Ja, Riva ist reich an schönen glutäugigen Frauen,“ fuhr der Alte fort, „und Ihr seid nicht der Erste, den ein Blick aus diesen Augen wie ein Blitz getroffen. Aber wenn man selbst noch ein junges Blut ist, so kann man den Kampf mit diesen Seejungfrauen wohl aufnehmen.“

Es war Maria anerzogen, sich nicht mit Fremden in ein Gespräch einzulassen, ohne zu wissen, mit wem er verkehre.

Er sagte daher zu seinem neuen Bekannten: „Erlaubt, Euch meinen Namen zu nennen. Ich heiße Graf Maria Ollony und bin ein Ungar, der hierher kam, in dieser schönen Gegend eine Zeit lang zu weilen, und dann weiter in's südliche Italien zu reisen. Fast scheint es mir jedoch, als würde ich länger hier bleiben, als ich mir vorgenommen, denn ein holdes, anmuthiges Mädchen, die ich hier Abends in der Kirche sah, beschäftigt all' meine Sinne und zwingt mich zu bleiben.“

„Ich heiße Peter von Belli, und stamme aus einem italienischen Geschlecht, dessen Heimath der Comersee. Schon früh trat ich in die österreichische Armee, deren Dienst ich als Oberst quittirte, um hier in Riva in stiller Zurückgezogenheit meinen Lieblingen, der Flora der Gegend und den Petrefakten des

Montebaldo, zu leben. Das, denk ich, wird Ihnen hinreichend sein, mich nicht ganz mehr als einen Fremden anzusehen, und wenn es gefällig, plaudern wir noch ein Stündchen dort in der Laube." Er ging in diese hinein, setzte sich, und der ihm folgende Graf that desgleichen.

„Eine rechte Liebe, mein junger Freund," begann der Alte, „macht etwas Tüchtiges aus einem Jüngling und reift ihn zum Manne. Wir fühlen uns stark und muthig und begreifen dadurch erst die Aufgabe unseres Lebens. Man denkt weniger an sich, und fühlt Etwas wie Schaffen und Wirken für Andere durch seine Adern rinnen. Ist's nicht so?"

Der Graf bejahte kopfnickend. Der freundliche, milde Ton, in dem der Oberst zu ihm sprach, ermunterte ihn und machte ihn mittheilsam. Und als dieser fragte: „Wer ist's denn, der das junge Herz zu solchem dichterischen Paroxismus trieb?" erzählte er offen und frei sein Begegnen in der Kirche.

„Schön und fromm also? Nun, das sind zwei treffliche Eigenschaften eines Weibes. Sie werden das Mädchen jedenfalls wieder sehen, denn in dem kleinen Riva begegnet man sich oft, und ich denke, Sie werden auch das Ihrige dazu thun, sie zu finden."

„Ich hoffe das und freue mich darauf."

Der Oberst ließ dieß Gespräch nun fallen und plauderte mit der Weitschweifigkeit des Alters von seinen Petrefaktensammlungen und Herbarien, welchen Ergüssen der Graf sehr gedankenlos zuhörte.

Als Beide sich schon ziemlich spät in der Nacht trennten, lud der Oberst seinen neuen Bekannten ein, ihn nächstens einmal auf seinen Botanisirzügen zu begleiten, was dieser zerstreut zusagte.

Nicht ohne Unruhe schlief dann Maria den Rest der Nacht,

und ohne klares Bewußtsein umspann ihn ein schöner Traum von seiner holden Beterin.

Die beiden auf jenen Abend folgenden Tage kam dem Grafen weder der Oberst, noch seine Unbekannte zu Gesicht.

Als er jedoch am Morgen des dritten gerade aus der Locanda heraustrat, um hinüber nach la Mira zu gehen, begegnete ihm der Oberst, der eine seiner Wanderungen anzutreten im Begriff war.

„Wie steht's, mein Lieber?" fragte er nach herzlicher Begrüßung. „Wollen Sie mich begleiten? Ich mache einen kleinen Spaziergang von einigen Stunden nach dem Val di Ledro."

Maria dankte für die Einladung, erwiederte indeß, er müsse versprochener Maßen zu seinem Freunde; morgen würde er jedoch der Einladung gerne Folge leisten.

Der Graf war schon die letzten beiden Tage so zerstreut bei seinen wissenschaftlichen Studien mit Eugen gewesen, daß diesem sein verändertes Wesen auffiel; denn immer wieder streiften seine Gedanken zu dem holden Kinde.

Auf Eugen's Fragen gab er ausweichende Antworten, und kündigte ihm wie den Frauen am Abend beim Scheiden an, er werde ein paar Tage nicht kommen, weil er mit einem neu erworbenen Freunde einen Ausflug beabsichtige.

„Sie kommen nicht wieder, niemals!" rief Lydia ganz bleich und mit der alten gewohnten Leidenschaft.

„Gewiß, ich komme!" versicherte Maria und lächelte.

Aber, es war so, er kam nie wieder, obgleich er selbst dieß in jenem Augenblick nicht wußte.

Er hoffte, nach Riva zurückgekehrt, den Oberst noch wie gewöhnlich im Garten zu finden, doch war sein Nachforschen ohne Erfolg.

Früh am Morgen des nächsten Tages, wie des Sees Wellen in der Farbe rother Rosen wallten, hörte Maria vor

seinen Fenstern eine klare melodische Mädchenstimme ein italienisches Lied singen.

Er bog die sein Fenster umrankenden Rebenzweige zurück und schaute hinaus in den Garten.

In einer Nische, welche ein Granatstrauch und Laurus cerasus mit ihrem Blättergrün schirmten, saß der Oberst, in einem Buche lesend, und ihm zu Füßen auf niederem Schemel die fromme Beterin, welche an einem Teppich wirkte und manchmal den Gesang unterbrach, um den Alten durch diese oder jene Frage im Lesen zu stören.

Die rosige Glut des Morgens, welche die Uferberge mit einem durchsichtigen Flor überhauchte, strahlte auf des lieben Mädchens Angesicht, und ihre Wange glühte in gelinder Wärme. Ihr schwarzes volles, das Antlitz umrahmende Haar hing in einem seidenen Netz, von einer jener silbernen Filigrannadeln gehalten, wie man sie auf dem Rialto zu Venedig feil bietet. Um den weißen Nacken glänzte eine rothe Korallenschnur, und an der Spange des rechten Armes hing an kleiner Goldkette ein amethystenes Herz. Sie trug ein weißes Gewand und an den Scheiteln zwei tiefrothe Granatblüten.

Auch jetzt lag eine kindliche Frömmigkeit auf dem unschuldigen Gesicht, wie an jenem Abend in der Kirche, hob das Mädchen aber das Auge von ihrer Arbeit empor, so schien sich eine eben noch geschlossene Knospe zu öffnen und dem jungen Tageslichte entgegen zu lächeln. Ein Ausdruck sinnigster Heiterkeit und Fröhlichkeit flog dann über ihre sanften Züge.

Maria war ganz verwirrt bei dem Anblick des Mädchens. Um nicht bemerkt zu werden, trat er einen Schritt vom Fenster zurück und spähte durch die Weinranken. Es war ihm unmöglich, sich loszureißen von dem anmuthigen Bilde, vor dem er andächtig hätte knieen mögen, wie vor einem Muttergottesbilde.

Sein Herz pochte ungestüm und er hielt den Athem an, als könne er sich durch bloßes Athemholen verrathen.

Da das Mädchen eben aufstand und von der Gartenmauer kleine Stückchen losbröckelte, die sie über den Spiegel des Sees warf, auf dessen Oberfläche sie dahinhüpften, fürchtete er bei etwaigem Umblicken desselben entdeckt zu werden, und zog sich von seinem Standpunkte zurück, indem er in langen Schritten das Zimmer maß.

Er ermunterte sich hinauszugehen und das Mädchen kennen zu lernen, aber er war ganz schüchtern und muthlos.

Der Gedanke, das Mädchen müsse jedenfalls dem ihm befreundeten Oberst nahe stehen, ermuthigte ihn endlich, seinen Entschluß auszuführen.

So wie er in den Garten trat, sah der Alte bei den nahenden Schritten auf und rief ihm freundlich: buon' giorno! entgegen.

Das Mädchen wandte sich bei der Begrüßung um, ließ sich indeß nicht in ihrem kindischen Spiel stören.

„Lucia, einen Stuhl für meinen jungen Freund," bat der Oberst.

Das Mädchen flog mehr, als sie ging, durch den Garten und verschwand im Hause.

»Sangue di Dio!« sagte der Graf; „nun habe ich's gefunden, das schöne Kind aus der Kirche."

„Die also war's?" fragte der Alte und glättete behaglich seinen schneeweißen Bart. „Nun, die wohnt schon lange mit Ihnen unter einem Dache."

Lucia erschien eben mit einem rohrgeflochtenen Sessel, den sie Maria zuschob, indem sie sich anmuthig verbeugte.

„Meine Tochter," wandte sich der Oberst zum Grafen, und dann an diese: „Maria Ollony, ein stattlicher junger Herr, mit etwas heißem Blut, wie alle Magyaren."

Lucia sah Maria an und lächelte. Sie ließ sich wieder auf ihrem Schemel nieder und arbeitete unbefangen fort.

Tausend Dinge, die der Graf zu dem Mädchen sprechen wollte, schossen ihm durch den Kopf, aber er fand Alles so fad und nichtssagend, daß er schwieg.

„Ich muß Ihnen doch einige meiner Petrefakten zeigen, wahre Prachtexemplare," sagte der Oberst und ging in die Locanda. Maria wollte ihm folgen.

„Bleiben Sie nur hier, ich komme gleich wieder."

Nun war Maria allein mit dem Mädchen. Es entstand eine für ihn peinliche Pause; Lucia stickte weiter an ihrem Teppich.

„Ich kenne Sie schon, ich habe Sie neulich gesehen, Signorina!" begann endlich der Graf, und er fühlte sein Gesicht sich purpurroth färben.

„Wo, Signor Maria?" fragte Lucia mit dem liebreizendsten Lächeln um den Mund.

„Es war vor einigen Abenden in der Kirche; Sie knieten oben auf dem Chor und erschienen mir, von Lichtglanz und Weihrauch umflossen, wie die Madonna."

„Es ist sündhaft, mich mit unserer heiligen Jungfrau zu vergleichen!" erwiederte Lucia würdevoll und doch lag gar kein Vorwurf im herzlichen Ton ihrer Stimme.

„Wie könnte es Sünde sein, ein Wesen, welches mir als die keusche Blüte aller Jungfräulichkeit erscheint, mit dem Namen „Madonna" zu nennen."

„Aber Sie kennen mich nicht, Sie sprachen nie zu mir. Könnte mein Aeußeres nicht trügen?"

„Signorina, diese Augen und liebevollen Züge können nicht lügen."

„Nein, ich log niemals mit Vorsatz," versetzte naiv Lucia.

„Ich bleibe noch länger hier am Ufer dieses herrlichen See's.

O könnt' ich's für immer. Und geben Sie mir Hoffnung, Sie öfters zu sehen und zu sprechen, Signorina?"

„Wie es Ihnen beliebt; ich bin oft allein, denn ich begleite meinen Vater fast nie auf seinen Gebirgswanderungen."

„Würden Sie mich nicht ungern sehen?"

„Mich freut's, Signor."

Sie sah ihn mit ihren dunklen Augen an und lächelte, und wie das Lächeln auf dem Gesicht verschwand, blieb dunkle Röthe auf demselben zurück. Etwas wie Scham darüber regte sich in ihr, und indem ihr der Gedanke kam, dieß Purpurroth solle Niemand bemerken, am wenigsten Maria, färbte es sie nur immer glühender. Sie wollte nicht mehr in Maria's Augen sehen und begann wieder so hastig zu arbeiten, daß ihr die verschiedenen Farben des Teppichs ineinanderflossen.

Der Graf wurde jetzt von dem Obersten, dem es zu mühsam war, seine schweren Versteinerungen in den Garten zu schleppen, in die Locanda gerufen, und nachdem er die Naturalien bewundert, mahnte der Alte aufzubrechen, da für heute die gemeinschaftliche Excursion bestimmt war. Auf derselben erzählte Maria dem Oberst unaufgefordert von seiner Jugend, seinen Verhältnissen, seinen Besitzungen im Ungarlande. Er spürte viel Drang und Sehnsucht, nach Riva zurückzukehren.

Der Alte lächelte verständnißvoll in seinen Bart und gab Maria's Drängen zur Umkehr nach.

Als sie am Spätnachmittag wieder in der Locanda al Sole ankamen und den Garten betraten, war Lucia eben im Begriff, in eine Barchetine zu steigen und eine kleine Lustfahrt auf dem See zu machen, wie sie gar oft pflegte.

„Wollt ihr mit?" fragte sie die Ankommenden.

Der Oberst mußte erst seinen zurückgebrachten Schatz von Pflanzen ordnen und lehnte die Fahrt ab, forderte aber Maria dazu auf, der ein Ruder ergriff und vom Lande stieß.

Wie eine Schwalbe flog die kleine Barke über die warmen Wellen.

Lucia verstand sich besser auf's Rudern, als Maria, dessen Ruder sich alle Augenblicke in dem Gestrüpp der Wasserpflanzen, die ihre phantastischen Zweige vom Grunde heraufstreckten, verstrickte.

Bald schwammen sie weit draußen auf der Flut. Ringsum stiegen die hohen Bergesgipfel in die Wolken, die sonnebeglänzten Ufer standen im Schmuck der Oliven und Reben, es war kein Laut zu hören, nur manchmal sprang ein silbern schimmernder Fisch aus den Wogen.

Beide zogen ihre Ruder ein und ruhten einen Augenblick.

„Andar' sul mare,
O piacere!
Evviva, evviva l'amor!"

sang das Mädchen mit heller Stimme. Bei den letzten Worten stockte ihre Stimme, sie schwieg, sah hernieder auf den Boden der Barke und spielte mit den rothen Korallen, die sie um den Hals trug.

Ihr wurde unbeschreiblich Angst. Sie wartete auf ein Wort von Maria, weil sie selber nicht sprechen konnte.

Und dieß Wort sprach nun Maria. Sein ganzes Wesen drängte sich hin zu ihrem. Er faßte plötzlich Lucia's zitternde Hände und lispelte ganz leise:

„Lucia, ich habe Dich lieb, unendlich lieb, verstehest Du diese Worte?

„Sagen Sie etwas Anderes!" bat das jungfräuliche Kind.

„Dich hab' ich lieb, Dich hab' ich lieb, sonst weiß ich Nichts zu sagen!"

Er beugte sich nieder und küßte mit glühendem Munde ihre feinen Hände.

„Bitte, nicht, das ist so unterthänig.“

„Willst Du mein sein?“ fragte Maria ungestüm und die Barke schwankte auf den Wellen.

Sie sagte kein Wort, sah ihn nicht an, zitterte und neigte ihr Haupt.

Maria blickte sie liebevoll an. „Ich spiegle mich in Deinen Augen, Lucia!“

Sie neigte ihr schönes Haupt noch tiefer und aus ihren Augen floß eine Thräne über die milde Wange.

Maria wollte die Thränen fortküssen, aber sie wandte sich rasch. Sie fühlte den Kuß nicht, nur den Athem Maria's auf der Wange, und es durchzitterte sie heiß.

„Theure, Einzige, verstehst Du das Wort: Ich liebe Dich! Es umfaßt die ganze Welt, mein Glück und meine Zukunft.“

Sie ließ ihr Haupt an seine Brust sinken und verbarg an dieser ihr Gesicht.

„Du bist so lieb!“ flüsterte sie kaum vernehmbar, und diese leisen Worte erfüllten Maria mit einem geheimnißvollen Schauer von Seligkeit.

Das höchste Glück ist Schweigen.

Maria hielt des Mädchens Hände in den seinen; er fühlte an seiner Brust das Wogen ihres Busens.

Nirgends war ein anderer Fischerkahn zu sehen; allein und von Niemand gelenkt schwankte die Barke auf der spiegelglatten Bahn. Sie merkten nicht, wie die Stunden entflohen.

„Kein Mensch sieht uns, nur über uns Gottes Auge!“ flüsterte Maria dem Mädchen in's Ohr. Sie hielt mit beiden Händen Maria's Nacken umschlungen, drückte den Geliebten fest an sich und verbarg ihren Kopf an seiner Brust.

„Wollen wir nicht umkehren?“ fragte er Lucia.

Sie ließ ihn los, ihre Hände ruhten gefaltet im Schooß,

die Lippen bewegten sich leise, wie im Gebet an jenem Abend in der Kirche.

Maria ergriff das Ruder und sah um sich. Sie befanden sich dicht bei la Mira; auf der Terrasse stand ein weibliches Wesen, welches Maria erkannt hatte. Es war Lydia, und wenn in die Brust der beiden Glücklichen in der Barke eben die höchste Wonne des Himmels eingezogen, brannten in der ihren alle Qualen der Hölle.

Maria hörte einen entsetzlichen Schrei der Verzweiflung, dann sah er Lydia's Gestalt verschwinden.

„Was war das, Lieber?" fragte bestürzt Lucia. „Mir schien's eine qualvolle Menschenstimme."

Der Graf schwieg, setzte hastig die Ruder ein und die Barke flog pfeilschnell über den See.

Als sie landeten, bot er Lucia beim Aussteigen die Hand, umschlang dann ihre Gestalt und führte sie hinein in den Garten. Der Alte saß in der Laube mit dem Oleandergebüsch.

„Vater," rief Maria in überströmendem Gefühl, „gib unseren seligen Herzen den Segen zu ewiger Verbindung."

Dieser erhob sich, überwältigt von der Macht der auf ihn eindringenden Empfindungen. Er zog Beide an sich, legte seine Hände segnend auf sie und murmelte nur unverständliche Worte. Dann ließ er die Liebenden allein. Diese blieben und hielten sich umschlungen, und der Geist herzinniger Liebe wehte um sie. Der Oleander und die Orangen hauchten süßen Duft; lachende Bilder der Zukunft umwoben das stille Heiligthum. Beide unterschieden im zunehmenden Dämmerlicht nicht mehr deutlich ihre Züge, aber Dunkel und Heimlichkeit sind Liebenden günstige Verbündete.

Da knisterten heftige Schritte auf dem Kies des Gartens, eine stürmische Hand bog die vor der Laube stehenden Oleander-

büsche auseinander und ein gellender Schrei rang sich aus einer schmerzvollen Brust.

„Jesus Maria, so mußte es kommen!“ rief in fürchterlich höhnendem Ton Lydia und sank zusammen. Krampfhaft erhob sie sich wieder, und ehe noch die Liebenden Zeit hatten, erschreckt aufzufahren, sahen sie die Wahnsinnige mit aufgelöstem, ihre Schultern umwehenden Haar in fürchterlicher Eile davonjagen.

Maria wollte dem Mädchen nach, aber Lucia hielt ihn fest umschlungen, eine unklare Ahnung überkam sie, als könne Jemand ihr den eben Gewonnenen wieder entreißen! — „Sprich, was soll dieß bedeuten?“ flehte sie mit angstvoller Geberde.

„Eine Unglückliche ist's, die mich liebt und der ich keine Erwiederung schenkte!“ sagte Maria traurig.

„Und liebst Du mich, o spiele nicht mit meinem Herzen!“ sagte Lucia.

„Ja,“ sprach Maria feierlich. „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich Nichts nach Himmel und Erde.“

Lydia stürmte, wie vom Sturmwind gejagt, die in's Val di Ledro führende Straße hinan.

„Höher, höher!“ schrie sie. Sie schien an diesen Worten zu ersticken.

Der Wind ging kühl durch die Zweige der Oliven, der See athmete leis wie ein schlafendes Kind; die ganze Natur lag im Abendfrieden, kein mitleidiger Blitz zuckte am Himmel, sie zu erschlagen.

All' ihr Blut drängte sich vom Herzen zum Kopf, sie wußte nicht, was sie that; über Stein und Geröll lief sie dahin, ihre Füße schmerzten sie, doch fühlte sie es nicht.

„Höher, höher!“

Sie sprang die niedere Mauer, welche die Straße gegen den See begrenzt, hinan und kletterte die steilen Uferfelsen empor.

Das Thal drohte sie zu erdrücken, hier oben nur konnte sie athmen. Ihre Hände bluteten, zerrissen von Brombeerranken, die sie beim Klettern erfaßte, aber sie gönnte sich keine Ruhe. Jetzt faßte sie ein Felsstück, sich an diesem emporzuschwingen. Ein furchtbares Prasseln und Dröhnen hallte über dem See; der Block hatte sich gelöst, das Geschiebe unter ihren Füßen rollte und riß sie in die furchtbare Tiefe.

Gleich darauf lagen die Wasser ruhig wie eben zuvor; nur breite Ringe undulirten auf der Oberfläche und das Bild der aufgegangenen Sonne zitterte unheimlich.

Zwei Tage nach diesem Abende fanden auf Fang fahrende Fischer am Ufer unter Feigensträuchern einen weiblichen Leichnam. Die Augen waren geschlossen, ein feierlicher Frieden, den das Mädchen nie im Leben gefunden, war über das Antlitz gegossen, Seegras und Wasserpflanzen bedeckten den Körper. Man bestattete Lydia im Garten zu la Mira, und nach dieser traurigen Pflicht zogen ihre Mutter nebst Eugen und Helene wieder zurück nach dem heimatlichen Schlosse Behingen.

Maria blieb mit Lucia vereint zu Riva.

„Sieh," sagte er, da er eines Abends mit Lucia auf einer Seefahrt an der verhängnißvollen Stelle vorüberruderte, „weil ich Dich errang, raffte Lydia ein jäher Tod dahin!"

Lucia sagte kein Wort, lehnte ihren Kopf an seine Schulter und sah mit einem Gemisch von dankbarer Liebe und Verehrung zu ihm empor.

Beide landeten unten am Ufer, wo noch das Felsgeschiebe in chaotischen Massen lag. Maria errichtete ein kleines hölzernes Kreuz auf einem der Blöcke und schnitt die Worte hinein:

»Implora pace!«

La Vendetta.

Novelle.

Bereits achtmal mochte über den phantastischen, glühend rothen Felsen von Capri die Sonne aufgegangen sein, seitdem ein norwegischer Maler, der vorher lange im springquelldurchrauschten Rom und dem in Orangengärten träumenden Sorrent gelebt, den gastlichen und zauberhaften Strand des Eilandes betreten. Bei seiner Geburt erhellte ein prachtvolles Nordlicht den Himmel seiner Heimat und seine Mutter, die manchen Aberglauben besaß, unterließ nie, wenn sie später zum Sohne über dieses Phänomen sprach, ihm zu bedeuten, er sei ein glücklich Geborener und der Schein jenes gezackten flimmernden Lichts werde sein ganzes zukünftiges Leben erhellen.

Wie man ihn aus dem einsamen Gehöft am blauwogenden See, wo seine Aeltern wohnten, nach der nächsten Kirche trug, dort getauft zu werden, gab ihm der die Pathenstelle vertretende Schulmeister mit Einverständniß der Mutter den Namen „Erich" und so hieß er in Norwegen bei Allen, die ihn kannten. In Rom aber, wohin der talentvolle Jüngling mit Erlaubniß des Vaters gegangen, der manches Tausend Thaler im eichenen Schrank verwahrte, behauptete die Padrona des Hauses, in welchem er an der Piazza di Spagna wohnte, sein Name sei ihr rein unaussprechlich und so nannte sie ihn con permesso und wie die lebhafte, glutäugige Frau versicherte, viel poetischer — Ezzelino.

Also nannte sich Erich auch, da er in dem Städtchen Capri die beste Locanda zu längerm Aufenthalt betrat und dem neugierigen Wirth Luigi Pagano dessen weitschweifige Fragen über Namen, Stand und viele andere Dinge beantwortete. »Sangue di Dio!« rief überrascht Luigi, „Euerm Namen nach wärt Ihr ein Compatriot, nur sah ich noch nie einen so blonden Landsmann!" Und weil er glaubte, der fremde Pittore habe leutselig einen Scherz mit ihm machen wollen, lachte der unterwürfige Wirth so, daß seine lange phrygische Mütze lustig hin- und hertanzte und sein rothes Gesicht sich noch kupferner färbte.

Viel gelenkiger nun, als man bei Luigi's Körperbeschaffenheit, welche der des berühmten Sir John Falstaff glich, vermuthet hätte, sprang er in die Cucina, gleich ein Nachtmahl zu bestellen, denn die Sonne neigte sich um die Stunde von Ezzelino's Ankunft schon dem Niedergange zu und nur noch einzelne gelbe Streifen, die ins Orange und Violette spielten, flogen über den warmen Spiegel der Meerflut.

Wie nun der Maler einige vortreffliche Fische, die die Nacht vorher von den auf Fang gewesenen capresischen Fischern im Netz aus der salzigen Woge gezogen worden waren, verspeist, auch von den saftigen Orangen genossen und manch kühlen Zug aus dem mit köstlichem Wein gefüllten Becher gethan, traten zwei Schiffer in das weißgetünchte und gewölbte Gemach, in welchem er saß, und brachten aus der Barke, die ihn von Sorrent herübergeführt, einige Koffer und eine Staffelei, seine Habe, und setzten sie auf den Boden, um nach erhaltenem Lohn mit einem dankenden „Addi, Signore!" wieder nach dem Strand zurückzukehren.

Ezzelino setzte seinen Becher eben wieder auf den marmornen Tisch vor ihm und verwischte mit seiner kleinen weißen Hand, die nur an das Führen des Pinsels gewöhnt schien, ein paar rosige Tropfen, die an seinem blonden Bärtchen hängen geblieben waren. „‚Thränen des Tiberius' heißen sie hier diesen

Wein", sagte er, sich vom Schemel erhebend. „Als ob ein solches moralisches Ungeheuer so köstliches Naß hätte weinen können!" Er ging mit diesen Worten auf einen der Koffer zu, kniete auf das mit Steinen belegte Estrich und begann mit dem Auspacken seiner Utensilien.

Der halb geöffneten Thür kehrte er hierbei den Rücken und wie jetzt leichte schlürfende Tritte, anscheinend von Pantoffeln herrührend, an sein Ohr klangen, fragte er, ohne sich umzuwenden: „Wollt Ihr mir dies Zimmer einräumen, Luigi?"

Eine feine Frauenstimme antwortete hierauf: „Ja, Signore. Und da Ihr beim Malen, wie ich recht wohl weiß, viel Licht bedürft, so wird es Euch sicher hier gefallen; nur muß ich die Rebenranken, welche die Fenster allzu sehr verdunkeln, ein wenig zur Seite biegen, um den Sonnenstrahlen freien Zutritt zu gewähren!"

»Cosi sia! So sei's!" versetzte der Nordländer, dem, obgleich er der italienischen Sprache ziemlich kundig, dennoch das Idiom dieser Insulaner nicht recht geläufig war.

Während das Weib nun that, wie es sich vorgenommen und bald hier gar zu üppiges Weinlaub pflückte, bald dort prächtig blühende Oleanderzweige aneinander band, war auch der Maler mit seiner Beschäftigung zu Ende gekommen und erhob sich.

Da er nun statt Luigi's dessen reizende Frau erblickte, erstaunte er nicht wenig und machte seiner Ueberraschung durch die Worte Luft: „Wahrlich, euer classischer Inselfelsen ist ein Reich der Schönheit! Wolkenlos und rein ist der Aether, der es, einem blauen Dome gleich, überwölbt, in phantastischer Beleuchtung wogt um das zackige Gestein die heilige Meerflut, edler Wein erfreut die capresischen Männer und die Frauen wetteifern in Gestalt und Antlitz mit den berühmten Schönen von Hellas."

Die Frau schien durch die oft auf der Insel verweilenden

Fremden an solche enthusiastische Lobreden gewöhnt und lächelte schalkhaft, wobei zwischen den Korallenlippen des Mundes die schmelzendsten Zähne sichtbar wurden, die ihrer Kleinheit wegen einem Kinde zu gehören schienen.

„Wie alt seid Ihr?" fragte Erich, dem dieser letzte Umstand auffiel und der die italienischen Frauen und ihre Natürlichkeit sattsam kannte, um diese Frage nicht für verletzend zu halten.

Die Frau sah ihn zögernd mit ihren Gazellenaugen an und befestigte eine eben am Fenster gebrochene Oleanderblume in ihrem kunstlos geknoteten Haar, dessen schwarzbläulicher Glanz nun noch mehr durch das Rosa der Blüte gehoben wurde. „Rathet, Signor Pittore!" sagte sie und zog aus dem vorn geschlitzten weißen Hemd, das ihr zugleich als Mieder dienen mußte, ein kleines Crucifix, welches sie an einem Rosenkranze um den gebräunten Hals trug und mit dem sie spielte, indem sie es zwischen den Zeigefingern beider Hände herumdrehte.

„Bedenkt, daß die glühende Sonne von Capri die Rosen früher erblühen läßt als selbst drüben im glücklichen Campanien," erwiderte der Maler. „Es ist unmöglich, zu erkennen, wie lange eine solche schon vom Strahl aufgeküßt und zum vollen Kelch entfaltet wurde."

Statt etwas zu antworten, spielte die Frau mit ihrem Crucifix weiter; sie warf es leicht in die Höhe und fing es in der flachen Hand wieder auf, wobei sie Erich anblickte und ihn gleichsam aufforderte, zu zählen.

Als dieser bis zur Zahl „Fünf" gekommen, hielt die Frau inne.

„Maria Vergine," rief Erich kopfschüttelnd, „Ihr seid doch nicht erst fünf Jahre?"

Signora Pagano nickte schelmisch bejahend mit ihrem reizenden Kopfe und gab dieser Bewegung noch etwas mehr Nach-

druck, indem sie die Spitze ihres rechten Fußes hob und fester auf den steinigen Boden setzte.

„So seid Ihr am letzten Februar eines Schaltjahrs geboren?“ lachte Erich.

Veronika Pagano war fast verdrießlich, daß der Maler ihrem Räthsel so bald auf die Spur gekommen. „Ihr oben in euern Ländern habt viel Verstand und viel Geld,“ sagte sie; „aber ich möchte da nicht wohnen, denn die Sonne soll dort kaum scheinen, und ich liebe die Sonne.“ Sie schüttelte sich wie jemand, den beim bloßen Gedanken der Kälte schon friert.

„Höre, Veronika,“ sagte Erich, indem er ganz nahe an sie herantrat und seine beiden Hände auf ihre schmalen, offenen Schultern legte, „Luigi Pagano besitzt ein verdammt hübsches und kluges Weib!“

„Meint Ihr?“ fragte sie und sah mit einer Seitwärtsneigung des Kopfes an dem riesigen Manne in die Höhe, dem sie kaum bis an's Herz reichte.

Plötzlich umfaßte sie Erich mit seinen starken Armen und hielt die ihrigen fest, so daß sie sich nicht rühren konnte. Er sah sie dabei mit seinen schönen Augen, die blau wie Kornblumen waren und welche Veronika in der schon eingetretenen Dämmerung kaum erkennen konnte, warm an. Dann preßte er Veronika an seine Brust und wollte sie eben küssen, als Luigi auf der Schwelle erschien. Ohne in Verwirrung zu gerathen, that Erich, als hätte er Pagano's Weib nur zu einem scherzhaften Tanze umfaßt und schwenkte sie so heftig im Kreise herum, daß ihre leichten Röcke um ihre schönen Glieder flatterten.

Luigi stemmte seine wuchtigen Arme behaglich in seine fetten Hüften und lachte ohne eine Spur von Eifersucht, als der Maler die Frau wieder niedersetzte und diese ihrem Gatten im heitersten Ton die Stärke ihres edeln Gastes rühmte.

„Felice notte!“ sagte er nur, sich verbeugend und schob Veronika der Thür zu, durch welche beide verschwanden.

Kaum eine Viertelstunde später befand sich Luigi mit seinem Ehegemahl im Heiligthum ihres Schlafgemachs, dessen einziges Fenster von Reben umgittert war, deren Ranken auf der gegenüberliegenden weißen Wand, welche der Mond beschien, in wehenden Schatten hinglitten. Signor Pagano, der mit jener Vertraulichkeit, die sich Veronika gegen den Maler hatte zu Schulden kommen lassen, gar nicht einverstanden war, sich indessen vor dem wie es schien reichen Forestiere keine Blöße geben wollte, hatte nicht übel Lust, nun seinem Unmuth keinen Zügel mehr anzulegen; sei es aber, daß er mit seinem leidenschaftlichen Weibe eine Scene, deren Ohrenzeuge Erich gewiß noch geworden wäre, vermeiden wollte oder daß er den Spruch jenes orientalischen Weisen: „Wir Männer sind Wachs in den Händen der Frau, welche wir lieben,“ an sich zur Wahrheit werden fühlte, genug, er sagte nur mit weichen, schmeichlerischen Worten: „Veronika, bleib' aus der Nähe des Malers!“

Diese stutzte, als sie solches vernahm, begann aber gleich zu weinen und schluchzte: „Maria santissima!“ hat man je auf unserer Insel, seit des bösen Tiberio Zeit, einen solchen argwöhnischen Mann gesehen, der sich nicht schämt, von seinem Weibe so Uebles zu denken!“

Luigi's weiches, wenn auch seiner übrigen Natur nach zu schließen gewiß sehr umfangreiches Herz war nicht gemacht, kalt und gefühllos zu bleiben, wenn seinem Weibe ein derartiges Weh widerfahren, und so nahte er sich liebkosend seiner süßen Veronika, nannte sie „Meine Taube!“ und gab ihr in Einem Athemzuge die schönsten Namen mit der Versicherung, er sei von ihrer Unschuld so überzeugt wie von der Pracht und Schönheit der Blauen Grotte, die kein ehrlicher Caprese leugnen werde.

Veronika jedoch mochte seine Zärtlichkeit nicht leiden, weinte

weiter und warf ihm vor, sie sei hier in der Locanda begraben wie der Fuchs im Bau, obgleich es sie noch nie nach unerlaubten Trauben gelüstet hätte. Lieber allein wollte sie in der Welt stehen, unten am Strande Muscheln auflesen und sie den Fremden anbieten, als sich von einem tyrannischen Manne mißhandeln lassen. Noch unter Thränen löste die Frau ihr geknotetes Haar und den Gürtel ihres Gewandes und blieb ferner stumm bei allen Bitten und Betheuerungen seiner Liebe, welche Luigi mit komischer Zungenfertigkeit flüsterte. Da er einsah, das empörte Gemüth seiner Frau werde sich schwerlich vor dem anbrechenden Morgen besänftigen, fügte er sich in sein unvermeidliches Geschick, betete seinen Rosenkranz und versuchte einzuschlafen, was ihm trotz des eben widerfahrenen Leids in kürzester Zeit gelang.

In die traumhafte Stille der Nacht tönten aber oben vom platten Dache der Locanda weiche, milde Molltöne, welche Erich auf der Luur, jenem heimathlichen Instrumente, bei dessen Klängen ihm immer die ganze hoheitsvolle Natur seines malerischen Vaterlandes vor die rege Seele trat, hervorbrachte. Er sah wie in den Jahren seiner glücklichen Knabenzeit den Mond silbern über dem See und Wasserfall stehen, die beide versilbert erschienen von seinem Licht, und silbern glänzten auch die Schneekuppen der eisigen Bergesgipfel. Von den Heuschobern aber, die in langen Reihen auf den Wiesen standen, kam ihm im Geiste süßer, aromatischer Duft und aus der Ferne drang das Läuten der Glocken am Halse des Viehs, welches zwischen Stein und Strauch würziges Kraut am Abhang weidete. All diese Bilder schaute er in Capri, wo aus dem heißen Fels die Palme wächst, die blütenreiche Aloe und der stachelige Cactus. Und es schien dem Maler, als merke er jetzt erst deutlich, wie ganz anders die Erde sei, auf der er in aller Heiterkeit und Muße lange glückliche Tage zu wandeln gedachte.

Zwischen den Sternen stand auch hier der Mond; nur leuchtete er golden und goß wie aus einer vollen Opferschale mild und warm sein Licht auf die runden Wölbungen der kleinen Häuser, deren Verandasäulen der Epheu und die Jasminblüte umspann. Dann brachte der heiße, von Afrika her wehende Wind den elementaren Meerduft hinein in die Thäler des Eilandes und höher, bis nach Anacapri, das unbeschreiblich schön und phantastisch in der Nachtstille ruhte. Sirenenhaft erschien Erich der gesegnete Strand und er fürchtete, dieser warme Odem von Meer und Luft werde ihn ermatten und hindern an tüchtigem Schaffen. Da die Töne der Luur ihn einmal an das Vaterland erinnert, war ihm auch ein Versprechen wieder eingefallen, welches er seiner Mutter gegeben und das von dieser nicht vergessen war. Denn diese letztere hatte ihm noch ganz jüngst durch den betagten Schulmeister schreiben lassen:

„Wo früher die kleine, baufällige Johanneskirche stand, in der ich dich über die Taufe hielt, ist nun mit Hülfe des Herrn eine neue errichtet, und deine greise Mutter ist gar stolz, daß ihr Sohn Erich den Altar mit einem Bilde des kleinen Johannes, Jesus und der Maria bedenken wird."

Schwer fielen ihm diese Worte auf die Seele und auf sein sonst ziemlich leichtfertiges Gewissen. Ich muß zu arbeiten anfangen! dachte er, und wie er bei brennender Morgenröthe erwachte und aus Abend und Morgen der erste Tag seines insularen Aufenthalts geworden, redete er Veronika, die ihm den schwarzen Trank der Mokkabohne brachte, gleich mit einer Bitte an:

„Ihr sollt mir Modell stehen," sagte er, „zu einer Mutter Gottes, die ich auf einem Bilde brauche! Verweigert es nicht! Mit viel Sitzungen werdet Ihr nicht geplagt! Auch eine Heiligenmiene, die Euch allzu sauer würde, braucht Ihr nicht anzunehmen! Ich studire aus Euerm Gesicht schon heraus, was ich bedarf, und einen Schein um die Locken bekommt Ihr auch nicht, weil —"

Er verschwieg, daß er ein Ketzer war.

Veronika aber dachte dieser Möglichkeit am wenigsten nach und sagte nur: „Il mio marito“ —“

„Was kümmert dies Euern Mann!“ unterbrach sie Erich. „Ich werde selbst mit ihm darüber sprechen und er soll's wohl gestatten!“

Diese Erlaubniß auszuwirken, suchte er den Wirth der Locanda und sagte ihm, wenn das Bild seiner Frau als Madonna einmal vollendet wäre, würde er es nach Paris und London zur Ausstellung senden und er zweifle keinen Augenblick, daß es dort Aufsehen erregen müsse. Zudem werde er eine Notiz mitgeben, die gemalte Mutter des Heilands wandele noch in aller Fülle körperlicher Schöne in Capri; ein Umstand, der Tausende von Fremden nach der Insel locken werde.

Anfangs verzog Signor Pagano sein kupfernes Gesicht, als hätte er statt in einen Granatapfel in eine Quitte gebissen; nur die verlockende Aussicht, in den nächsten Jahren so viel Fremde bei sich zu beherbergen, ließ ihn endlich einwilligen.

Erich hatte nun seine Leinwand bald gerichtet. Unter den weißen Säulen der Pergola, welche ein schattiges Rebendach trugen, stellte er seine Staffelei auf und begann Veronika in die Stellung zu versetzen, die er bereits auf seinem für eine lutherische Kirche unverfänglichen Gruppenbild angedeutet hatte. Die Frau selbst benahm sich dabei steif und ungeschickt wie ein Kind und erschien mehr als Automat, denn als ein wirkliches Wesen. Weil sie nun jede Bewegung starr und unbeholfen machte und sich nicht natürlich gehen ließ, wie sie sonst gewohnt war, schwand Leben und Anmuth aus dem Modell, so daß der Maler schier verzweifelte. Namentlich die Züge des Antlitzes nahmen einen typischen Charakter an, ohne jegliche Freiheit und Heiterkeit, und erinnerten Erich an jene schmerzhaften Gottesmütter, die er im tyroler Gebirge an allen Kreuzwegen erblickt und die einen ab-

stoßenden Eindruck hervorbrachten durch den zwar nur symbolisch, aber höchst roh ausgedrückten .Schmerz, der als ein zweischneidiges Schwert durch der Maria flammendes Herz fuhr.

Die Stunden des Morgens und Abends, vor dem Einbruch der Dämmerung, konnte Erich allein zu seiner Arbeit benutzen; denn der Tag war glühend heiß und die sengenden Sonnenstrahlen prallten an dem rothglühenden Felsgestein ab, die Glut noch vermehrend. Sieben Tage rastloser Bemühung mit seinem Modell waren so verschwunden. Im Garten der Locanda, nur wenige Schritte von der Pergola entfernt, stand ein Palmbaum, der seine graziöse Blätterkrone nach einer Seite neigend solcherart vermehrten Schatten warf. Nach vielfach verworfenen Auffassungen war Erich endlich zum Abschluß gekommen. Veronika stand mit Jesus und Johannes unter der Palme, durch deren Zweige der scheidenden Sonne Goldwellen rieselten. Andächtig versunken in diese vom Himmel stammende Pracht, legt sie segnend die Hände auf die Kinder, wendet mit leis geöffnetem Mund das Haupt aufwärts, als vernähme sie aus den Wolken eine göttliche Offenbarung, die sie in ihrem Herzen bewahrt und bewegt und die sich dann später zu göttlicher Gestalt in ihr bildet.

In kurzer Zeit erschienen nun auf der Leinwand die Umrisse des Gemäldes; Erich hatte indessen diese noch nicht ganz vollendet, als ihm einfiel, wie schwierig seine vielleicht nicht unpoetische Idee sich würde in Farbe ausführen lassen; ja er zweifelte, je mehr er darüber nachdachte, vollkommen am Gelingen.

Peinlich überlegte er, ob er Veronika sein Bedenken mittheilen und sie wiederum zu einer neuen Stellung der Augen auffordern sollte. Indem er zögernd seinen Blick auf den Contouren haften ließ, verließ Signora Pagano ihren Platz und lugte dem Maler über die Schulter hinweg auf die Leinwand. Wie etwa ein Kind erschrecken mag, welches zum ersten male sein

Bild im Spiegel der unbewegten Seefläche gewahrt, also fuhr Veronika bei diesem Anblick zurück. Sie schauderte förmlich zusammen und erklärte mit Festigkeit, die Madonna würde es ihr niemals vergeben und nie würde sie Fürbitte für sie einlegen, weder bei ihrem göttlichen Sohne noch bei Gott dem Herrn selber, da sie sich in sündlichem Stolz vermessen, so engelgleich und rein zu gelten, wie sie und sich von guten, frommen Christen anbeten zu lassen.

Erich lachte von Herzen über des einfältigen Weibes Bigotterie; er stand von der Staffelei auf und sah mit der heitersten Miene in ihr Gesicht, über welches ein Anflug von demüthiger Trauer zog. Mit seinen feinen weißen Händen strich er Veronica eine ihrer dunkeln Locken, die sich von den Schläfen gelöst und auf die Stirn gefallen war, zurück. „Du hast recht, meine Gute," sagte er schalkhaft, „die heilige Jungfrau würde dir zürnen; auch würde die ganze heiße Lebendigkeit deines Naturells dich viel mehr zum Modell einer Bacchantin befähigen!"

Die Hände ergeben gefaltet, stand Veronika ruhig da, den Blick auf den mit weißem Meerkies bestreuten Boden geheftet. Die von den schönsten Wimpern bedeckten Lider bewegten sich nicht und so glich sie in ihrer demuthreichen, gebeugten Stellung wahrlich wenn nicht der heiligen Jungfrau selber, so doch einer büßenden Magdalena, aus deren Zügen Reue und die ehemalige Verirrung strahlten. Sie aus dieser ascetischen Stimmung zu reißen, ging Erich an eine der Pergolasäulen und pflückte dort eine grüne Epheuranke, die er in ihre dunkeln Haare zum Kranz flocht. „So tanze, kleine Wilde, statt die Madonna zu spielen!" rief er lebhaft und zugleich wußte er mit seinen Fingern den Takt der schallenden Castagnetten nachzuahmen.

Gleich einer Schlange fuhr Veronika bei diesem Klange auf; der Ausdruck ungetrübtester Heiterkeit trat auf ihr Antlitz und in ihre Mundwinkel, denen die Grazien ihre reizendsten Gaben

gespendet. Und nicht etwa begann sie nur langsam einen Tanz, um nach und nach in ein stürmischeres Tempo überzugehen, sondern mit einer Leidenschaft durchzuckte es ihre schönen Glieder, die sich gleichwohl in berauschendem Rhythmus bewegten, daß Erich zu staunender und freudiger Bewunderung hingerissen wurde. Veronika's Haar hatte sich gelöst, frei wehten in entfesselter Schönheit um Brust und Schultern die dunkeln Wellen, ihr Auge strahlte in feuchter Gluth, die frischen Lippen schwellten wie junge Rosenknospen und ganz gesättigt von Flammen schienen die lebensvollen Glieder, welche durch das anschmiegende Gewand leuchteten. Die Hände erhob sie in pantomimischer Bewegung bald über das epheubekränzte Haupt, als schlüge sie das Tamburin, bald preßte sie dieselben gegen das Herz und streckte sie dann verlangend dem Maler entgegen, dem jetzt plötzlich einleuchtete, daß diese herrlichen Formen nie in freier Liebe dem guten Falstaff-Pagano überantwortet worden waren. Jäh, wie sie begonnen, brach sie nun auch den Tanz ab, flüchtete sich in den dichtesten Schatten der Pergola, wo sie auf eine Bank niedersank und sich das Gesicht mit einem Tuch verhüllte, während ihre Brust noch wogte. Ihre Nerven waren so erregt, daß Erich ein leises Zittern des Armes wahrnahm, mit welchem sie ihr verhülltes Haupt stützte.

„Terpsichore müßte Dir neidisch werden, hätte sie wie ich deine Anmuth und Lieblichkeit bewundern dürfen!"

Sie antwortete nichts. —

„Sag', Veronika," begann der Maler wieder, „bist du glücklich und möchtest du immer auf deiner Inselheimath weilen?"

Eine verneinende Bewegung war ihre Antwort.

„Liebst du?" fragte er dringlicher.

Sie riß das verhüllende Tuch von ihrem Gesicht, auf welchem Staunen und Zweifel ausgedrückt war. Forschend ruhten ihre dunkelgroßen Augen auf dem fremden Maler.

„Liebst du?“ flüsterte dieser hastiger.

„Ich habe einen Mann!“ sagte sie traurig und verschwand dann eilig durch eine nahe Thür in die Locanda.

Erich blieb allein zurück mit seinen Gedanken. „Gar zu eigenthümlich vermischt sich bei diesen südländischen Frauen das Feuer ihrer Natur mit einem früh eingesogenen naiven Glauben!“ murmelte er. „Ich glaube, sie sind treuer in ihren Gelübden als unsere kältern, nordischen Naturen! Was soll ich von dieser Frau eines Andern denken? — —“ Quälend trat der ganze Liebreiz ihrer bacchantischen Erscheinung wieder vor seine Phantasie. Er setzte sich an die Staffelei, verwischte hier und dort einige Linien, zog neue und so stand fast in oberflächlichen Umrissen das flammende Antlitz — der Tänzerin auf der Leinwand. „Hier war, wie überall in Italien, von der Madonna zur Venus nur ein Schritt,“ sagte er leise, indem er die Stifte, welche die Leinwand am Rahmen hielten, herauszog und die Skizze zusammenrollte. „Natürlich, das ganze südliche Leben entblüht ja dem Boden des klassischen Heidenthums; stehen doch selbst die christlichen Gotteshäuser auf den Trümmern der alten Göttertempel.“ Er schwieg eine Weile und grübelte — „In Pagano's Adern fließt wie in denen aller Capresen schon afrikanisches Blut. Fürchtet Veronika diesen Othello oder ist sie treu aus Liebe zur Tugend? Doch, was philosophire ich über die Beständigkeit der Frauen?“ fuhr er mit einem Zucken der Lippen fort; „sind wir Männer etwa treuer? In Rom liebte ich Cölestina, die eine der Göttlichen selber zu sein schien und ihren Namen mit Recht trug; in Sorrento wand mir die kleine Circe Gabriella den Pinsel aus den Händen und ich lebte im süßen Nichtsthun; nun sind kaum acht Tage verflossen, seit ich Capris Meerluft athme und schon ist mein Herz trunken von jener Madonna Veronika, die eigentlich eine verlarvte Mänade!“

Die Nacht, welche diesen bacchantischen Stunden folgte,

brachte Erich unruhig und ohne Erquickung zu. In mancherlei Traumbildern ängstigte ihn Veronika, die zuletzt als weiße Taube erschien, welche der starke Geier Pagano mit blutiger Kralle würgte und die flügelschlagend in seinem Arm Schutz suchte.

Die Nacht war drückend schwül und der Orion leuchtete matt am Firmament, als Erich angstvoll erwachte. Zögernd dämmerte der Morgen des achten Tags herauf; nur ein kahler Streif am östlichen Horizont verkündete sein Nahen.

Der Maler sprang von seinem mit Maisstroh gefüllten Lager; das kleine gewölbte Zimmer schien ihm enger als sonst. Er bekleidete sich mit seiner gewohnten grünen Malerbluse, die er in den Hüften mit einem breiten Sammtgürtel umgürtete und steckte auch ein großes Messer, das in Norwegen „Tollekniv" genannt wird, in denselben. Die Fülle seiner sich ringelnden blonden Locken strich er erst aus der Stirn, ehe er sie mit einer phrygischen Mütze bedeckte und dann trat er eine Wanderung ins Leben an. Er ging aufwärts die hohe mühsame Felsenstiege, welche nach Anacapri, dem zweiten Städtchen der Insel, führt. Fast farblos glomm im lichtblauen Aether noch der Morgenstern und ringsum waren die Reben, die blaublühenden Hortensien und die brennenden Granatblüthen von einem Anflug von Thau erfrischt. Erich ging langsam Schritt für Schritt und sog freudig die landschaftliche Schönheit ein; er schalt sich einen Thoren, nicht früher diese Inselwelt durchstreift zu haben. An der Kapelle des heiligen Antonius, welche umgeben ist von braunem zerklüfteten Gestein, aber dennoch nicht der bizarren und phantastischen Zierde der Agave, des Wohlgeruch verbreitenden Kapernstrauchs und der Myrte entbehrt und die wie ein Einsiedler in weltvergessener Traumstille dasteht, ging er vorüber und erreichte bald Capo di Monte. Hoch ihm zu Häupten stieg in chaotischen Massen das verwitterte Gestein des Solaro empor, mit den Trümmern des „Castells Barbarossa" gekrönt, vor ihm lagen im Grün der

Oliven und wie eingesponnen von Reben die zierlichen zwerghaften Häuser von Anacapri und unter ihm in der Tiefe blitzte das klassische Meer, wallend in des Morgens prachtvollsten Farben, denn Aurora war eben wieder gestiegen vom Dampf aufwirbelnden Vesuv und flog im purpurnen Hyacinthgewand über die Wogen, die Kastanienwälder der Somma und das campanische Land. Ischia und Procida waren verhüllt vom Hauch des blauen Frühdufts; auch das Cap der Circe lag in traumhafter Ferne; glänzend aber erschien das najadische Ufer von Neapel; lichtausstrahlend fielen zum Strand hinab die Felsen von Sorrent und unbeschreiblich schön blaute die Welle an den feingeschwungenen Strand von Amalfi. Hier leg' deinen Pinsel nieder und erkenne dich als Stümper! dachte Erich. Wer will der Natur diese Linien nachzeichnen, wer diesen Farbenschmelz in der Kunst nachzaubern?

Er fühlte sich, vorher schon gemüthlich verstimmt, unglücklich, ein Maler zu sein und bedurfte er an und für sich aller Willensstärke, sich aus seinem dolce far niente zu reißen, so war dieser Zauberanblick wenig geeignet, ihm Muth und Vertrauen auf seine Kunst einzuflößen. Er beruhigte sich selbst jedoch wieder, indem er daran dachte, wie sein neuestes beabsichtigtes Werk ja jedes landschaftlichen Hintergrunds entbehren könne, und nahm sich vor, unverdrossen und schnell an die Arbeit zurückzukehren. Vielleicht finde ich drinnen in Anacapri ein Mädchen, das besser als Veronika zu einem Madonnenmodell taugt, vielleicht die rechten Kinderköpfe für Jesus und Johannes!

Mit diesen Trostworten ging er dem kleinen Städtchen zögernd zu, manchmal an einer stacheligen Aloë stehen bleibend, deren farbige Blüthen er bewunderte oder mit seinem Tollekniv ein Blatt ritzend, aus dessen Wunde saftig klare Tropfen hervorrieselten.

Eben hatte er die ersten Häuser erreicht, die für ein troglodytisches Geschlecht erbaut zu sein schienen, als einige Mädchen,

nothdürftig gekleidet, welche Armuth ihnen indeß nicht fühlbar wurde, zu ihm traten. Sie boten dem Fremden Blumen und Orangen zum Kauf und trugen auch in den Händen Zweige von Oelbäumen und Lorbeer. Da gab ihnen Erich einen Gran oder Bajocco, wie die Stücke eben von ihm ergriffen wurden, und in künstlerisch kindischer Eitelkeit wand er nun um seine hochrothe phrygische Mütze jene Zweige, mit welchen olympische Sieger gekrönt wurden. Hinter ihm folgten hinein in die Stadt die schönen Mädchen, im dunkeln Haar einen silbernen Pfeil, goldene Ohrgehänge aber als unentbehrlichen Schmuck.

In Odysseeische Zeit wähnte Erich sich zurückversetzt und er selber schien sich verschlagen auf eine mythische Insel, welche die Götter gesegnet mit traubenerzeugendem Boden, fischespendendem Meer und der azurnen Milde eines unumwölkten Aethers.

Vor der Schwelle der Häuser saßen zufriedene Mütter, ließen die Spindel im Sonnenlicht tanzen und ihre Kinder zu Füßen spielen; Mädchen, auch mit hochgeschürztem Gewand, eine freiere Bewegung zu gestatten, trugen antik geformte Krüge und andere wiederum saßen in den gewölbten kleinen Zimmern am Webstuhl und hurtig flog das Schifflein herüber und hinüber bei der Arbeit ihrer niedlichen Füße.

Die schönsten hellenischen Mädchenköpfe, wie man sie auf Friesen und Metopenbildern gewahrt, waren hier zu zeichnen und nur die Wahl mußte schwer werden, wie immer, wenn uns im Ueberfluß geboten wird. Gern hätte Erich in Anacapri geweilt und mit dem Bleistift manch schönes Angesicht in sein Skizzenbuch geschrieben; bald jedoch schien es, als wandere alle Bevölkerung aus, so Männer, wie Mädchen und Kinder. Sie kamen aus ihren Eremitenhäusern; froh schwatzend die Männer und kichernd die Mädchen, welche letztere Bündel unter dem Arm trugen, Gewebtes enthaltend. Und der ganze Strom ergoß sich die Felsstiege hinab auf die Marina von Capri.

Erich folgte den zum Strand Hinabsteigenden und erfreute sich am Ufer des dort herrschenden regen Lebens. Denn diese einsame Marina wimmelt fürwahr von den schönsten und malerischsten Gestalten, wenn die Inselbewohner die Barke erwarten, welche von Sorrent kommt. Dies kleine Fahrzeug bringt dann den abgeschiedenen Insulanern tägliches Brod und allerlei Nahrung, auch rohe Seide, die in Anacapri verwebt werden soll, und Briefe erwarten die Mädchen, die während der Wanderung zum Strande in heimlichem Zwiegespräch kicherten.

Nun saßen sie auf dem sonnegetränkten Felsen, mit ihrem Obergewand das Haupt geschützt, und schauten über die Fläche des Meeres, welches von einer Kühle bewegt wurde, die die Wogen kräuselte. Jener erfrischende Elementarduft, der dem Ocean eigen, erfüllte die Luft. Der Maler ging hin und her und die Blicke einiger neugierigen Mädchen, denen bei der geringen Anzahl der capresischen Männer kein Schatz zugefallen war, folgten ihm. Jetzt stand er vor einem gewölbten Schuppen, aus welchem einige gebräunte Schiffer ihre Nachen an Seilen herauszogen, hinauszufahren auf's Meer und das Netz auszuwerfen.

„Kommt die sorrentiner Barke bald?" fragte er einen.

Dieser kehrte dem Meere den Rücken zu, wies aber mit dem Daumen über die rechte Schulter hinaus zur Flut.

„Ecco!" sagte er bestimmt.

Richtig! Wie sonnig glänzte der Bord, wie flatterte der Wimpel am schwankenden Mast; gar zu anmuthig und kokett durchfurchte das Schiffchen die Wellen, die es freudig hoben und trugen und spielerisch um seine Planken rollten.

Bald fuhr es unter Gesang und Johlen der kleinen Mannschaft und derer, welche wieder nach ihrem schönen Heimathfelsen zurückkehrten, auf den flachen Strand. Die Männer, bis zu den Knieen ihre sehnigen Beine entblößt, sprangen in's Meer und

wateten durch die ungefährliche Brandung; andere hoben die weißverhüllten mitgekommenen Weiber auf ihre Arme und trugen sie an's Ufer, wo nun der bunte phantastische Knäuel durcheinander wogte. Die Matronen fragten Giuseppe oder Pio, ob er das bestellte Brot oder Mehl zur Polenta nicht vergessen; die Mädchen hingegen, Teresa, Maria, Francesca und welch' wohltönende Namen sie sonst trugen, brachten dem Bootführer ihr Gewebtes, den Fleiß einer ganzen Woche, den er in Sorrento abliefern sollte und schüchtern fragten sie dann: „Una lettera, Giuseppe? — No? —" Glücklich und heiter stimmt selbst den trübsten Nordländer solch' frohes und bescheidenes Gebaren eines anmuthigen naturwüchsigen Volks. Erich verspürte den Wunsch, seine Farben hier eintrocknen zu lassen, eine der reizenden Evatöchter zu freien und eine Hütte zu bauen auf diesem sirenenhaften Capri.

Als sich all' die schönen jungfräulichen Gestalten wieder nach Capri hinein verloren und sie unverdrossen die schwindelige Höhe hinanstiegen, sah er ihnen froh nach, denn ihre heitere Zufriedenheit hatte sich ihm mitgetheilt. Dann ging er an der nun öden Marina entlang, schrieb italienische Mädchennamen in den weißen Ufersand, welche Lettern die bläulichen Wellen mit salzigem Schaum gleich wieder fortwuschen. Ohne aufzublicken, trieb er solch' neckisches Spiel weiter. „Costanza!" sagte er, zögernd die Silben betonend, während er sie schrieb.

Da knisterten auf dem sandigen Strand leichte Schritte und diese Frage wurde mit gar lieblicher Stimme an ihn gerichtet: „Kennt Ihr mich denn, Signor?"

Ueberrascht fuhr Erich empor und war beim Anblick einer hoheitsvollen Frauenerscheinung vielleicht erstaunter als Odysseus, da diesem vielgeprüften Dulder am phäakischen Strande Nausikaa erschien.

In ein Angesicht von so regelmäßiger Schönheit glaubte

er nie geblickt zu haben; nun begriff er als volle Wahrheit die hyperpolischen Metaphern, welche sich in allen Volksliedern der südlichen Italiener, der Sicilianer absonderlich, wiederholen. Gewitterschwül ruhte das mandelförmige Auge des Mädchens auf dem sprachlosen Maler und das Lächeln um ihre Korallenlippen schien sich an seinem Erstaunen zu weiden. Auf dem Hinterkopfe trug sie den Mucadore, ein farbiges Tuch, derart jedoch um das rabenschwarze Haar geschlungen, daß die Flechten, welche die hellenische Stirn umrahmten, nicht verhüllt wurden. Braun war ihr Teint, groß und kühn gewölbt waren die Augenbrauen und von allerliebstem Oval ihr Antlitz. Und eine im Hermelin Geborene konnte so königlichen Wuchs mit Recht beneiden. Ihr leichtes Gewand, azurblau wie Capris Aether und Meer, schmiegte sich an das Ebenmaß des Körpers und verhüllte nur schleierhaft den lebensvollen Busen.

„Ihr rieft mich," begann nun wieder das Mädchen.

„Gewiß nicht," versetzte stockend der Maler, „kenn' ich doch nicht deinen Namen!"

„Costanza nenn' ich mich. Sagtet Ihr nicht so?"

Erich schämte sich fast, sein kindisches Spiel, welches diese liebliche Zauberin hergerufen, zu bekennen. „Ja," sagte er, und er nahm mit einem Blick diese gesegnete Erscheinung in sich auf, „ich rief den Namen Costanza — er ist so schön. Denn hier am Ufer stehend, flogen meine Gedanken hinüber gen Sicilien, wo eines germanischen Kaisers Gemahlin, wie du geheißen, im Porphyrsarge im palermitanischen Dom ihre letzte Ruhestätte gefunden. Und ihrer gedachte ich."

Costanza betrachtete den Maler mit einer gewissen Scheu, denn weil sie nicht wußte, daß jenes Kaiserweib schon seit Jahrhunderten in ihrer Gruft schläft, hielt sie den Maler für einen Fürsten aus dem Norden und die Todte für seine Frau, von deren Bestattung er vielleicht jüngst gekommen. „Perdonate!"

sagte sie traurig. „Ich wollte nicht trübe Gedanken bei Euch wecken.“ Und sie schickte sich an, zu gehen.

Erich aber lachte bei dieser naiven Vermuthung des Mädchens hell und laut. „O, nein, bleibe nur!“ bat er und faßte sie bei der Hand, in welcher sie ein kleines Binsenkörbchen trug, gefüllt mit Meerigeln, kleinen Krebsen, Seesternen, Muscheln und Korallenstückchen. Sie hielt ihm das Körbchen entgegen. „Ich sammele solche Meerwunder und biete sie den Fremden an; wollt Ihr sie kaufen?“

„Gewiß, gern!“ rief der Maler, „und nimm als Preis mich und alles, was ich habe!“

„Euch? Habt Ihr hundert Ducati?“ fragte Costanza lachend.

„Ja, Costanza, und mehr! Aber warum scheint dir dies wichtig?“

„Ein capresischer Mann muß hundert Ducati haben, wenn er heirathet!“ belehrte ihn das schöne Kind schalkhaft.

„So würdest du um solche Summe mein werden, für immer und unzertrennlich?“ fragte Erich. Wie bei allen enthusiastischen Naturen, war es ihm in diesem Augenblick fast ernst mit seiner Frage. Ja, er schwelgte in der That in dem Glück, ein solches Meisterwerk der Schöpfung für immer sein nennen zu dürfen.

Costanza nickte bei seinen Worten mit dem Kopfe und sagte scherzend: „Si, Signor!“ Mit ihrem brennend heißen Auge sah sie auch ihm zum ersten Male in's Gesicht und schien sich seiner fremdartigen Schönheit zu freuen. Das Weib des Südens kennt auch kein langsames Reifen ihrer Liebe; sie überspringt alle Phasen des Keimens und Werdens und, ihr selber oft zum Erstaunen, schlägt ihr Herz am Abend in bräutlicher Wonne, nachdem es noch am Morgen nichts wußte vom Zauber der Liebe, der es nun umspinnt.

Erich legte seine Hand in die Costanza's, die ihren glücklichsten Tag feierte. War ihr nicht durch die Güte der Madonna

oder irgend einer Heiligen, die segnend vom Himmel auf sie herabsah, dasselbe schöne Loos zugefallen, welches vor Jahren schon einem armen Mädchen von Capri beschert wurde, das auch ein reicher Forestiere zu seinem Weibe gemacht? — „Willst du mir deinen Namen nicht sagen?" bat sie mit weichem, einnehmendem Ton.

Augenblicklich stutzte der Maler doch; dann erwiderte er: „Hier auf deiner Insel nennen sie mich Ezzelino, und so möchte ich mich gern von dir rufen hören."

Geradewegs führte er seine schöne Neuverlobte nun nach Pagano's Locanda. Er hielt in der That den Gedanken fest: du vermählst dich mit einer solchen Naturschönheit — hat das nicht mancher Maler gethan? „Veronika wird Augen machen," sagte er, „beim Himmel, was wird sie sich wundern!"

Er täuschte sich hierin. Denn als er mit der von den 100 Ducati (Thaler) ganz sicher gemachten Costanza unter dem Rebendach von Luigi's Pergola saß und diesem seine liebreizende „Braut" zeigte, wußte Pagano vor Freude, die ihm seiner Frau wegen wahrlich von Herzen kam, nicht Glückwünsche genug zu sagen und sprang mit derselben komischen Hast wie am Bewillkommnungsabend hinein in die Locanda, Veronika zu holen, die theilnehmen müsse an dem Glücke Eccellenza's.

Veronika war aber nicht zu bewegen, Ezzelino ein gratulirendes Wort zu sagen. „Nicht, wenn man mir Amalfi schenkte und Salerno dazu!" sagte sie fest und zornig.

Dieses Verweigern der Anerkennung seiner Liebe von Seiten der leidenschaftlichen Veronika kostete zwar Ezzelino keine schlaflose Nacht. Vielmehr brachte ihn um seinen Schlummer die fröhliche Costanza und die Verlobung, die er in der That am folgenden Morgen mit ihr feierte. Ein kleines Häuschen in der Nähe der Locanda, von Oelbäumen beschattet und das terrassirte Dach, welches man weit, weit über das Meer sah, mit Blumen

geschmückt, hatte er ihr sofort gekauft und schöne Kleider geschenkt, so farbenprächtig, als sie nur wünschte und in Capri und Anacapri aufzutreiben waren.

Als Ezzelino seine geliebte Costanza in ihr neues Eigenthum einführte, hatte er die ersten Verse jenes schönen sicilischen Volksliedes scherzhaft warnend zu ihr gesagt:

Ans Fenster sollst du dich nicht stellen,
Sehn dich die Männer, sie sterben vor Qual!

In Capri gibt es nun nichts Schöneres zu thun, als mit einer Schönheit wie Costanza an den Klippen zu klettern, Blumen zu pflücken, von Liebe zu sprechen und alle Farbenpracht des Meeres, des Himmels und der Erde in durstigen Zügen einzusaugen. Aber am herrlichsten und die Seele unendlich beglückend ist es doch im Zwielicht der Nacht, wenn traumhaft das Goldhaar der Berenice im silbern wallenden Meer sich spiegelt, der Menschen lautes Treiben verstummt ist und selbst die Seeschwalbe nicht mehr flügelschwirrend über die Wasser schießt.

„Weißt du, Ezzelino, was ich wohl wünschte?" fragte Costanza in einer solchen Nacht, da die See mondflimmernd vor ihnen lag. —

„Nein, ich weiß es nicht," sagte Ezzelino träumerisch. —

„Ich möchte doch bald dein Weib werden!" flüsterte sie ihm ins Ohr, und verbarg dann an seiner Schulter ihr flammendes Gesicht, dessen Röthe er ohnehin im Dämmer nicht hätte gewahren können.

„Warum drängst du so?" fragte Ezzelino, und er ließ sie nicht antworten, weil er sie heiß küßte.

Nach einer Weile entwand sie sich jedoch der Liebkosung. „Ich habe einen Grund!" begann sie von Neuem.

„Welchen?" fragte Ezzelino zerstreut und ohne begierig zu sein, ihn zu hören.

Sie nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände und küßte lebhaft seine Augen und seinen Mund. — „Ich sag's dir, aber versprich, nicht zu zürnen," sagte sie. —

Ezzelino versprach es.

„Tomaso," erzählte sie jetzt langsam, „ist seit gestern wieder in Capri —"

„Wer ist Tomaso? Du hast mir nie von ihm gesprochen, Costanza!"

„Sieh' nicht so bös!" bat sie und wieder küßte sie ihn. Diesmal widerstrebte aber der Maler. „Laß mich nur reden; alles sollst du erfahren. Diese Ohrringe," fuhr sie fort, indem sie dieselben löste und Ezzelino zeigte, „diese Ohrringe erhielt ich von Tomaso, der mich zum Weibe nehmen wollte. Ich hab' sie nur getragen, weil er schwur, mich zu ermorden, falls ich es verweigerte. Und er hätte es gethan, denn er ist wie ein Tiger. Er besaß nicht, wie du, hundert Ducati; da ging er nach der Straße von Bonifacio und in die corsischen Gewässer auf den Korallenfang und dachte, mich so zu verdienen. Ich rief ihm noch ins Schiff hinein, nicht mit tausend Ducati möcht' ich ihn freien, aber er sagte: „Ich bekomm' dich doch!"

Sie athmete einen Augenblick schwer und warf dann die Ohrringe hinunter ins Meer und antwortete: „Jetzt hab' ich nichts mehr von ihm; bist du zufrieden, Lieber?"

Ezzelino runzelte die Stirn. —

„Bei der Mutter Gottes," sagte Costanza, vor seinem Unmuth erschreckend; „ich betete ja jeden Abend und Morgen, er möge in einem Schiffbruch untergehen, damit ich ihn nie wieder zu sehen brauchte! Er hätte mich erstochen," fuhr sie zusammenschauernd fort; „nun aber, da ich dich habe, fürchte ich ihn nicht mehr, wenn er auch suchen wird, mich zu treffen. Findet er mich als dein Weib, so wird er nur fluchen und mich verwünschen, bin ich dies jedoch nicht, wird er Uebles von mir reden auf

der ganzen Insel und ich bin keine Sekunde sicher vor seiner Rache —"

Der Maler ließ das Mädchen, die er, gleichsam eines Ueberfalls gewärtig, bei ihren letzten Worten schützend umfaßt, frei und sah starr vor sich hin auf den Fels. —

Er murmelte in seiner Muttersprache, zweifelnd und grübelnd, wie einst Hamlet: „Soll ich oder soll ich nicht? Warum bin ich plötzlich so unentschlossen, da ich doch den Muth haben wollte, eine solche poetische Wahl zu treffen? — —" Tausend Bedenken, immer neue, kamen ihm. Er konnte nicht für immer auf der Insel bleiben; wäre es aber nicht gar zu abenteuerlich gewesen, plötzlich in seiner Heimath mit einer solchen Frau anzukommen? Würde sich Costanza im Norden so glücklich gefühlt haben, wie auf ihrem Insellande?

Liebe und Pflicht kämpften in seiner Brust einen harten Kampf. Er machte sich klar, nach dem ersten verflogenen Liebesrausch, nachdem jene reizende Naturwüchsigkeit und Naivetät, welche ihn so sehr an Costanza fesselte, ihm zur Gewohnheit geworden wäre, würde er namenlos unglücklich werden, denn alle Unterschiede von Sitte und Bildung würden dann schroff hervortreten. Ja, er überredete sich, es sei sogar seine Pflicht, Costanza zu lassen, da er sie dauernd nicht beglücken könne. Schnell hatte er einen Plan gefaßt. Er wollte noch kurze Zeit mit ihr auf der Insel wohnen, in ihrer Begleitung alle Schönheit genießen, welche das Eiland bietet, ihr das Haus und eine beträchtliche Summe zurücklassen und dann wieder nach Rom gehen, allein, dort seine unterbrochenen Studien aufzunehmen.

Costanza hatte ihn in seinen Gedanken nicht gestört und horchte jetzt lebhaft auf, als er sich zu ihr wandte mit den Worten: „Ich kenne in Sorrento den Padre Antonio gut; der mag unsere Hände ineinanderlegen, und mit ihm zuvor Rücksprache

zu nehmen, will ich in diesen Tagen hinüberfahren, damit dann ohne Verzug die Hochzeit stattfinden kann!"

Wie glücklich dankte ihm das reizende Kind! Selige Thränen stürzten aus ihren Augen und freudeschluchzend barg sie ihr Haupt an seiner Brust.

Ezzelino wurde unheimlich bei ihren Liebkosungen. Jedes ihrer Worte traf schmerzlich sein Herz, in welchem schwarzer Verrath und tückische Untreue wie Giftblumen emporschossen. Er führte sie heim in ihr kleines Haus, aber an der Thür sagte er „Addio" und blieb nicht, wie er zu thun gewohnt war.

Schmerzlich sah Costanza dem Forteilenden nach; sie verstand nicht, warum er nicht eingetreten war, diese einsamen Räume zu heiligen durch seine Gegenwart.

In Ezzelino's Brust brannte es wie höllisches Feuer; so mag Kain zu Muthe gewesen sein, als er seinen Bruder Abel erschlagen.

Die Mitternacht war schon vorüber. Er setzte sich, in der Locanda angekommen, an den Marmortisch, auf welchem seine Skizzenbücher lagen, und starrte gedankenlos an die Wölbung der Decke. Dann ging er an seinen Koffer, nahm eine Rolle mit 200 Ducati (Thalern) und schrieb darauf: „Costanza's Eigenthum."

„Ich habe leichtsinnig ein Versprechen gegeben, welches ich nicht halten kann!" rief er laut, indem er mit heftigen Schritten sein kleines Zimmer durchmaß. „Und dann, wird sich Costanza nicht zu trösten wissen! Heilt nicht die Zeit jegliche Wunde?"

Aber gerade dieser Gedanke machte ihm furchtbaren Schmerz; er konnte es mit seinem Egoismus, Liebe nannte er's, nicht in Einklang bringen, am Duft dieser schönsten Blume von Capri möge sich noch ein Anderer letzen. Es jagte noch eine andere Idee durch sein Hirn. Wär's nicht möglich, daß sie schon früher Tomaso zu eigen war? Lange quälte ihn dieser Verdacht, endlich verwarf er ihn wieder. Er setzte sich abermals an den

Tisch und durchblätterte seine Zeichnungen. „Bleibe ich hier und wird Costanza mein Weib," murmelte er, „so bin ich für die Kunst verloren! Doch dies soll nicht sein! Etwas Großes will ich darin noch leisten und so mag Costanza der Kunst geopfert werden —!" Ja, er fühlte nun, so er ihrer gedachte, eine gewisse Sättigung. Er war fest entschlossen, statt der fingirten Fahrt nach Sorrent direct in Neapel zu landen, um nie wieder jenes Zaubereiland, welches der Solaro mächtig überragt, zu betreten.

Eins der Skizzenbücher lag noch geöffnet vor ihm; zerstreut malte er in verschiedenen Schriftzügen Costanza's Namen wie einst unten am Strande. Dann gedachte er des Schmerzes, den seine Braut erleiden würde, wenn sie bald dem Entflohenen nachseufzen würde wie einst Ariadne ihrem geliebten Theseus.

Der Sonnenschein des Morgens fiel schon licht ins Zimmer, als Ezzelino noch immer wachte. Auch die Stimme Luigi's, der im Hause rumorte, vernahm er bereits. Und ganz kurze Zeit darauf hörte er wilde, zornige Worte und Verwünschungen; ja es schien ihm, man nenne seinen Namen. Er begab sich hinunter in die Küche und spähte durch das Fenster in die Wirthsstube.

Ein junger Mann von fast afrikanischem Typus, mit wolligem Haar, großen Ringen in den Ohren, gekleidet in ein an der Brust offenes schmutziges Hemd, das früher roth gewesen zu sein schien, saß am Tisch und trank hastig ein um das andere mal aus einem gefüllten Weinkruge. Um die Beinkleider trug er eine blaue Schärpe, wie Ezzelino sie oft bei Schiffern gesehen, und in ihr steckte ein breites, doppelschneidiges Messer.

Luigi Pagano stand, mit der Hand auf den Tisch gestützt, neben dem Fremden und sprach besänftigende Worte. „Geh'," bat er, „und sprich selbst mit dem Maler!"

„Cospetto!" schrie der andere und schlug mit seiner nervigen Faust auf den Tisch, daß der Krug zitterte, „was hab' ich mit

dem Maler zu thun? Mich wundert's nicht, daß sie ihm gefallen, aber der Dirne will ich zu Leibe, so wahr ich Tomaso heiße! Hab' mich geplagt und geschunden wie ein Hund und muß solche Schande erleben! Bei der Madonna schwör' ich's, sie soll erfahren, was in Capri die Vendetta bedeutet!"

Ezzelino hörte nichts mehr von der Entgegnung, welche Pagano auf die gefährliche Erinnerung an diese Rache machte.

In der größten Aufregung verließ er die Locanda und eilte zu Costanza. Er wollte sie schützen vor der Wuth dieses braunen Teufels oder sie ihm wenigstens so lange entrücken, bis sein erster Zorn sich gelegt.

Als er über die Schwelle des Thores trat, flog ihm das liebende Mädchen schon entgegen und klammerte sich an seinen Hals.

„Du kommst so früh!" jubelte sie und bemerkte in ihrer Freude nicht, wie bleich und verstört der Geliebte war.

Ezzelino setzte sich auf einen kleinen Stuhl von Palmenholz und versuchte sich zu sammeln. Er war ganz im Unklaren, was er zunächst beginnen solle, um Costanza vor der Rache Tomaso's zu retten. Diese aber kniete vor ihm und liebkosend nahm sie, wie sie so oft that, sein Haupt zwischen ihre Hände. Sie strich mit den Fingern durch sein unordentliches Haar, glättete und küßte es und sagte dann scherzend: „Das ist das Oel!"

„Laß, mein Lieb!" brachte Ezzelino endlich hervor. „Nimm diesen Schleier über das Haar und folge mir!"

„Wohin?" fragte das Mädchen, indem sie that, wie ihr geheißen. „Nach Sorrent etwa? Ja, nach Sorrent?!"

Ezzelino nahm sie stumm bei der Hand und führte sie hinab nach der Marina, noch immer unentschlossen, was er eigentlich beginnen sollte.

„Nach der Grotta azurra, Signore?" fragte einer der, Fischer, als sie am Strande anlangten.

„Si, si!“ versetzte Ezzelino rasch. Und er trug Costanza in die Barke, froh darüber, sie außer dem Bereich des wüthenden Tomaso zu wissen. Nun flogen sie über die warme, sonnige Flut.

Wenige Minuten nach der Abfahrt erschien an der Marina Tomaso, der an Costanza's Hause vergeblich um Einlaß gebeten und sich überzeugt hatte, sie müsse es schon verlassen haben. Von einigen Schiffern erfuhr er, wohin sie mit Ezzelino gefahren. Kurz entschlossen nahm er auch eine Barke und ruderte den Flüchtigen nach. „Zur Hölle will ich die Dirne schicken!“ knirschte er mit den Zähnen.

Als Ezzelino die märchenhafte Grotte erreicht, vergaß er über diesem wundervollen Blau und der magischen Pracht, die ihn und seiner Begleiterin schöne Gestalt in ätherischen Duft hüllte, einen Augenblick seine ganze Lage. Gleich flüssigem Ultramarin von blendendster Klarheit brachen sich die Wellen an der kleinen Barke und aus der Tiefe schienen Lichtgarben zu streben, welche die gläsernen unterseeischen Paläste der Nixen erleuchten.

Jetzt vernahm man Ruderschläge, dann trugen die Wellen durch die niedere Oeffnung der Höhle einen Nachen, in welchem Tomaso mit blitzendem Auge und hochgeschwungenem Stahl stand.

„Heilige Jungfrau!“ stammelte mit entsetzlicher Angst Costanza und klammerte sich an den Geliebten.

Dieser fuhr nach seinem Gürtel, den „Tollekniv“ herauszureißen, aber er hatte ihn in der Eile vergessen.

„Bete dein letztes Ave!“ schrie Tomaso mit teuflicher Stimme. Er befand sich in diesem Moment dicht neben der Barke des Malers, der mit seinem Körper die Zusammengesunkene schützte und seine unbewehrten Hände dem Messer seines Feindes entgegenstreckte.

„Fort, cane tedescho!“ schrie der Wüthende. Mit einem

Satz sprang er in Ezzelino's Nachen und führte gegen Costanza den Stoß.

Aber Erich fing ihn auf und taumelte, in's Herz getroffen, nieder in die Barke. In Costanza's Schoos verblutete er und sein letzter sterbender Ton war: „Vergib, du — Liebe!" Dann leuchtete das Azur der Grotte auf den regungslosen bleichen Zügen des Hingeschiedenen. Tomaso wurde von hinzugekommenen Schiffern bewältigt.

Um dieselbe Stunde saß spinnend in der einsamen Nordlandshütte Erich's Mutter und gedachte des theuern Sohnes, der drunten in Italien an dem für die neue Kirche bestimmten Altarblatt malte. „Ja, ja," murmelte sie und ihr Spinnrad schnurrte, „der ist ein glücklich Geborener, denn ein Nordlicht erhellte den Himmel in der Nacht seiner Geburt!"

Rasch sprang er in Casilno's Nachen und fuhr gegen Gelterna der Stadt.

Diese That hat ihm auf das Neueste, in Folge der Bekanntmachung in der Presse, die [illegible] Schiffs [illegible] zu sich [illegible] [illegible]. Da man „[illegible] [illegible]“. Dann [illegible] [illegible] den [illegible] auf den [illegible] [illegible] Lagen des Gemeindeschreibers. Leonard wurde von [illegible] den Schiffers benachrichtigt.

Am hiesigen Strande saß spinnend in der einsamen Nachmittagsstunde [illegible] Mutter und gedachte des [illegible] Sohnes, der [illegible] in Italien [illegible], [illegible] die neue [illegible] Mitarbeiter [illegible], [illegible] [illegible], daß ihr [illegible] [illegible], „[illegible] ist ein glücklich [illegible], denn ein [illegible] erhielt den [illegible] in der Stadt seine Geburt.“

Aus meinem Leben als Lanzknecht.

1.

Ein Zufall, oder besser ein freundliches Geschick führte mir in dem lieblichen, vom dichten Laub der Nußbäume überschatteten St. Goar zwei Freunde nach langer Trennung zu.

Janko, ein junger Serbe, befand sich auf der Heimreise in sein schönes Vaterland, durch dessen hochstämmige Eichenwälder das blaue Band der Donau rollt, und Sidney, ein vornehmer Schotte, begleitete ihn, um sich über Odessa nach der Krim zu begeben, wo damals gerade die helle Kriegsfackel loderte. Mein eigenes dolce far niente an den Rebenhügeln des Rheins sollte bald in das bunte Leben von Shorncliff Camp übergehen, unter dessen Zelten ich fürder als Lanzknecht dienen wollte.

Alle Drei durchwachten wir die letzte Nacht gemeinschaftlich: aber nicht im engen Zimmer, sondern draußen unter dem gestirnten Himmel. Flaschen mit jenem köstlichen Naß gefüllt, welches die sonnigen Gauen um Aßmanshausen und Rüdesheim spenden, wurden auf die Ruinen des Rheinfels gebracht.

An altes, epheuumstricktes Gemäuer gelehnt, schauten wir auf Strom und Berge. Das Abendläuten in den Thälern war schon verklungen; tiefe Stille ringsum. Nur der Strom rauschte seine starke ewige Melodie, hier und dort schaukelte ein leichtes Dreibord; lichte, von der scheidenden Sonne gefärbte Wölkchen zogen am Himmel, um die Höhen und Burgen webte bald jener

blaue Duft, dessen flatternder Schleier uns Rheinlands Sagen und Märchen zuwehte.

Ein helles Feuer prasselte.

Da klang's vom Strome herauf:

O sanctissima,
O piissima,
Dulcis virgo Maria!

Es waren Wallfahrer, die in einem großen Nachen angeschwommen kamen und noch vor Einbruch der Nacht das Kloster Bornhofen erreichen wollten, um dem wunderthätigen Muttergottesbilde am andern Morgen zu opfern. Die Abenddämmerung ließ eine bunte Menge unterscheiden: Männer, Weiber und Kinder; die Kreuzfahnen ragten über sie empor, wehend im Abendwinde.

»Pax vobiscum!« lispelte Janko und schlug das Kreuz; dann lagerten wir uns um die wärmende Glut der Flamme und stimmten ein in den Chor der Pilger:

Mater amata,
Intemerata,
Ora, ora pro nobis!

Die Nacht verging unter heiteren Erinnerungen; aber je näher der Morgen kam, desto trauriger wurde das Herz. Die kecke Phantasie, die uns Unsterblichkeitsträume vorgezaubert, ermattete und sank von ihrem Fluge, wenn wir der Opfer gedachten, welche die Hyder des Krieges verschlang. Doch auch den Tod malten wir uns heroisch aus, und bei dem Leichenbegängnisse, welches wir im Geist feierten, fehlte der Lorbeerkranz um des Helden Scheitel nicht. Die thauige Dämmerung erschien, wir tranken uns den letzten Becher zu und schritten, in unsere Plaids gehüllt, den Abhang hinunter. Am Wege blühten Reseda und wilde Rosen, die wir pflückten und um die Hüte wanden.

Bald war die letzte Stunde gekommen. Die Schiffsglocke ertönte, lustig spielte der Morgenwind mit den rothen Wimpeln am Mast; ein herzlicher, kräftiger Druck der Hand und die Trennung war geschehen.

Ich selber fuhr an Bord des „Goethe" zu Thal.

Am Ehrenbreitstein, dessen Fenster golden im Morgenlicht glänzen, rauscht das Schiff vorüber und zieht auf dem grünen Strome weiter nach Neuwied. In vergangenen Lenzen war ich dort im Schloßgarten unter den hohen Wipfeln mit der blassen Therese gegangen.

Die Nachtigallen sangen in den Uferbüschen; jetzt war's ein Grablied um die theure Todte.

Immer weiter!

Andernach's gothische Thürme ragen über die Flut, dann treten die Felsen trotzig an die smaragdgrünen Wellen und treiben sie zu noch hastigerer Eile.

Die Burg Rheineck verschwindet, auch die Apollinariskirche, jene phantastische steinerne Legende, deren Arabeskenrosetten und Thürmchen ihre passenden Initialien bilden.

Bewohner des Ahrthales kommen hier mit Kisten und Kasten in Menge auf das Schiff. Es sind Auswanderer, unter ihnen ein Bruder, der seine Schwester, ein blaugeaugtes Mädchen, an Bord begleitet. Sie umwindet mit ihren Armen den Burschen, als könne sie ihn nicht lassen; die blutleeren Lippen lächeln, wie wenn sie standhaft wäre, dann aber verziehen sie sich krampfhaft, unendliche Wehmuth liegt auf dem blassen Antlitz!

An blühenden Dörfern segeln wir vorüber; das Mädchen sitzt auf dem Verdeck mit geschlossenen Lidern und hält Blumen in ihren Händen.

Vom Ufer schallen Fiedeln und Waldhörner; es scheint Kirchweih am Orte.

Und wieder fliegt ein Lächeln über das bleiche Mädchengesicht; denkt sie an die eben verlassenen Berge und zeigt sich ihre neue Heimath in demselben Rosenlichte, wie die eben auftauchende Erinnerung?

Mit stummem Mitgefühl betrachtet der fortziehende Lanzknecht das Mädchen. Verschwindet nicht auch ihm das Vaterland und wird er es je wiedersehen?

Gleicher Schmerz und Kummer schließen leicht eine heilige Allianz, indeß Trost zur Unzeit mehrt nur die Betrübniß, und so ehrt er ohne neugieriges Fragen der Armen Schmerz.

Gegen Abend, da ich in der Kühle auf dem Deck promenire, schenkt mir Capitano Antonio die Ehre seiner Bekanntschaft. Er gleicht genau einem Windspiel, oder wenn der Vergleich besser gefällt, einem mit einem Makintosh bekleideten Zwirnfaden.

Seit fünfundzwanzig Jahren ist der Kapitän bei allen in Europa ausgefochtenen Affairen zugegen gewesen. Zuletzt hat er in Ungarn gefochten, und so oft er den Namen „Görgei" nennt, drehen seine dürren Finger den Schnurrbart zu zwei so feinen Spitzen, als wolle er den Verräther damit blenden. Es muß erwähnt werden, daß seine Ohren viel Aehnlichkeit mit den Löffeln eines Hasen haben. Obgleich Italiener von Geburt, wenn ihr seiner Visitenkarte zu glauben geneigt seid, flucht der Kapitän in allen Sprachen der Welt, hat aber am meisten Vorliebe für das portugiesische „Caracho!"

Antonio pflegt dieß Wort auf die wunderbarste Art zu accentuiren und moduliren.

Da ich hingerissen von der Schönheit einer mit uns auf dem Deck wandelnden Engländerin träumerisch ausrufe: »what a sweet girl!«, flüstert der Kapitän so lind und weich „Caracho!", als entschwebte das Wort dem rothen Munde irgend einer Schönen von Cintra.

Wie aber der Kellner zu seinem Souper statt des bestellten Chambertin einfachen Cleret bringt, poltert und grollt das Wort aus seiner Kehle, wie wenn ein Gewitter mit Donner und Blitz sich über dem Rhein entlüde. — Es ist überflüssig zu bemerken, daß der Kapitän Ordensbänder trägt und andeutet, er stehe mit einigen gekrönten Häuptern auf verflucht vertrautem Fuße.

Am Krimfeldzuge will er nicht Theil nehmen; denn er meint, es sei für seine alte Haut endlich Zeit, sich auf den gesammelten Lorbeeren zur Ruhe zu legen. Indeß verläßt er das Gebiet der Eroberungen nicht, sondern lenkt es nur auf einen anderen Zweig, den der Schönen.

„Caracho!" flucht Antonio mit martialischem Accent, „ich war früher den Weibern gefährlich!" Und ein Zwinkern seiner Augen versichert, noch jetzt möge das schöne Geschlecht auf seiner Hut sein.

Hinter Arnheim, wo lieblich bewaldete Hügel an den Strom herantreten, weiße Landhäuser durch's Grün schimmern und auf den saftigen Angern stattliche Rinderheerden weiden, beginnt Capitano Antonio eine kleine Apotheosis der Holländerinnen.

„Sahen Sie Rubbens'sche Gemälde?"

Ich bejahte lächelnd.

„Solche Gesichter werden Sie von dieser Stunde an erblicken; nicht zu vergessen die Fülle der Glieder!"

„Caracho! holländische Weiber haben Fülle!"

Und der Kapitän beschaut sich von Oben bis Unten, als besäße er selbst die Fülle mehrerer Centner Fleisch.

Ein wunderbares, nicht geahntes Schauspiel überrascht in der Frische des andern Morgens.

Langsam steigt der rothe Feuerball der Sonne am östlichen Horizont herauf. Erst ein kleines goldenes Segment, rundet es

sich allmälig zur vollen Scheibe und thront in unbeschreiblicher Glorie am Himmel. Der Thau hängt demantfarben an den Wiesengräsern, feuchte Nebel ziehen hin und wieder; aber das flammende Tagesgestirn küßt sie auf.

Gegen Mittag zeigt sich Rotterdam, dessen Nähe unzählige Windmühlen verkünden.

Es lagert im weiten mächtigen Bogen an dem breiten grünen Strome, der hier schon kleinere Schiffe trägt, ein neuer, ungewohnter Anblick.

Zu hundert Masten, die am Kai ragen, gesellen sich noch die des winzigen Rheindampfers. Nicht mehr schlagen die Schaufelräder die weißen grollenden Wellen; der Dampfer gönnt sich Rast und entläßt seine Passagiere unter den brodelnden Tönen, welche der dem Ventil entsteigende Dampf hervorbringt.

An der Landungsbrücke stehen holländische Sergeanten, welche die Pässe fordern.

Jeder gibt den seinen nur der Kapitän richtete sich zu seiner ganzen Riesenlänge auf, brüllt „Caracho" und „London", und die Revisoren lassen ihn paßlos ziehen, in der festgewurzelten Ueberzeugung, Antonio sei nicht weniger als der portugiesische Gesandte in Haag, der an den Hof von St. James in irgend welch' geheimer Mission reise.

Rotterdams »belle partie« ist der Kai »Onder de boompjes«, so benannt von den längs des Rheinufers gepflanzten Bäumen.

Eine stattliche Häuserreihe bildet ihn, aus deren Fenstern man auf die mächtige Flut hinausschaut. Schiffe kommen, gehen und liegen vor Anker. Jenes kam von Java und die Matrosen, unter ihnen zimmetbraune Eingeborene, löschen die bedeutende Ladung an Kaffee; daneben ankert eine kleine Brigg, deren Takelwerk Schiffsjungen ausbessern.

Seltsame Bilder, gleichsam die Schutzpatrone der Fahrzeuge, sind unter dem Bugspriet angebracht.

Dort Poseidon, der mächtige Herrscher der Wogen; sein meerschilfbekränztes Haupt näßte die salzige Welle, das im Wetter gebräunte Gesicht erzählt von Sturm und Schiffbruch und den Gefahren des Seemanns.

Einem kleinen Kauffahrer voran schwebt grazienhaft der jugendliche Kopf eines Mädchens.

„Eveline" wurde das Schiff getauft, und der Lanzknecht glaubt, die Schöne, welche zum Model diente, befehle nun am Bord als Gattin des Kapitäns.

Tumulturisches reges Leben herrscht »Onder de boompjes.« Gedehnt schallt das Ohi der Matrosen oder ein Nationalgesang, den sie beim Winden der Ankerkette anstimmen, mit dem Fuße den Takt tretend. Auch die Atmosphäre ist nicht die gewohnte. Ein angenehmer prickelnder Geruch, von verschiedenen Ingredienzen herrührend, deren Hauptbestandtheile jedoch Theer und Salz scheinen, steigt in die Nase. Es ist der allen Seestädten eigenthümliche Duft und erinnert an jenen, der beim Oeffnen einer Heringstonne ausströmt.

Der Mondschein spiegelt sich schon in den Grachten, da ich, ohne den Kapitän, durch die Straße flanire. Keiner meiner Gedanken ist bei Erasmus; erst als dessen ernstes Auge auf mich niederschaut und der starke, erzene Mund sein: »Cedo nulli!« knirscht, mahnt er den Lanzknecht, diese Devise zu seiner eigenen zu machen.

Die lange Zeile einer Hauptstraße flammt im Glanze der Lichter, welche in den Waffelbuden brennen. Friesische Mädchen mit phantastischem, doch geschmacklosem Kopfputz, — er erinnert an die Hörner des Jupiters Ammon, — bereiten dort ihre leichte Waare. Und wollt ihr den weißen geheimnißvollen Vorhang lüften, der zum Adyton des hölzernen Hauses führt, so werdet ihr, Aphrodite weiß, welche Geheimnisse schauen, denn der Lanzknecht hob ihn nicht.

Am Bord des „Batavier" sollte es mir zum ersten Male vergönnt sein, das ewige Meer zu schauen. Fieberhafte Ungeduld kocht mir im Innern, so lange wir noch auf dem Rhein schwimmen. Fast uferlos breit und gewaltig rollt er seine Wasser zur See. Erst begränzen ihn noch grüne Fluren, dann sandige Dünen, auf denen Storch und Kranich einherstolziren. Binsen und Rohr mit wehenden Blütenfahnen bilden eine freundliche, von jedem Windhauch bewegte Einfassung, bevölkert von schwärmenden Wasservögeln.

Reiher tauchen dort nach Fischen, das Wasserhuhn pfeift, Gänse und Enten fliegen in dreieckigen Zügen über die gelbliche Flut, fallen aber bald wieder ein und rudern sorglos umher, selten von einem Jäger gestört.

Schon ist das flache Helvoetslois dem Blicke entschwunden; die stärkeren stahlblauen Wellen, die den Batavier leis schaukeln, sind Nordseewogen.

Keine Spur mehr vom Land. Oben das heitere blaue Himmelszelt, weit umher wüste Wasser.

Was bedecken sie Alles, diese Wellen!

Tief drunten im feuchten Reiche liegen die Schiffbrüchigen, die der Sturm verschlang. Sie liegen, einen Kranz von Seetang und Meergras um's Haupt, und schauen mit ihren gläsernen Augen nach Oben. Der Hai und ungestaltete Roche sind ihre einzige Gesellschaft, auch der fantastische Papiernautylus, der in seinem Schalennachen durch den Ozean segelt.

Es sind schöne Leichen, die auf dem Meeresboden schlummern; die See liebt ihre Todten und ziert sie mit ihren kostbarsten Schätzen.

Die rothe Koralle und die schimmernde Perle schmückt die nackten weißen Arme der Weiber; in hellen Farben spielende Fische gleiten an schlafenden Kindern vorüber, ohne ihre Ruhe zu stören.

Weit, weit, fast am fernen Horizont glänzt ein weißes Segel. Lustig tanzt es auf den Wellen, aber es steuert einen anderen Kurs, hinein in den Kanal, nach einem neuen Welttheile. Schaaren von Möven ziehen hinter dem Batavier, die poetischen kühnen Vögel wiegen sich in der frischen Meerluft, hell schimmert ihr weißes Gefieder im Sonnenlicht. Und wenn der Sturm den Ozean durchwühlt, die Wogen gegen die Schiffsplanken anrollen, so daß das Fahrzeug in riesigem Schmerz stöhnt und ächzt, stoßen sie freudigen Schrei aus der Brust und flattern leicht über das empörte Wasser, sanft mit den Schwingen das schäumende streifend.

Beim Styx! es ist ein stolzes Gefühl allein durch das Weltmeer zu ziehen; zu wissen, daß unser Scheiden Niemandes Auge näßt, und hochbegeistert gibt der Lanzknecht den Winden Childe Harold's Worte:

Nun bin ich in der Welt allein,
Auf weiter, weiter See! —

2.

London, das wüste Babel, liegt hinter mir und die Lokomotive braust mit englischer Schnelligkeit durch die Landschaft von Kent. Ueberall Frucht in Fülle. In der brütenden Mittagsstille senken die vollen Aehren die Häupter schlummermüde, Mohn und Cyanen stehen in voller Farbenpracht. Lieblich Erinnern an die Reben des Rheins bringen die sich zu beiden Seiten der Bahn ausbreitenden Hopfengärten; die schlanken Ranken klettern keck an den Stützen empor und fallen in losen Ringeln wieder herab, gleich den goldenen Locken, welche die Stirn von Albion's Frauen umkränzen.

Mein fetter Nachbar John Bull schläft und wischt sich manchmal den perlenden Schweiß von seinem Portwein strahlenden Angesicht.

Ein gellender Pfiff! — John Bull fährt aus dem Schlummer.

„Ashford, gentlemen!“ — Und John Bull nickt weiter, als der einen Moment ruhende Zug sich wieder in Bewegung setzt.

Das dampfende Ungethüm keucht jetzt durch einen heiligen Eichenwald. Welche Stille unter diesen Wipfeln; welche Ruhe in der Brust nach den schwärmerisch in der Hauptstadt verlebten Tagen!

Eine alte Abtei steht auf einem grünen Hügel, die grauen Mauern überkleidet Epheu, Rosen ranken um die Fenster, auf dem First des Daches hat der Storch sein Nest gebaut. Rechts, im Scheine der Sonne, glänzt nun das Meer; nirgends das weiße Segel eines Fischerbootes, keine Welle verkündet Bewegung, es schlummert, ohne zu athmen.

Gerade mit unserm Train von London kam das Steam boat von Boulogne in Folkestone Harbour an. Noch eine halbe Stunde vorher eine Nußschale, mit der die Wogen spielten, ist diese jetzt im engen Hafenbecken ein ganz stattliches Schiff.

Einen Augenblick rühren und erfreuen die frohen Gesichter der sich Wiedersehenden, deren Herzen einander entgegenschlagen; aber Menschenherzen sind Meereswellen, so tief, so leicht bewegt, so unstät, irr und schwankend.

Und die Wellen, die, eine die andere überflutend, zum Strande rollen, bestätigen nur diese Empfindung. Lustig hüpfen und tanzen sie durcheinander auf dem endlosen Spiegel, manche bewegen sich ernst und schwer wie düstere Sorgen, und alle zerrinnen endlich auf dem Sande.

Ein Eseltreiber stört jede weitere Reflexion.

Aber soll der Lanzknecht, Sancho Pansa gleich, seinen Einzug in Shornkliff Camp auf einem Grauthier halten?

Nein, er ist Don Quixote genug, um eine Rosinante zu besteigen.

Von Folkestone Harbour bis Sandgate, welches am Fuße der kahlen Klippen liegt, deren Plateau die Baracken des Lagers trägt, ist eine halbe Stunde Weges.

Mein kleines schottisches Pferd scheint keine Eile zu haben den neuen Bestimmungsort zu erreichen und trottet Schritt für Schritt.

Rechts die Uferklippen, nacktes, zerrissenes, schroffes Gestein, in dessen Spalten wilde Rosen und Brombeerbüsche wuchern, hin und wieder auch eine feuergelbe Meerlilie — links die weite, wogende See.

Oben auf der Klippe sind, Kanonenschußweite von einander entfernt, sogenannte „Martello Towers“ gebaut, welche nach einem Korsen dieses Namens genannt wurden, der 1794 in seinem Vaterlande einen solchen Befestigungsthurm errichtet hatte, welcher den Engländern viel zu schaffen machte.

Unter Pitt's Premierschaft entstanden sie in den Jahren 1805—1806, als Napoleon Buonaparte seine englische Invasion beabsichtigte, und jeder kostete die enorme Summe von achttausend Pfund Sterling.

Im Ganzen sind es siebenundzwanzig an Zahl, welche die Küste von Kap Point, in der Nähe von Folkestone Harbour, bis Dungenes' Point jenseits Romney-Marsh beherrschen.

Einige derselben sind neuerdings abgetragen worden, andere dienen den Strandwächtern, die über den Schmuggel zu wachen haben, zum Aufenthalt, und als der Lanzknecht zuerst einen derselben seinen langen Tubus auf die See richten sah, einen verdächtigen Klipper zu entdecken, hielt er das Festungswerk auf Augenblicke für eine improvisirte Sternwarte. In der Nähe dieser Klippen finden sich, wie Seymour in seinen „Surveys“ bemerkt, Versteinerungen von verschiedener Größe und Form. Einige haben Aehnlichkeit mit Muskeln, andere gleichen Mandeln oder runzeligen Muscheln, wieder andere Schrauben oder

Hahnenfüßen; auch Federn, durchsichtig wie Bernstein, und Schnecken finden sich zahlreich vor.

Sandgate ist nun erreicht. Es ist ein freundlicher Badeort, im Nord und Nordost von sanften Höhen bekränzt, die mit niederem Gesträuch und einzelnen Tannen bewachsen sind. Die Cottages vieler Vornehmen zeigen sich längs des Strandes und an den Abhängen dieser Hügel, und der Ort gewinnt immer mehr an Ausdehnung, was erklärlich, da er durch seine Lage zu den schönsten der Südostküste von Kent gerechnet werden muß.

Eine herrliche, reine Luft macht den Ort gesund; die kühlen Meerlüfte mildern die Hitze des Sommers, und wenn im Herbst am Nordrande der Hügel die schweren Nebel hängen, so empfindet der schmale Landstreifen an ihrem Fuß doch stets die wohlthätigen Strahlen der Sonne. In der Geschichte wird Sandgate zum ersten Male unter Richard II. erwähnt, der dem Kommandeur des Kastels befahl, Henry of Lancaster, den späteren König Heinrich IV., mit „Familie, Rossen und Dienerschaft" dort aufzunehmen.

Im Jahre 1588 beehrte die jungfräuliche Königin Elisabeth den Ort mit einem Besuch, und noch jetzt wird als Reliquie das Bett gezeigt, in welchem die Herrscherin ruhte.

Während ihrer kurzen Residenz in Sandgate besuchte sie auch Folkestone, woselbst sie der Mayor, auf einem Feldstuhl stehend, mit den Worten empfing:

O Königin voll Gnade,
Willkommen in Folkestone's Bade!

welche Elisabeth gleich so erwiederte:

O gnädigster Thor
Scheer' vom Stuhl dich zuvor!

Das gerade über Sandgate sich erstreckende Plateau führt den Namen Shorncliff und ist seit dem Jahre 1794 zum Lager

englischer und fremder Truppen eingerichtet worden, unter dessen früheren Befehlshabern der ritterliche General Sir John Moore genannt werden mag, der in der Schlacht von Corunna von einer Kanonenkugel getödtet und auf dem Wall der dortigen Zitadelle von seinen Truppen beerdigt wurde.

Die Baracken von Shorncliffe Camp waren an dem glorreichen Nachmittage, da der Lanzknecht in Sandgate seinen Einzug hielt, just verödet. Die Königin, welche kurz vorher dem ersten leichten Regimente in Person die Fahne übergeben, hatte eine beträchtliche Summe bewilligt, die zum Vergnügen der Soldateska verwendet werden sollte und ein Gentleman der Umgegend bot bereitwillig seinen Park, um dort die fête champêtre zu halten.

Mein kleiner Schotte wieherte froh, als ich ihn wieder bestieg, um nach Deed's Park zu reiten.

Der Weg läuft zuerst am Strande hin, entfernt sich jedoch gemach von ihm, so daß kurz vor dem Städtchen Hythe die liebe See dem Auge entschwindet. Hythe besitzt noch Reliquien von der berühmten, in seiner Nähe geschlagenen Sachsenschlacht, Knochen und Schädel nämlich, welche in der Umgegend gesammelt und in der Krypta seiner Abtei beigesetzt wurden.

Deed's Park trägt ganz den Charakter aller englischen Parks: Bosquets, ein Pleasure-ground, Eichen- und Fichtengruppen, freie, nur von sammetweichem Gras bewachsene Plätze.

Ein Anblick, dem eines Hogarth'schen Gemäldes ähnlich, bot sich.

In langen Reihen standen die zusammengesetzten Gewehre der Soldaten, das Lederzeug und die Käppis auf die Bajonnete gehängt. Malerisch gruppirt saßen die rothen und schwarzen Uniformen um hell prasselnde Feuer, brieten, tranken, fluchten und sangen. Manchen war der ungewohnte starke Porter schon etwas zu Kopfe gestiegen; diese schwankten umher und

radebrechten die drolligsten Liebeserklärungen den aus der Umgegend herbeigekommenen Mädchen, welchen die ganze Szene ein nie gesehenes Schauspiel war.

Alles war in der heitersten, ausgelassensten Stimmung, denn einen so üppigen Tag hatten die Meisten lange nicht erlebt. Mancher spindeldürre Schneidergeselle, der mit Nadel, Scheere und leerem Magen die deutschen Gauen durchwandert und endlich dem Werberuf gefolgt war, fühlte sich recht behaglich bei seinem Beef und schäumenden Ale.

Lord Palmerston, Mussurus Bey, der türkische Gesandte und viele Generale waren aus London gekommen, dem Feste beizuwohnen.

Die prächtige, im Park erbaute Cottage beherbergte sie und das Offizierkorps.

Dort schäumte an wohlbesetzten Tafeln der Champagner, eine Rede folgte der anderen, von lauten Cheers begleitet.

Palmerston, der im Parlamente harte Kämpfe zu bestehen gehabt, bis die Erlaubniß zur Bildung einer Legion bewilligt wurde, sagte ungefähr, was mit ihm bei ähnlichen Gelegenheiten schon viele Engländer gefühlt hatten, daß es nämlich ihrer Nationalarmee an tüchtigen, diensterfahrenen Offizieren fehle, und diese daher durch Fremde ersetzt werden müßten.

Mussurus Bey wünschte in französischen Worten, die deutsche Legion möge die Avantgarde für das übrige Germanien bilden im Kampfe gegen moskovitische Barbarei.

Nach diesem Diner begann der Ball und der junge Lanzknecht bemerkte mit Wohlgefallen, daß die sich zum Tanz eingefundenen Damen der gentry und nobility gern anhörten, was ihnen die flotten german gentlemen erzählten, ohne besonders viel davon zu verstehen.

Der Mond schien durch die Wipfel des Parks, als die Regimenter abzogen.

Englische Knaben, die mit den fremden Kriegern gleich auf sehr vertrauten Fuß gekommen waren, ließen es sich nicht nehmen, diesen ihre Büchsen zu tragen, wogegen dieselben weiter nichts einwandten, sondern nur um so freier und heller ihre gewohnten Marschlieder brüllten.

„Morgenroth, Morgenroth!" scholl es aus dieser Kolonne: „Ça ira!" aus jener.

Die Legionäre mochten in ihren Baracken schon lange von dem Festtage träumen, da der Lanzknecht noch im Schimmer der Sterne am Strande wandelte. Kein Lüftchen bewegte die Flut; das flüchtige Licht der dahingaukelnden Glühwürmchen erfreute ihn und stimmte ihn weich und mild; Nachtigallen sangen im Schatten der Bäume und der Nacht. Drüben in Boulogne blinkte das Feuer des Leuchthurmes, auf Augenblicke sichtbar, dann wieder verschwindend, und brachte dem Lanzknecht den Gedanken, in der Ferne möge vielleicht ein holdes Auge in einzelnen Momenten sehnsüchtig nach ihm blicken, um es in anderen wieder ihm Unbekannten leuchten zu lassen.

Und mit diesem Traum ging auch er zu schlummern.

3.

Der Morgen graut und der Lanzknecht hört in wirre Träume hinein schmetternde Töne der Reveille. Diese Klänge werden fürder sein Weckruf sein und er folgt ihnen schon heute.

Die Posten, welche am Eingange des Lagers auf- und abschildern, lassen ihn unangefochten ziehen.

Das spärlich mit Gras bewachsene Plateau bildet ein Oblongum, dessen zwei Langseiten, nebst der westlichen kürzeren von einer mehrfachen Reihe hölzerner Baracken garnirt sind. Alle haben so ziemlich dieselbe Größe und sind für ungefähr zwanzig Mann eingerichtet; nur einige zeichnen sich durch größere Dimen-

sionen aus, es sind die Mess rooms oder Speiseanstalten der Offiziere.

Die Ostseite des Lagers ist diejenige, von welcher man dasselbe betritt und hier sind keine Baracken gebaut. Ein Hornist zeigt mir den Weg nach dem Theile, wo das dritte leichte Regiment, welchem der Lanzknecht angehört, lagert.

Ein Musikkorps spielt einen Choral, dann „God save the Queen," was jeden Morgen nach der Reveille geschieht. Diese letztere hat die Legionäre aus ihren hölzernen Häusern hervorgelockt. Kleine Trupps, von einem Korporal geführt, marschiren zu der Baracke des Quartermaster, um die Rationen für den Tag zu empfangen, Andere holen aus der Feldküche die siedenden Kaffeekessel, deren brauner Inhalt später vertheilt wird. Nachdem der Lanzknecht seine vorschriftsmäßigen Meldungen beendet, ruht auf seinen Schultern die leichte Last einer Kompagnie, darum leicht, weil diejenigen, welche sie einst bilden werden, erst zum Theil von der Werbetrommel zusammengerufen sind. Indeß, jeden Morgen strömen neue Kampfbegierige nach Shorncliff und es gilt, mit Umsicht aus dem bunten Material flotte Burschen zu wählen, die vom Leben schon etwas gerüttelt wurden.

Der Lanzknecht, welcher von nun an, wie sein Freund Antonio, den schmeichelhaften und erhebenden Namen „Kapitän" annimmt, begibt sich daher gleich nach der Stelle, wo die neu Angeworbenen in Kompagnieen gesteckt werden, und beginnt mit der Bildung seiner eigenen. Er legt den Grund mit einigen Italienern, Franzosen, Polen und Deutschen, und hofft mit der Zeit dieß Konglomerat zu einem einzigen brauchbaren Körper zu modeln. Und während der Stamm seiner untergebenen Kompagnie, deren Mitglieder noch meist in denselben Uniformen stecken, in denen sie aus ihren verschiedenen Regimentern desertirten, in die rothen Jacken schlüpfen, führen ihn einige Kameraden in das Mess room, um dort bei einer Flasche Sherry

den Offizieren des Regiments präsentirt zu werden. Die Times theilt diese in solche ein, welche den Dienst verstehen und handhaben, und Gentlemen.

Ein gentleman officer darf nämlich von seinem Metier Nichts verstehen; er trägt seine schimmernde Livree nur honoris causa.

Der Lanzknecht findet lauter liebenswürdige, charmante Leute; aber er sieht auch nur das Kleid an und kümmert sich nicht um das Herz, das unter dem Kittel schlägt, grübelt auch nicht darüber nach, welche Vergangenheit die meisten seiner Kameraden haben mögen.

Viele tragen das schleswig-holsteinische Kreuz am roth-blau-weißen Bande und für diese empfindet er gleich eine besondere Zuneigung; denn sie fochten ja für eine herrliche Sache, und Leute, welche Pulver gerochen, duften ihm angenehmer, als mit spring flowers parfümirte.

Auch einige Dänen sitzen jetzt gemüthlich und brüderlich mit den alten Schleswig-Holsteinern zusammen und trinken aus derselben Flasche, sie, die sich vor nicht gar langer Zeit im Kugelregen feindlich gegenüber standen.

Jeder Rang verschwindet im Mess room; selbst der Oberst hat hier vor dem jüngsten Fähndrich keine Prärogative.

Colonel Cameron, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, ist der Kommandeur des Regiments. Er stammt wahrscheinlich von jenem alten Schotten Sir Ewan Cameron von Lochiel, genannt der Schwarze, der sich in den Kriegen der Jakobiten und Williamiten durch Feldherrntalent und Tapferkeit auszeichnete. Aber dieser hat mit dem erlauchten Ahnen weiter Nichts gemein, als seine echt schottische Gestalt.

Der Dienst treibt die Offiziere auseinander. Ich selber begebe mich nach dem Lagerplateau, wo die schwarzen Jäger eben im Feuer exerzieren.

Oberst von H., der seitdem im Lande der Kaffern unter Banianen und Palmen ein Grab gefunden, gesellt sich zu mir, um die Evolutionen zu beobachten. Eine herrliche, echt kriegerische, dem Soldaten Muth und Vertrauen einflößende Gestalt! Ein schneeweißer Schnurrbart und Henri quatre geben dem frischen, fast jugendlich zu nennenden Greisengesicht eine wunderbare Würde. Im Knopfloch trägt er das eiserne Kreuz, der einzige Orden, welcher ihm von Bedeutung ist.

Der Oberst war als junger Offizier Adjutant bei Blücher und erzählt dem aufmerksam lauschenden Lanzknecht eine etwas derbe Anekdote aus der Schlacht von Waterloo. Blücher befahl ihm kurz und barsch, gegen anrückende französische Kolonnen Artillerie zu senden.

„Wo soll dieselbe postirt werden?" fragte der junge Offizier.

„Wenn Du Schafskopf das nicht weißt, so kannst Du —"

Blücher vollendete den Satz, aber der Lanzknecht findet, es sei genügend, das Uebrige errathen zu lassen.

Eben passiren die gewandten Jäger ein Defilee und feuern wacker.

Viele Engländer lockt das ungewohnte Schauspiel täglich nach Shorncliff, und eine Lady, welche sich dicht neben dem Oberst und mir postirt hat und deren Philosophie sich von Platzpatronen Nichts träumen läßt, ruft in naiver Verwunderung aus: »Strange to say, not a single soldier is wounded!«

Die Evolutionen sind beendet; der Oberst empfiehlt sich mit »Good bye!« und der junge Lanzknecht, welcher eben an einer Gruppe plaudernder Offiziere vorübergeht, hört im Weiterschreiten aus deren Munde, er sei „ein famoser Kerl!"

Darunter verstehen sie weiter Nichts, als er sieht so aus, wie wenn Luther's heiterer Wahlspruch:

Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Bleibt ein Narr sein Leben lang

auch der seinige wäre, wozu sich bei ihnen selbstredend noch Würfel und Karten gesellen, ohne welche kein Feldlager denkbar.

Indeß, wenn der Lanzknecht auch späterhin einmal eine Nacht am Spieltische mit seinen Kameraden verwachte, geschah's nur, um Studien zu machen an den von allen Leidenschaften erregten Gesichtern, die bei heruntergebrannten Kerzen fahl und aschfarben auf die blanken Sovereigns schauten, deren Glanz sie mit ihren erloschenen Augen gierig einsaugen.

Viel lieber sitzt er nach Beendigung des Dienstes an dem kahlen südlichen Bergabhange, der sich zum Meere senkt und dessen traurige Physiognomie niedere Wachholderbüsche und dunkle Fichtengruppen noch erhöhen. Waidende Lämmer suchen hier ihr kärgliches Mahl; ein Hirt, den grauen Hut zum Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen heruntergeschlagen, zu Füßen den treuen wachsamen Hund, lehnt auf seinen Stab und schaut auf den endlosen Wasserspiegel. Sind die Gegensätze nicht grell gepaart?

Hier der an die Scholle Gefesselte, welcher schon als Knabe an diesem Abhange seine Heerden waidete und der dasselbe Lazzaronigewerbe noch verrichten wird, wenn der Schnee des Alters seinen Scheitel bedeckt, und dort an Bord jenes mit vollen Segeln fliegenden Ostindienfahrers die braunen Söhne einer heißen Zone, die aus der Heimat der Monsune in hyperboreische Meere kamen und deren Vaterland der den Erdball umströmende Ozean ist.

Dieses sorglose Träumen war dem ohnehin stark zur Reflexion neigenden Lanzknecht stets willkommener und angenehmer, als das Stehen in Reihe und Glied, und wenn auch seine neue soldatische Umgebung nicht nach der auf dem Festland üblichen Theorie exerzirt wurde, welche besagt, daß jede Bewegung nur in einem Winkel gemacht werden darf und der Kerl selbst „kerzengerade geschniegelt und gebügelt" sein muß, so verdroß es

ihn doch, selbst die Sonntage noch mit Paraden entweiht zu sehen, denn das biblische Wort: Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen! war ihm von jeher gut im Gedächtniß geblieben.

Diese Sonntagsparaden fanden in der Regel vor dem Herzog von Cambridge, dem es nicht darauf ankam, bei denselben in Civil zu erscheinen, oder vor dem General von Stutterheim Statt.

Dieser Letztere, man muß es gestehen, war ein echter Feldsoldat vom Zenith zum Nadir; alles unnütze Plagen der Leute mit Gamaschendienst verachtete er.

Und wenn er auf seinem herrlichen Braunen, in der rothen Generalsuniform, auf dem Haupt den goldgeränderten Hut mit wallendem Federbusch, an die in langer Linie aufgestellten Truppen heransprengte und unter Trommelwirbel und Musik die Front hinunterritt, konnte sich kein Maler ein schöneres Modell für einen Helden träumen, als ihm hier die Wirklichkeit bot.

Seinem scharfen Auge entging Nichts und bemerkte er etwa einen Offizier oder Gemeinen, der ihm durch ein Kreuz auf der Brust auffiel, und den er noch nicht kannte, so richtete er mit militärischer Kürze einige Fragen an den Betreffenden, und wußte dann in wenig Momenten dessen ganze Biographie, um sie sicher nicht wieder zu vergessen.

Nach beendigtem Defiliren pflegte er in deutscher, englischer und französischer Sprache einige lobende Worte zu sagen, und fügte die wahr gemeinte Versicherung hinzu, er werde, sobald seine organisatorische Stellung es ihm erlaube, ebenfalls nach der Krim eilen, um Strapazen und Ungemach wie jeder seiner Untergebenen zu ertragen.

»Variatio delectat!« sagt der Lanzknecht, welcher sein Latein noch nicht ganz vergessen, da ihm nach einigen Wochen der Befehl mitgetheilt wird, das Lager werde nach „Julius Cäsars Camp" verlegt werden.

Aber nicht nur das Angenehme der Veränderung ergötzt ihn, sondern auch das stolze Bewußtsein auf eben derselben Erde zu lagern, welche vor grauen Jahren die Legionen des großen Römers inne hatten. Von Shorncliff nach Julius Cäsar's Camp ist nur ein Marsch von wenigen Stunden.

Das stumme Wiesenplateau, auf welchem das Lager aufgeschlagen werden soll, ist wie durch Zauber verwandelt.

Ueberall weiße Zelte, die aus dem Boden zu wachsen scheinen und auf deren Stangen farbige Fähnchen kokett mit dem Winde buhlen.

Zwischen den Zeltgassen tummeln sich Jäger und Husar, Marketenderinnen in derselben poetischen Tracht, die wir bisher nur in Donizetti's Regimentstochter zu sehen gewohnt waren, und hübsche Mädchen aus London, welche so dreist das Innere der leinwandenen Wohnungen in Augenschein nehmen und so keck mit den Soldaten schäkern, als könnten sie sich gegen diese Alles erlauben, während doch der Fall umgekehrt ist. Ordonnanzen reiten hin und her; Schreien, Fluchen, Trommeln, Blasen tönt bunt durcheinander, es ist eine wahre Heidenwirthschaft, denn gute Christen finden sich nicht mehr im Lager, als einst in den abscheulichen, dem Untergange geweihten Städten Sodom und Gomorrha ehrliche Israeliten.

Aber das Meer, wo ist das blaue Meer? Kaum, daß man fern am Horizont einen schmalen glänzenden Streifen gewahrt, wenn der Sonnengott in die Wellen taucht.

Der Lanzknecht hat daher, nachdem er sattsam mit historischer Erinnerung getränkt ist, gar Nichts dagegen einzuwenden, daß die Lagerzelte wiederum abgebrochen und auf den Terrassen hinter Hythe aufgeschlagen werden.

Dort bespritzen die Wellen die sandige Düne, Möven flattern und schreien, und noch dazu ragt dort von jenem grünen Hügel das altersgraue Lymne Castle, das Theodosius

gegründet haben soll und einst von der turnacensischen Legion besetzt war.

Bei Nacht gewährt das Lager einen herrlichen Anblick. Die weißen Zelte glänzen im Licht des Mondes und der Sterne, um den Schein der Wachtfeuer sitzen rauchende und zechende Krieger.

Jene Franzosen, welche in Algerien schon fochten, sind am lebendigsten, es scheint, sie sprechen von Nichts als Gloire; dort die Italiener erfreuen sich am Pulcinell, und dieser Spanier tanzt, umgeben von einer kauernden Zuschauermenge, den »el Ole« mit einer Sinnlichkeit, welche dem Lanzknecht den Enthusiasmus begreiflich macht, in den die edle Sennora Pepita de Oliva so viele tugendhafte Deutsche versetzte.

Fern von diesen lauten und fröhlichen Gruppen sitzt einsam am Feuer ein guter Bursche aus dem Schwarzwalde, der einen Streifen Papier vollkritzelt.

Da später der Lanzknecht die Ronde macht und befiehlt, die prasselnden Flammen zu löschen, bemerkt er am Boden dasselbe Blatt, welches der gute Schwabe verloren. Sein Inhalt, der die Denkungsart nicht vieler Legionäre charakterisirt, lautet aber also:

„Lieben Vater und Mutter!

Mich hat es noch keine Stunde geriehen, daß ich diesen Schritt gethan habe, ich habe es doch gut, wenn ich erschossen werde in Kamf dann ist für Euch gesorgt, komme ich davon dann ist für mich gesorgt, werde ich blessirt oder verunglückt, dann wird man mir mein Leben in England bequem machen, dann komme ich nicht mehr nach Württemberg darum tröstet Euch wegen mir der liebe Gott wird mich und Euch nicht verlassen. Wir sind unsere dreißigtausend Mann bei einander, und lieben uns besser wie Brüder, wir sind heiter und fröhlich, wir treiben im Lager Possenspiele, am letzten Sonntag fuhr auch ein Herr

und eine Frau in's Lager in einer Trotschke, als sie im Lager angekommen und im Lager spazieren gingen, saßen ich und ein Unteroffizier schnell in das Gefährte und fuhren schnell im ganzen Lager umher, der Herr sprang uns beinahe zwei Stunden nach, dann sagte er es einem Offizier, der sagte, er solle uns fangen und solle uns zu ihm bringen, dann werde er uns bestrafen, endlich kamen wir in eine Pfütze, da ließen wir das Gefährt stehen und sprangen davon, so machen wir lauter Sachen, die Offiziere lachen sich fast zu Tode; hier schicke ich Euch ein Andenken an mich nämlich ein Goldstück bei uns macht es 5 fl. 48 kr. bei Euch wird es 5 fl. 45 kr. machen, wir haben lauter englisches Geld, es ist gut verstehen, ein Pfund ist 20 Schilling, ein Schilling ist 12 Pens, eine Pens ist eine französische 2 Su.

Dieses was ich Euch schicke ist ein halbes Pfund, wenn ihr den Brief erhalten habet dann schreibet mir plötzlich wieder macht aber von dem was über 5 fl. ist den Brief franko sonst kommt er nicht in's Lager, wenn Ihr nicht schreibt, dann muß ich denken das Geld hättet ihr nicht bekommen und wäre sehr in Unruhe.

Ich bin beinahe 300 Stunden von Euch entfernt. Es grüßt Euch alle bestens und sagt ein herzliches Lebewohl

Friedrich Kürner.

Camp Hythe, König England."

Dieß ein solider Sohn des Mars! Die meisten seiner Kameraden gehören nicht zu diesem Schlage, obschon sie recht gern dreinschlagen. In dieser Beschäftigung kann man sie hauptsächlich des Abends sehen, wenn sie in den Wirthshäusern gewesen und entweder mit dem Wirth oder den Policemen einen Krawall bekommen haben. Oder aber, wenn Einer Eine, die wenig Tugend besitzt, am Arm führt und Andere auf dasselbe Vergnügen Anspruch machen.

Der Lieblingswallfahrtsort Jener, die gern in Ale und Porter schwelgten, war Folkestone, und die british german legion sandte der vielen Störungen der Ordnung wegen täglich eine Wache dorthin.

Auch den Lanzknecht traf dieses Loos manchmal und gern ließ er sich die vierundzwanzigstündige Gefangenschaft auf seiner kleinen heimlichen Wachstube, deren Glasthüre mit einem frisch gewaschenen Vorhang bedeckt war, gefallen. Gegenüber der „Guarde" nämlich erhob sich ein stattliches Gebäude, Kings Arms Inn geheißen. Darin lebte ein reicher dicker John Bull, welcher sich gern mit fremden Offizieren unterhielt und allerhand Nahrhaftes verkaufte, zum Exempel: Soles mit Shrimps, Toast, Austern, Portwein ꝛc., welches Marguerite, seine reizende frische Tochter, servirte.

Marguerite hieß bei allen Offizieren der Infanterie und Kavallerie »the pride of the town« und Keiner hat ihr damit Unrecht oder zuviel gethan.

Ihre Wangen blühten so frisch wie die erste Rose des Sommers, und in dem merry old England kann kein Mädchen ausgelassener wie sie sein. Oft erheiterte sie den Lanzknecht, wenn er bei nebelfeuchtem Wetter traurig am Kamin der Wachtstube saß, durch ungekünstelte Scherze, und eines Tages überraschte sie ihn in seiner eigenen rothen »shell jacket«, welche sie im Vorzimmer mit ihrem Mieder vertauscht und die dem schlanken Kinde so prächtig stand, daß der Lanzknecht, welcher sie alles Ernstes für einen blutjungen Freund hielt, erfreut aufsprang, sie umarmte und küßte.

Marguerite verlor eines Abends bei einer Lustfahrt auf der See, als der Lanzknecht eine ausgetrunkene Champagnerflasche über Bord warf und dieselbe noch lange auf den Wellen trieb, während das Mädchen sie dreist schon gesunken behauptete, die Summe von zehn Pfund Sterling, die noch zu bezahlen sind

Indeß der Lanzknecht betet seit jener Zeit täglich sein Vater unser, und da er darin fleht: „Herr, vergib uns unsere Schulden,“ so mag die Fortsetzung dieser Bitte auch auf Marguerite ihre Anwendung haben.

4.

Ein blaßgelber Schein über den östlichen Höhen verkündet die baldige Ankunft der flammenden Strahlenspenderin, nur das Meer liegt noch öde und todt, über seinen Wassern dampfen die Nebel der verflossenen Nacht. Auf der Straße nach Folkestone hin, zur Rechten den Ozean, dessen Nebelschleier ihn in der frühen Morgenstunde scheinbar schließen und zum Landsee verengen, marschirt schweigsam ein Regiment. Es ist ein fingirter Nachtmarsch gegen den Feind. Kein Lied wird gesungen, keine Neckerei fällt vor, nicht einmal der kurze Pfeifenstummel darf geraucht werden, da das Feuerschlagen zum Verräther werden könnte. — Doch ist's das nicht allein, was die Kolonne sich langsam und still fortbewegen läßt.

Das Regiment erhielt die Ordre zum »Embarkment«, und da so manchem der Legionäre die Baracken von Shorncliff ein Asyl waren, in welches er sich rettete aus Hunger und Verzweiflung, wird's nicht in Erstaunen setzen, wenn das Soldatenvolk beim Abschiede nicht gerade fröhlich gestimmt ist.

Indeß, Lanzknechte sind keine Kopfhänger, und wie sie, in der Nähe der Eisenbahnstation zu Folkestone angekommen, die Gewehre zusammensetzen, um noch einen Schluck Brandy und ein Stück Fleisch zu sich zu nehmen, ehe sie in die niederen Waggons kriechen, trällert schon da und dort Einer, dem flüchtig ein Gedanke an Mary und Ellen kommt, die natürlich bei vornehmen Ladies dienen,

„Wohl aus dem Aug',
Wohl aus dem Sinn!“ —

Die Lichter im Leuchtthurm unten am Hafen brennen noch, aber nur matt; nach Dover zu ziehen sich die weißen Kreidefelsen, denen einst Byron sein:

»Adieu, Adieu, my native shore!«

zusang und deren Anblick auch der Lanzknecht nur ungern verliert.

Manches »Goddam« wird an diesem Morgen gehört, ehe jeder Soldat, den Kuhfuß in der Hand und den Affen, wie schimpflicher Weise der Tornister genannt wird, auf dem Rücken, seinen Platz eingenommen.

»All right!« — „Alles in Ordnung!" — ruft endlich einer der Schaffner dem Lokomotivführer zu, und der Zug, der erst einige Bewegungen vor- und rückwärts macht, als wäre er zweifelhaft, welchen Weg er einzuschlagen habe, braust mit rasender Schnelligkeit dahin.

Rings ist die Flur verschneit; der Schnee deckt grüne Saaten, denn nicht mehr liegen Englands Gaue als öde Haiden, wie in jener Zeit, da König Lear, dem der Sturm ein Lied vom Wahnsinn sang, hier wandelte.

In Hastings schauen die schwarzen cyclopischen Ruinen des Schlosses Wilhelm's des Eroberers auf die Normannen- und Sachsenhelden, die in der weiten Ebene ruhen. Nach dem blutigen Morden wandelte die Liebe in Gestalt Edith's Schwanenhals zwischen den kalten Leichen. Es war in der Nacht, und die Mönche des nahen Klosters suchten den Körper ihres todten Königs. Sie erkannten ihn nicht, bis Edith jene drei kleinen Narben an der Schulter gewahrte, die das heiße Weib einst in der Glut der Umarmung hineingebissen.

Wir rollen jetzt immer längs den Dünen. Winterliche Bilder entfalten sich. Bald freundliche Dörfer mit zum Trocknen aufgehängten Netzen, bald einzelne Fischerboote auf Fang, dann wieder ein einsamer Kärrner, der Fruchtsäcke nach einer nahen

Mühle fährt, oder ein kräftiger Eichenwald, durch dessen nackte Zweige der Spiegel des Meeres sichtbar.

Wir fliegen an all' diesem vorüber und gelangen um Mittag nach Portsmouth, wo das Regiment an Bord des Fly geht. Der Lanzknecht vergaß zu melden, es sei der erste Weihnachtsfeiertag.

Die Wellen des weiten Hafenbeckens liegen still und ruhig, kein Windzug bewegt die Wimpel der Masten, die mit weißen spitzigen Eiskrystallen bedeckt sind. Die Stimmen der verschiedenen Glocken der Stadt fließen in eine wehmüthige Harmonie zusammen und zittern über die Wogen.

Die Victory, Nelson's Admiralschiff in der Schlacht bei Trafalgar, an deren Bord der große Seeheld seinen Geist mit den Worten aushauchte: »I have done my duty; I praise God for it!« liegt mitten im Hafen. — Ist das aufgetakelte Fahrzeug nicht ein schöneres Denkmal, als jene von Landratten umschwärmte Zopfstatue auf Trafalgar Square in London?

Der Fly spannt seine weißen Segelflügel aus und flattert vom Ankerplatz, einer riesigen Möve vergleichbar, der neugierig Schaaren anderer folgen. Auf der Rhede von Spithead legt er die Schwingen wieder zusammen, und erwartet Boote mit schwarzen Fähnchen, welche ihm Muniton für den orientalischen Krieg zuführen. Drüben liegt die Insel Wight im lichten Sonnenglanz, ihre weißen Dörfer schimmern hell durch entlaubtes Gesträuch. Eine frische Brise weht vom Lande herüber und kräuselt die See, die demüthig des schlanken Seglers Planken badet. Große Transportschiffe ziehen am Fly vorüber in den atlantischen Ozean; auch sie haben Truppen an Bord, die nach der Krim gehen. In den Raaen und Strickleitern sitzen die Rothjacken und Matrosen, die ihre Käppis und Theerhüte in die Luft werfen und fröhliche »Cheers!« brüllen. Der Fly fliegt ihnen nach, dem warmen Süden zu. Der Lanzknecht fühlt seine Seele sich erweitern in-

mitten der erhabenen Szenerie. Alles Kleine und Gemeine löst sich, und wie am Abend der letzte Streifen Land dem Auge entschwunden und der Leuchtthurm von Kap Landsend nur noch matt wie ein verglimmender Stern blinkt, kommt ihm Begeisterung und Kraft zu kühnen Thaten.

Vor einer dreiwöchentlichen Seefahrt hatte der Lanzknecht zuerst einen gewaltigen Respekt; er fürchtete, vom Dämon Langeweile übel geplagt zu werden, weil er nicht wußte, daß der Salon des Fly mit allem Komfort Albion's ausgestattet sei, und es ihm erging wie Jedem, der, ohne das Meer zu kennen, seine unermeßliche Wasserwüste für identisch mit Monotonie hält.

Wie wurde ihm aber, als die Brise, welche auf der Rhede von Spithead geweht hatte, im biscayischen Golf in Sturm überging und die gigantischen Wasserberge, bei denen der weiße dampfende Gischt, dasselbe, was bei den Vulkanen Rauch und Flamme, sich ungestüm bekämpften!

Da stand er oben auf dem Verdeck und freute sich des menschlichen Genies, das sich furchtlos seinen Weg durch die empörten Elemente bahnt. Auf der Höhe des Kap Finisterre legt sich der Sturm, und nachdem nur wenig Tage Nordlands kalte Luft die Segel des Fly gefüllt, thront an Lusitanien's Strande schon der Frühling.

Cintra's Felsen, gekrönt von den weißen Säulen eines Tempelchens und bedeckt mit den mächtigen Stämmen der Korkeichen, ragt hoch über die Flut; in die Mündung des Tejo nach Lissabon ziehen Schiffe aller Nationen und bringen die Erzeugnisse fremder Länder.

Portugals Küsten verliert der Lanzknecht jetzt für einige Zeit nicht aus dem Auge, und an einem heiteren Morgen, da die stille, träumerische See von den letzten Kämpfen, welche sie mit dem Sturm zu bestehen hatte, ruht, und er hoch oben in einer der Strickleitern hängt, glaubt er auch in der Front, ein wenig

nach Rechts, Land zu gewahren. Erst hält er die schwachen Konturen für Wolken, dann kommt er zu der Ueberzeugung, sie seien afrikanische Erde.

»You are very right, that's Africa's shore!« ruft ihm Kapitän Talbot zu, dem er seine Vermuthung mittheilte, und seiner Gewohnheit gemäß streckt dieser mehrmals seine dicke, trockene Papageizunge heraus, wie eine züngelnde Schlange. Wir haben Kap Spartel in Sicht und der Fly kann nicht schnell genug fliegen, denn unsere Phantasie eilt ihm voraus.

Dieses sind die Wasser von Trafalgar; aus ihrer Tiefe klingen noch immer die einfachen Worte, welche zu dem großen Siege anfeuerten: »England expect, that every man will do his duty!«

Noch ehe der Fly seinen Kurs ändert, um in die Straße von Gibraltar einzubiegen, zeigt sich ein seltsames Phänomen. — Die Wellenfarbe des atlantischen Ozeans kontrastirt vollkommen mit der des Mittelmeers; die des letzteren ist heller und spielt in's Grüne, die des ersteren tief stahlblau; eine lange, schlangenähnliche Linie bezeichnet der beiden Meere Grenzen.

Hat der Fly diesen Rubikon überflogen, so öffnen sich dem Lanzknecht die Säulen des Herkules, und er betritt durch dieselben Thore, welche zu Homer's Zeiten nicht mehr in irdische Gefilde, sondern in den Tartaros führten, eine neue Welt. — Zwischen zwei Erdtheilen segelnd, läßt er den Blick bald auf das heiße, sterile Afrika schweifen, bald erquickt er sich an den andalusischen Höhen. Das weiße Tarifa schaut verstohlen aus Oliven und Orangen, die stumpfen Glockenthürme seiner schweigsamen Klöster lugen hinaus in die See. Ihm gegenüber stemmt sich trotzig gegen den Anprall der polternden Brandung der steile, unwirthliche Fels des Kap Spartel; dann folgt Tanger, schlafbefangen an seiner blauen, sonnigen Bucht ruhend, wie ein zerlumpter Lazzarone.

Die Atlasgebirge thronen hoch und hehr, ihre Gipfel ragen weit in die Wolken, sie sind die mächtigen Begrenzungsmauern der breiten Wasserstraße und bilden eine Szenerie, erhaben wie wenig andere.

Hinter dem Fly ziehen Schaaren von Delphinen, die fröhlich aus der See springen oder in bewunderungswürdiger Eile um das Schiff herumschwimmen; Segel auf Segel kommt ihm entgegen, im frischen Morgenwinde flattert Albions Flagge, das Sternenbanner der United States, das weiße Kreuz im grünen Grunde des noch immer in Agonie versunkenen Neu-Hellas.

Mitten aus der Straße erhebt sich nun der kolossale Fels Gibraltar, Ehrfurcht einflößend vor Großbritanniens Macht. — Durch eine schmale Erdzunge hängt die Festung mit dem andalusischen Festlande zusammen, und da man diesen verbindenden Hügelrücken von Tarifa aus nicht bemerkt, erscheint der Fels als eine von allen Seiten umspülte Insel. Auf der Hafenseite befinden sich die Hauptvertheidigungslinien, unter ihnen die „Excavations", aus dem Stein gehöhlte Grotten, in welchen die Geschütze an Ketten hängen. Freundlicher als die Schrecken erregenden Bastionen und Batterien träumt unter Myrthen und Oleander an der anderen Seite des Hafens Algesiras; der Lanzknecht unterscheidet auf seiner Alameda wandelnde Frauen, das Haupt mit dem Spitzenschleier bedeckt. Drüben aber auf Afrika's Küste liegt Ceuta, dessen Minarets wie Nadeln in die weiche, durchsichtige Luft ragen, und dessen ohnmächtiges Fort die Stadt beherrscht.

Die sengende Hitze, welche über der marokkanischen Stadt brütet und die Traumstille seiner Umgebung mahnt uns an das Schweigen der Sahara, wie überhapt jene heißere Natur uns die Gestalten und Formen, die sie hervorbrachte, vor die Seele führt.

Die Hitze ist das treibende, gährende Element und die afrikanischen Typen liefern dafür den besten Beweis.

Gerade hier in Ceuta können sich Barbarismus und Civilisation über eine schmale Meerstraße die Hand reichen — und doch, welcher Unterschied in den Menschen, ihrer Sprache, Religion und den Sitten! Zwar wallt auch dem benachbarten Andalusier schon heißes Blut in den Adern und er hängt loser mit der Kultur zusammen, wie der espritreiche Gallier oder der philosophisch gemäßigte Deutsche — indeß ist sein Naturel immer noch kühl zu nennen gegen das jener broncefarbenen und schwarzen Turbanträger, die uns für ihre Feinde ansehen, weil wir andre Religion, Farbe und Gesittung besitzen und die sich ihre eigene Justiz mit immer gezücktem Yatagan oder Handschar schaffen.

Und es ist nicht allein die menschliche Race, welche das rechte Maß verfehlt und sich Uebergriffe erlaubt, die Thier- und Pflanzenwelt stimmt ganz mit ihr überein. Denn in den Schluchten des Atlas ist die Heimat jener gierigen Katzengeschlechter, die selbst den Menschen nicht als ihren Gebieter respectiren und die Vegetation schweift dort überall in riesige Dimensionen aus. —

Die Nacht nun, welche dem Tage unserer Schifffahrt zwischen zwei Welttheilen folgte, war lau, und am tiefblauen Himmel funkelten die Sterne, das Meer athmete erfrischende Kühle, ein elementarer Duft zog über die Wasser, uns Alle erquickend nach des Tages Glut. Hinter uns im Westen, wo der Tag sich in's Meer verblutet hatte, berührte eine lichtgefärbte Wolke den Ozean, sanft über ihn hinsegelnd und Oneiros nicht unähnlich, der Mohnkörner in die Wogen wirft und ihnen dadurch Schlummer bringt. Wirklich ruhten die Wellen wie ermüdet von titanischer Arbeit, die sie mit dem Sturmgott zu bestehen hatten, nur am Bug spritzten mit Schaumflocken gekrönte Wellchen empor.

Nur wenige der am Bord befindlichen Soldaten waren in's Zwischendeck gegangen, um ihre Hängematten aufzusuchen; die Meisten lehnten sich an die Verschanzung, Franzosen und Deutsche getrennt, und sangen, die Ersteren ihr: »Marchons ça ira!« die Letzteren: „Droben stehet die Kapelle!" Nur die Engländer, denen die Gabe des Gesanges nicht zu Theil geworden, hörten stumm und bewundernd zu, höchstens brummte und schnarrte manchmal ein Schotte einige Worte, ähnlich den Tönen seines heimatlichen Dudelsackes. Auch das Musikchor fand sich ein und spielte den schönen Choral: „Wie schön leuchtet der Morgenstern".

Es ist etwas Wunderbares, in dieser weiten Wasserwüste, die unserem Wissen nach freilich überall von Land begrenzt wird, unseren Sinnen aber dennoch endlos erscheint, feierliche Musik zu vernehmen. Die Töne zittern über die schwellenden Wellen und verlieren sich gleichsam in die Ewigkeit, in welche wir hineinzusegeln wähnen. Schaaren von Delphinen umkreisten in staunenerregender Schnelligkeit das Schiff, aus ihren Spritzlöchern kleine Strahlen schleudernd und das alte Märchen bewahrheitend, sie seien Freunde der Musik. Auch Möven flatterten gespenstisch über dem Kielwasser, begierig Etwas zu erhaschen, was von der reichen und im Ueberfluß schwelgenden Herren Tafel fiel.

Da später die Musik fröhlichere Klänge vernehmen ließ, tanzten unsere von Wein erheiterten Gefährten, während Andere, ernster gestimmt, nautische Lektionen bei einem jungen Midshipman nahmen, der an der Bussole stand und sich nicht weniger dünkte, als der berühmte Nordlandsfahrer Sir John Franklin. Für uns begann indeß die eigentliche Nacht erst, als Alle in ihrer Kabine zur Ruhe gegangen. Unser Plaid schützte uns vollkommen gegen die zunehmende Kühle, auch trug das Ihrige dazu bei eine Flasche alten Sherrys, die wir auch William, dem Steuermann, reichten, welcher einen herzhaften Schluck mit dem Wunsche that: Your health, Sir! Zu unserer Rechten behielten

wir die afrikanische Küste in Sicht, auf deren schroffen Felsen öfters Feuer blinkten, vielleicht von Hirten, die die Nacht bei ihren Heerden verwachten.

Afrika, das geheimnißvolle, schweigsame, schien auch dem Meere sein Schweigen mitgetheilt zu haben, kein Lufthauch furchte die Fluten, und wie die Nacht immer mehr ihrem Ende nahte und die Sterne sammt der Mondessichel silberfahl und schwächer wurden, bis sie endlich erloschen, schien es, als wären sie in's Meer, das eben noch ihr Bild zurückwarf, versunken.

Und wie dann nach einem heißen Tage, den wir im Schatten eines ausgespannten Segeltuches verträumten, abermals der Dämmerstunde die Nacht folgte und wir hinuntersahen in die mond- und sternenhelle See, die in magischem Licht phosphorisch leuchtete, trat James, ein junger schottischer Freund, zu uns und sagte, indem er mit der Hand nach der Richtung zeigte, wo Karthago liegen mußte, die Worte Shakspere's im Kaufmann von Venedig:

In such a night,
Stood Dido with a willow in her hand
Upon the wild sea-banks, and wav'd her love
To come again to Carthage.

Auch andere Schiffe gewahrten wir in der traumhaften Ferne, geisterhaft dahinziehend im Mondlicht; die weißen gefüllten Segel flogen nach Westen, von wo wir kamen, und brachten von östlichen Gestaden die Erzeugnisse jener fernen Zone. Der Fly zog achtlos an ihnen vorüber, eine lange milchige Spur zurücklassend, die aus Millionen Perlen bestand, werthlose im nächsten Moment wieder in Wasser zerfließende Schätze.

Ein Ahnen vom Lande und den Gärten, die auf ihm blühen, brachten uns von Norden wehende Lüfte, welche das Deck mit Wohlgeruch überströmten. Der Duft verzauberte unser Ge-

müth, den durch ihn phantastisch erregten Sinnen entquollen weiche träumerische Märchen, lauter Scheherazaden, und zwischen den heißathmenden Jasminen, Nelken und Heliotropen plätscherten Springquellen. Es kam auch Aphrodite, das schöne, nackte Weib, eben dem Schaume des Mittelmeeres entstiegen, und siehe, aus den über den blendenden Leib zur Erde rollenden Tropfen entwuchsen weiße Rosen.

Unaufhaltsam, als hätte sie Flügel der Morgenröthe genommen, flog unsere Phantasie über das sizilische Land an seine Nordküste, gegen Palermo, wo im Dome in einem Porhpyrsarge Friedrich schläft, der Hohenstaufe.

Jedem Deutschen muß, so er diesem meerumschlungenen Eilande naht, das Herz vernehmbar pochen, denn auch an Friedrich, dem Kaiser, wurde der im tief innersten deutschen Gemüth wurzelnde Drang nach Hesperien zur tragischen Schuld. Er starb dort, unter Palmen und der ganzen Pracht des Südens, nicht verweichlicht, wie einst Hannibals Krieger in Capua, aber hohe Entwürfe im Schatten der Sykomoren nur in der Seele bergend, nicht vollführend.

Traurig also endete der Traum dieser zweiten Nacht im Mittelmeer.

Die dritte Nacht war sternenleer und die See erregt von tückischen Winden. Nicht mehr durchschnitt der Fly im Schmucke seiner Segel gebietend die salzige Flut, ein Spielzeug der empörten Wellen, wurde er von ihnen umhergeschleudert. Der Sturm spielte seine rauschendste Musik, die Wasser kochten und schäumten, die Masten zitterten, die Taue und Strickleitern schlugen gegen einander, die rothen Wimpel flatterten zerfetzt am Top. See auf See rollte gegen die mächtigen Planken, manchmal ächzte der Fly in riesigem Schmerz, wir hatten die Empfindung, er werde mitten durchbersten; doch standen wir ruhig und furchtlos am Steuer, wie einst der kleine Hydriot, dem der Vater prüfend

in's Antlitz sah. Und als gegen Morgen der Sturm sich mehr gelegt, die Sonne scheu durch zerrissene Wolkenschleier brach, und wir am Kap Matapan zum ersten Male griechische Erde schauten, sprach unser Mund freudig den alten Gruß der Hellenen:

Χαιρε!

Der Lanzknecht lebt ferner während der Fahrt zwischen den Inseln des Archipels ein beneidenswerthes dolce far niente, wie jüngst noch an den Ufern des Rheins, denn seine Beschäftigung besteht in weiter Nichts, als südlichen Wein trinken, herrliche Früchte genießen, dann und wann einen Canto von Byron's Don Juan lesen und gelegentlich nach einer der hinter dem Schiff schwebenden Möven schießen. In tiefer Nacht durchfurcht der Kiel des Fly den Hellespont und am Abend des folgenden Tages ruht der nimmer Rastende von seinem Fluge; die Segelschwingen hängen ermattet von der Raa, er ist seiner Freiheit beraubt und ankert, an den Grund des Bosporus gefesselt. Die Sehnsucht, gleich hinüber an's Land zu eilen, ist groß, aber sie muß bis zum andern Morgen gezähmt werden.

Schimmernd, wie eine nachlässig am Strand ruhende Meernixe, prangen die Ufer im östlichen Sonnenlicht. Die Minarets der Aja Sophia und Achmed Moschee streben empor zu den rosigen Wolken des Himmels, die Kioske in den Cypressenhainen flüstern Liebesmärchen, in den Gärten rauschen die Springquelle.

Tief in die Nacht hinein wandelt der Lanzknecht unter dem warmen Sternenhimmel und freut sich, so bald den längst ersehnten Strand zu betreten, wo schöne Menschen, die Stirn mit farbigem Turban umwunden, seine Umgebung bilden werden.

Kaum war am anderen Morgen die Sonne über den Berg Bulgurlu emporgetaucht, so machte der Lanzknecht seine erste Exkursion nach Stambul, und da Monate lang sein Regiment

an den Abhängen am Bosporus lagerte, dem Befehl entgegenharrend nach Balaklava zu gehen, so verlebte er diese Zeit abwechselnd im Zelt und in der meerumspülten Siebenhügelstadt. Und bist Du, freundliche Leserin, dem Lanzknecht bisher mit Interesse nach dem fernen Orient gefolgt, so erzählt er Dir später vielleicht einmal von der träumerischen Pracht byzantinischer Nächte. Darum, a rivederci. — Auf Wiedersehen!

Hafisa.

Erzählung.

In der frischen Kühle eines Lenzmorgens segelte eine kleine gebrechliche Brigg in der Mitte des Bosporus, gerade an jener Stelle, wo die weißen, reichlich mit Zinnen versehenen und durch wilden Wein überrankten Thürme Rumeli Hissars und das graue, finstere Mauerwerk des anatolischen Schlosses sich gegenüberstehen.

Die im Osten bei Skutari über den Berg Bulgurlu emportauchende Sonne beschien die auf dem höchsten Top flatternde Flagge, welche ein weißes Kreuz im grünen Grunde zeigte und hiermit das Schiff als ein griechisches kennzeichnete. Die Uferhöhen standen mit ihren dunkeln Cypressen und den über geborstene Gartenmauern hängenden weißen Glockenblumen des Erdbeerbaumes und den plastischen Blättern des Lorbeer schon im lichten Purpur des Morgens, nur das Meer athmete noch einzelne leichte Nebenwölkchen, welche es die Nacht über in dichte Schleier gehüllt und die jetzt von dem brennenden Tagsgestirn aufgesogen wurden und in nichts zerflossen. Eine leichte, vom Schwarzen Meer wehende Brise füllte die vom Frühgolde rosig angehauchten Segel und die Brigg flog dahin, einem riesigen, über die Wasser langsam dahinziehenden Flamingo nicht unähnlich, dessen Flügel in den sieben Farben der Iris glänzten, hervorgebracht durch die glitzernden Bogen, welche die Sonnenstrahlen über die Wellen spannten.

Nur wenige Matrosen in blauen Hemden, die weiten Hosen

durch eine rothe Schärpe, in der ein Messer steckte, zusammengehalten, die blaue Quaste des Feß hinabhängend in den gebräunten Nacken, verrichteten ihre gewöhnliche Arbeit, und einige bärtige Männer, welche einen langen gelben Kaftan, thurmförmige Fellmütze und im Gürtel den Yatagan und reich mit Silber ausgelegte Pistolen trugen, promenirten gravitätisch auf dem Verdeck, blieben aber plötzlich stehen und lauschten einige Augenblicke den näselnd gesungenen Tönen eines Muezzin, der vom Minaret der Moschee zu Kandilli zum Frühgebet rief. Dann setzten sie ihre Promenade plaudernd wieder fort, wobei sie indessen vermieden, einer Barrière nahe zu kommen, welche den „Stern" der Brigg von dem andern Raum des Deckes trennte.

In diesem reservirten Theile des Schiffes kauerten auf Teppichen eine Anzahl verschleierter Frauen. Die meisten derselben ergötzten sich an dem großartigen Naturschauspiele, an der ungewohnten Welt, die sie umgab, und drückten ihr Erstaunen und ihre Verwunderung durch die Worte: „Allah il Allah" — Gott ist groß — aus.

Nur ein ganz junges, wenig über dreizehn Jahre zählendes Mädchen, die Falten des Schleiers mit einer kleinen Hand, deren Nägel mit Hennah rosig gefärbt waren, zusammenhaltend, lehnte am Bollwerk des Deckes und gönnte weder der Gegend noch den sie umgebenden Gefährtinnen einen Blick. Ihre sanften blauen Augen hefteten sich starr und bewegungslos auf die gekräuselten Wellen, die hinter dem Steuer eine lange, schaumgekrönte Straße bildeten. Von ihrer eigentlichen Kleidung war nichts zu bemerken, da eine faltige fleischfarbene Feridschi, eine Art weiter Toga, den Körper verhüllte, so jedoch, daß sich dieselbe an die Glieder anschmiegte und deren anmuthige Formen durchscheinen ließ. Nach der Sitte der Frauen des Ostens trug sie an den Füßen gelbe Saffianstiefeln.

Als die Brigg um ein heiteres, mit Kiosken gekröntes Vor-

gebirge, wo der Bosporus seine Richtung ändert und dessen Wogen daher mit staunenerregender Schnelligkeit dahinbrausen, segelte, und Aja Sophias und der übrigen kaiserlichen Moscheen Minarets und Halbmonde den überraschten Blicken der Weiber sichtbar wurden, gab der Kapitän den Befehl zum Einreffen der Segel, was in wenig Minuten geschehen war.

Die Brigg trieb jetzt einzig mit der Gewalt des Meerstromes; nur die Drehungen des Steuerrades brachten sie bis auf einige hundert Schritte der asiatischen Küste nahe, woselbst außerhalb des Bereichs der Strudel die lange eiserne Ankerkette in's Meer rasselte.

Die auf- und abwandelnden Männer ließen sich an der Gangspill nieder und hielten eine einfache Mahlzeit, indem sie aus ledernen Taschen, die sie um den Leib trugen, etwas Maisbrot, getrocknete Oliven und Orangen hervorlangten. Den Frauen brachte eine ebenfalls mit Gaze verschleierte Negersklavin aus dem untern Raum des Schiffs eine verdeckte Schüssel, welche sie auf den Teppich hinstellte. Im Moment waren die Hände der Frauen in Thätigkeit, indem sie in Reis gekochte und stark mit Ingwer und Pfeffer gewürzte Hühner mit den Fingern zerpflückten und hastig aßen.

Das junge Mädchen war bisher in ihrer bewegungslosen Stellung geblieben; erst als eine Schale voll Khoschab, ein dem Scherbet verwandtes Getränk, ihren Gefährtinnen gereicht wurde, wandte sich eine derselben zu ihr mit den Worten:

„Tochter Abu Taleb's, verschmähst du unsere letzte Mahlzeit?"

Die Angeredete, deren Gedanken weit über den Pontus geirrt waren, nach jener Stadt, deren weiße Saklis der Schneegipfel des Elborus überragt, die der sie umgebenden Wirklichkeit vollkommen entrückt war und nur der für immer verlorenen Heimat gedachte, fuhr aus ihrem Traum auf, kauerte an dersel-

ben Stelle, wo sie gestanden, nieder und nahm den ihr dargereichten Schildpattlöffel, einige Züge schlürfend.

„Du bist noch ein Kind und verstehst dein Glück nicht," sagte eins der Weiber, deren schwarze glänzende Locken üppig unter dem Schleier hervorquollen — —

„Sieh' uns an! Trifft uns nicht das gleiche Schicksal? Und stehen wir darum in einsamer Trauer? Freuen solltest du dich und es deiner Mutter Dank wissen, daß sie dich verkaufte; sie, die früher das Leben eines Lastthieres führte, ist durch deine Schönheit reich geworden, und wirst du nicht selber im prächtigen, goldschimmernden Haremlik wohnen?"

Ein tiefer Seufzer des Mädchens gab kund, wie tief erniedrigt sie sich fühle; sie erhob sich, ohne ein Wort zu entgegnen und lehnte sich an dieselbe Stelle.

Die Schaumflocken des Kielwassers waren verschwunden; das Wasser des Bosporus war rein und klar, sie gewahrte in der feuchten Tiefe fröhlich dahinziehende Fische, Seegras und Tang, die phantastisch ihre Blätterarme ihr entgegenstreckten, als hätten sie Mitleid mit dem Weh der Armen und wollten ihr Ruhe und Kühlung bringen, indem sie dieselbe in ihr stilles Reich herniederzögen. Einige Wandereisvögel, von den alten Hellenen „Halcyon" genannt, denen die schöne Sage nacherzählt, sie zögen rastlos über das Meer, den verlorenen Geliebten zu suchen, flogen nahe an ihr vorbei und erweckten die Sehnsucht in ihr, frei und fessellos wie diese gefiederten Segler zu sein.

Jetzt vernahm man Ruderschläge und sah ein Kaïk, geführt von zwei alten Männern in seidenen, weiß und gelb gestreiften Hemden, auf dessen Teppich ein fetter Nubier kauerte, gerade auf die Brigg zufliegen. „Da kommt das Kaïk des Paschas!" sagte der größere der Kaftanträger zum andern; „schade, daß diese reizende Blume in den Armen des alten Wüstlings verwelken soll!"

„Meinst du Hafisa?“ fragte der Angeredete, dessen schiefstehende grüne Augen viel Aehnlichkeit mit denen eines Katers hatten und der die wenigen borstigen Haare seines Schnurrbarts mit der Bernsteinspitze seines Tschibuk, den er eben entflammt hatte, glatt strich.

„Wen sonst? Denn die Frauen, denen du zum Begleiter gegeben, sind kaum werth, das Harem eines Efendi zu schmücken.“

In diesem Augenblick war das nahende Boot an der Fallreptreppe angekommen, die Kaïkschis legten die helltropfenden schmalen Ruder über Bord und der Nubier faßte das von der Verschanzung der Brigg herabhängende Tau, um sich daran mühsam auf's Deck zu schwingen.

Die beiden eben im Gespräch gewesenen Wächter erhoben sich bei seinem Nahen und gingen ihm entgegen, indem sie nach Moslemsitte Stirn und Brust als Zeichen des Grußes berührten und der Mann mit den Katzenaugen dem Nubier seine Pfeife entgegenhielt, aus der er einige blaue Wolken zog.

„Dschanum! Bei meiner Seele, Ihr kommt spät!“ quickte der Schwarze widerlich durch die Fistel. „Der Pascha erwartete sein schönes Vögelchen schon gestern!“ — —

„Hier ist noch ein Gnadengeschenk meines Herrn, das Ihr der Mutter der Sklavin einhändigen sollt, wenn Euch Allah glücklich Euere Heimath erreichen läßt!“

„Das gebe Gott, der gnädige und barmherzige!“ sagten die beiden Kaftanträger wie aus einem Munde; dann schob der Größere die auf die Dielen des Decks vom Nubier gezählten Goldstücke zusammen, steckte sie in einen ledernen Beutel, den er aus seinem Gürtel hervorzog, und indem er an die Barrière herantrat, die den Aufenthalt der Weiber trennte, rief er ehrfurchtsvoll und fast scheu: „Hafisa!“

Die Angeredete drehte mechanisch das schöne Haupt nach der Richtung, aus welcher der Ruf kam, kreuzte hierauf die

weißen Hände über der Brust und neigte sich zu den andern Frauen, leise lispelnd: „Salem ul aleik!" (Friede sei mit euch!)

Mit diesem frommen Lebewohl trat sie aus dem verschlossenen Raume zu den Männern.

„Sendest du deiner Mutter nicht ein Wort des Segens?" fragte der Mann, welcher ihren Namen gerufen hatte. „Wehklagend und voll Trauer stand sie am Ufer, als wir die Anker lichteten; erst als du ihr verloren warst, empfand sie den unnennbaren Verlust ihres einzigen Kindes. Ist deine Mutter doch nicht schlecht, sondern nur bedacht für dein und ihr eigenes Glück!"

„Segne sie!" sagte Hafisa mit einer Stimme, die wie aus einer Gruft tönte.

Ihr Schleier hatte sich verschoben und ihr marmorblasses Antlitz, mit dem die kirschrothen Blüten des Mundes seltsam kontrastirten, wurde den drei Männern sichtbar, während ihr dunkles Auge, von den langen Seidenfransen der Wimpern beschattet, sich auf den Boden heftete.

In der nächsten Sekunde saß sie auf den Teppichen des Kaïks und der Nubier spannte einen Schirm über sie zum Schutz gegen die Sonne, deren glühende Pfeile heiß vom Himmel strahlten.

In dem Platanenlaub am Ufer schlug lang schluchzend eine Nachtigall während der kurzen Fahrt; ein warmer Wind brachte Duft von den blühenden Jasmin- und Weingärten; Hafisa fror bis ins innerste Mark. Wäre sie schuldbelastet zum Tode geführt worden, ihre Seele konnte nicht betrübter sein.

Die Fahrt an's Ufer dauerte nur einige Minuten. An einer weißen Marmortreppe, deren Stufen bis zum Niveau des Bosporus reichten, traten Hafisa und der Nubier an's Land und befanden sich in einem Garten, dessen Gänge mit schwarzen und weißen Meerkieseln mosaikartig gepflastert waren und welcher

einige mit Goldfischen gefüllte Bassins enthielt, in deren Mitte Fontainen ihre hellen Wassergarben in die Luft schleuderten. Aus Muschelgrotten und wie Schwäne gestalteten Röhren, die von Lianen und Epheu überkleidet waren, floß den Behältern frisches Wasser zu. Der Garten erhob sich terrassenförmig an den Uferhügeln und in ihm blühten die lieblich rothen Blumen der Pirus-, Mandel- und Pfirsischbäume, zu denen die dunkeln Kronen der Cypressen eines nahe liegenden Friedhofs, durch deren ernste Stämme hier und dort ein weißer Leichenstein sichtbar wurde, einen trüben Gegensatz bildeten. Etwa in halber Uferhöhe auf einer breiten Terrasse stand der Palast von Abdullah-Pascha, so märchenhaft und ätherisch gebaut wie manche Wohnung, die uns in „Tausend und eine Nacht" geschildert wird. Zierliche Säulen, deren Capitäle mit Bärenklau umwunden waren, trugen das Vestibül, über welchem gewölbte Arkaden sich erhoben, in denen Orangenbäume und sonstige Gewächse jener Zone standen. Es bildete diese Vorhalle den mittlern Theil von Abdullah's Jalli, zwei Seitenflügel stießen im rechten Winkel daran, reichlich mit vergitterten Fenstern versehen, einer derselben bildete das Salamlik oder die Empfangszimmer des Besitzers, der andere war für den Aufenthalt der Frauen bestimmt. Einige Kiosks, deren metallgrünes Dach von goldenen Halbmonden überstrahlt war, versteckt in Bosquets von Lorbeer und Stechpalmen, krönten die Spitze des Uferhügels und eine hohe Mauer grenzte des Paschas Eigenthum von dem anderer Osmanli ab.

Hafisa ging dem hinter ihr keuchenden Neger voran und wurde im Erdgeschoß des Palastes in ein Zimmer geführt, dessen Estrich mit einem Wachsteppich bedeckt war und welches zwei rothe Divans enthielt; die Wände waren mit Arabeskentapeten bekleidet. Gedankenlos kauerte sie auf einen der Divans und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Bald auch erschienen zwei bewaffnete Sklaven und führten

das Mädchen durch einen langen Corridor in ein kuppelüberwölbtes Gemach, das sein Licht von oben durch gläserne Kugeln erhielt. Zwei ältliche Frauen geleiteten Hafisa auf eine erhöhte Balustrade, wo sie dieselbe entkleideten und ihr ein feines Musselingewand, die bei orientalischen Bädern übliche Toilette, anlegten. Sie brachten sie hierauf in einen mit heißen Dämpfen gefüllten Marmorsaal, an dessen Wänden Fontainen heißes und kaltes Wasser nach Belieben des Badenden spendeten, und begannen Hafisa's Glieder den verschiedenartigsten Reinigungsoperationen zu unterwerfen. Hierauf führten sie die von dem Bade Ermattete in ein weniger heißes Zimmer, färbten der auf einer Ottomane willenlos Ruhenden die Nägel der Hände und Füße mit Hennah, gaben durch Surmah ihren Brauen ein tiefes Dunkel und flochten in die rosen- und jasminduftenden Locken weiße, schimmernde Perlenschnüre. Kleider aus kostbaren Stoffen, unter denen ein blaues, reich in Goldstickereien prangendes Mieder den jungfräulichen Wuchs reizend hob, machten die Unglückliche würdig, vor dem Pascha zu erscheinen, nachdem man ihr vorher in dem Zimmer, das sie zuerst im Palast betreten, Scherbet und verschiedene Confituren zur Erquickung gereicht.

Der Nubier, welcher sie vom Schiff an's Land gebracht, stellte sie ihrem neuen Gebieter vor.

Nachdem der grünseidene Vorhang, welcher statt der Thür diente, zur Seite geschoben war, überschritt Hafisa die Schwelle in des Paschas Empfangszimmer und blieb stehen, die Hände auf der Brust gefaltet. „Komm' näher!" sagte der an einem Marmortisch lehnende Pascha, dessen weniges silberweißes Haar an den Schläfen unter dem Feß hervorsah. Hafisa empfand einen unerträglichen Abscheu. Nie hatte sie in ein so von gemeinen Leidenschaften entstelltes Gesicht gesehen, das noch obenein, um die Häßlichkeit zu erhöhen, von Blatternarben zerrissen war — —

Das Mädchen stand wie an den Boden gewurzelt.

„Hierher, mein Lamm!“ rief abermals Abdullah und seine unheimlichen Augen quollen wie die einer Hummer aus ihren tiefen Höhlen.

Hafisa that keinen Schritt vorwärts —

„Wie, verstehst du die Sprache der Osmanli nicht? Beim Barte des Propheten, so ist meine süße Nachtigall stumm für mich! Doch meine Liebe braucht keine Worte und verständigt sich dennoch!“

So sprechend fuhr der dürre Abdullah, einer Spinne gleich, die aus ihrem Versteck auf ihr Opfer stürzt, auf Hafisa zu und versuchte sie zu umfangen, indem er seine Hand an ihre Hüften legte —

„Laß mich oder ich erdrossele dich!“ schrie furchtbar das Mädchen. Sie hatte im Moment eine goldene Schnur von dem reich bordirten Mieder gerissen und warf sie ihrem Feinde um den Hals. Helle Zornesröthe brannte auf ihren Wangen, ihr Auge flammte in fieberhafter Glut; sie stand vor dem feigen und winselnden Pascha wie der Würgengel, der einst durch Aegyptenland zog.

„Ein einziger Zug mit dieser goldenen Leine und der Todesengel Monker stößt dich hinab in den Schwefelpfuhl der Hölle, Scheusal!“ sagte mit zitternder Stimme das muthige Kind. „Nur ein Schwur gibt dich dem Leben wieder! Schwöre, mich nie zu berühren!“

„Ich schwör's bei Allah — Mohammed — und — dem heiligen — Steine — in der Kaaba zu Mekka!“ —

Hafisa ließ in demselben Augenblick die Schlinge fahren, als der ihr bekannte Nubier, welcher die kläglich jammernde Rede seines Herrn im Vorsaal vernommen, durch den weggeschobenen Vorhang sah. Wie das Mädchen seiner ansichtig wurde, sagte sie gebieterisch zu ihm:

„Führe Hafisa in die Gemächer, welche der Pascha ihr bestimmt!“

Und während sie dem vorangehenden Sohne der Nacht

folgte, hörte sie noch eine Zeit den Corridor entlang die wilden Fluchwörter Abdullah's, der sich sein spärliches Haar ausriß und sich die feigste Memme unter dem Firmament nannte.

Die beiden Zimmer der neuen Harembewohnerin waren mit orientalischer Pracht ausgestattet. Die Wände schmückten goldene Tapeten, künstlich mit Korallen und Perlmutter ausgelegte Schränke, mit Parfüms gefüllt, und ein silbernes Mangal, in welchem wenige Kohlen zum Entflammen des Tschibuk glimmten; herrliche Spiegel in goldenen Rahmen und kleine Tabourets, auf denen Fächer von Pfauenfedern, Toilettenkasten und niedliche Flacons voll Rosenöl lagen, sammtne Divans, über welche ein Thronhimmel von feinstem Kaschmir gespannt war, bildeten die übrigen, zum Dasein östlicher Frauen gehörigen Gegenstände.

Ein heiseres, freudiges Kichern tönte von des fetten Nubiers Lippen, als er mit Hafisa in dem Zimmer sich allein befand. Sie glaubte, er sei kindisch erfreut über den ihm Erstaunen abzwingenden Glanz; doch hatte sie sich getäuscht, denn der Sklave kniete vor ihr hin, nahm einen Zipfel ihres Schalwars und küßte diesen, indem er sagte:

„Im Namen Allah's habe Dank, Hafisa, für die Züchtigung, welche du Abdullah gabst! Er hat mich und seine andern Sklaven stets mißhandelt, als wären wir Giaurs und nicht strenggläubige Moslems; jetzt sind wir gerächt!"

Langsam erhob er sich und ging rückwärts zur Thür, wo er sich dreimal zur Erde beugte und verschwand.

Als Hafisa sich allein in dem schimmernden Gemach sah, empfand sie in herber Qual den tiefen Schmerz der Verlassenheit und Einsamkeit. Die mit schönem Schnitzwerk geschmückte Decke drohte auf sie herabzustürzen; eine allgemeine Abspannung, geistige und körperliche, bemächtigte sich ihrer. Hinaus in's Freie, im rosigen Hauch der Luft hätte sie sich baden mögen, aber sie war ja ihrer Freiheit beraubt. Sie dachte ihrer Mutter. Das

Erinnern an diese machte sie noch trauriger. Es war ihr bekannt, daß nicht Lieblosigkeit gegen sie dieselbe bestimmt hatte, ihr einziges Kind an Mansur Efendi zu verkaufen. Die Mutter hatte von diesem gehört, daß Mansur sie dem reichen und einflußreichen Abdullah Pascha zum Geschenk machen würde. Konnte sie nicht vielleicht sogar Gnade vor den Augen des Padischah finden und Ruhm und Glück über ihre Familie bringen? Solche Ideen hegen fast alle Mütter des Ostens; Hafisa fand ihrer Mutter Verfahren in keinem Widerspruch mit der üblichen Sitte und hatte keinen Groll gegen sie, namentlich da sie ihr eigenes Leid nie in Rechnung brachte, wenn sie andern dadurch Freuden und Genüsse bereiten konnte. Nur der Gedanke an die Scholle, wo sie ihre Jugendzeit verlebt, brachte ihr bittere Thränen. Dort, wo der Terek braust, hatte sie sich Blumen gepflückt, unter seinen Uferplatanen hatte sie manches liebliche Märchen geträumt; nun war sie für immer getrennt von jenen seligen Gefilden.

So lange das bittere Naß der Zähren aus ihren Wimpern drang, erleichterten diese den schweren Busen, dann überfiel sie mit doppelter Gewalt die sonnen- und sternenleere Oede ihres Daseins. Von des Pascha roher Begierde fürchtete sie nichts; er war durch einen heiligen Eid gebunden und sie wußte, jeder Moslem hielt denselben.

Woher sie, das ohnmächtige Mädchen, plötzlich den Muth genommen, dem Pascha so kraftvoll zu begegnen, war ihr selber ein Räthsel; eine höhere Macht war in der Schwachen stark gewesen. Sie zitterte jetzt im Gedanken an ihre kühne That und war doch so furchtlos beim Ausführen derselben gewesen. Ein altes Liedchen kam ihr in den Sinn und leise summte sie:

Und hast du tausend arge Plagen
Und tausend Fehle zu verklagen,
Mit einer Blume nur zu schlagen
Ein Frauenbild, sollst du nicht wagen!

So träumend war der Abend gekommen. Sein Purpurgold fiel in langen Streifen durch die Rohrgitter der Fenster auf die violetten Teppiche des Bodens ihres Gemachs; die lichten Sonnenstäubchen tanzten und zitterten, doch warfen sie keinen hellen Schein in die öde Nacht ihres Gemüths. Sie erhob sich vom Divan und trat an's Fenster. Flüssiges Gold war des Bosporus blaue Flut geworden, auf den europäischen Uferhügeln standen die Cypressenkronen in hellem Feuer. Am Himmel war eine lange, rosige Glorie zu schauen, wie brennende Eiskrystalle stiegen die Minarets in diese Glut. Vergessen war beim Anblick dieser Pracht Hafisa's Weh. Ihre trunkene Seele jauchzte begeistert dem unendlichen Wesen zu, das diese Pracht hervorgezaubert. Und leise, kaum bemerklich starben diese magischen Lichter; der Abendstern blinkte schon am Firmament, das noch mit einem leichten rosigen Hauch übergossen war. Stern auf Stern erschien endlich auf der wieder blau gewordenen Himmelstiefe; je länger, anhaltender Hafisa in diesen flimmernden Reigen der Gestirne hineinschaute, desto mehr dehnte sich ihre Seele; jedes Weh, jeder Schmerz wich, sie empfand eine nie geahnte Ruhe beim Anschauen der leuchtenden Himmelskörper und ein stummes bewunderndes Gebet drang aus ihrem Innern und schwang sich hinauf in diese ungeahnte Ferne wie Opferduft, der zu den Wolken emporzieht.

Die Muezzins der Moscheen hatten schon lange zum letzten Gebet gerufen, als endlich Hafisa sich in die wollenen, mit Namenszügen und Sprüchen aus dem Koran gezierten Decken hüllte, die ihr von einer Sklavin gereicht wurden, und sich auf dem Divan zum Schlummer legte. Ruhig und feierlich hob und senkte sich ihre Brust; wer sie schlafen sah, hätte nimmer geglaubt, dies schwache Weib hätte so viel den Tag vorher an geistigem Weh und physischer Anstrengung erduldet.

Früh am Morgen, noch ehe ein Sonnenstrahl über die thau-

getränkte Erde glitt, weckte sie das Lied der Nachtigall, die der Frühe und der über Nacht erschlossenen Rose ein Auferstehungslied sang. Hafisa las eine Sure des Koran und schlürfte den duftigen Trank der Mokkabohne, den sie selbst sich auf dem Mangal mit Hülfe verschiedener Instrumente, die sich vorfanden, bereitete und mit den Odalisken, die ihr bei ihrem Anzug behülflich sein wollten, einnahm. Erstaunt hörte sie von diesen, der Pascha rüste sich zur Fahrt nach Trapezunt, wohin der Wille des Großherrn ihn gesandt, um an räuberischem Gesindel, welches abendländische Schiffe im Hafen daselbst überfallen und geplündert, Vergeltung zu üben. Das schöne Mädchen theilte die Freude dieses Ereignisses allen Bewohnern des Palastes mit; die stillen schmerzlichen Züge ihres Antlitzes nahmen einen heiteren Charakter an und sie sang ihren Dienerinnen ein Lied des Hafis, welches Wein und irdische Glückseligkeit pries. Ein Tanz ihrer dienenden Frauen wurde ihr von diesen als Gegenunterhaltung geboten.

Die Sonne konnte etwa im Zenith stehen, als Hafisa selber unten am Bosporus das Staatskaïk des Paschas, gefolgt von mehreren andern, gewahrte. Zwölf junge Neger, in dem reizenden Costüm aller Kaïkschis, setzten die Ruder ein und das Boot flog wie eine Meerschwalbe über die Wogen nach dem Goldenen Horn, wo der Dampfer „Mahmudie" seiner zur Reise wartete.

Obgleich an ihren sonnigen, prächtigen Käfig gefesselt, fühlte sie sich wie ein Vogel, der nach langer Haft froh singend die Freiheit begrüßt.

Eine Woche nach der andern verging indeß in freudloser Monotonie. Sie sah in ihren Gemächern niemand als ihre Sklavinnen; auf dem Bosporus fuhren täglich Schiffe aller Nationen vorüber, denen sie nachseufzte, denn sie wußte, auf manchem derselben waren schöne Frauen aus dem fernen Abendlande,

die Freiheiten genossen, von denen Moslemweiber kaum eine Ahnung hatten. Ein deutscher Missionar, den sie verstohlen manchmal am heimatlichen Ufer des Terek gesprochen, hatte ihr von jenen Weibern erzählt; wie sie geachtet und geschätzt würden von den stärkern Männern daselbst und wie diese sich beeiferten, ihnen ritterlich zu huldigen. Hafisa kannte dergleichen nur in Scheherazaden und persischen Märchen; wie rauh die Wirklichkeit war, erfuhr sie ja selbst in ganzer Strenge. Wie oft sehnte sie sich nach einem starken Mannesarm, der die Schwache, Hülflose gestützt, dem sie ihr Leid, ihr Weh vertrauen konnte und der ihr dann tragen half.

Aber im östlichen Lande schien dies Männergeschlecht erloschen zu sein.

Bis dahin hatte sie niemals den Wunsch gehegt, wie ihre andern Schwestern abendlich auf den Terrassen und zwischen den Laubgängen des Gartens zu wandeln; erst als einer der wachhabenden Agas sie dazu aufforderte, kam ihr der Gedanke, auf Stunden ihrem schimmernden Gefängniß zu entfliehen und die balsamische Luft draußen in der Kühle zu athmen. Doch nicht eher verließ sie das Harem zum ersten Male, als bis der Nubier die Wache hatte, denn sie wußte, daß dieser ihr nicht immer, gleich den andern Agas, auf den Fersen folgen würde, jeden ihrer Schritte ängstlich belauschend. Um ihn sich noch geneigter zu machen, gab ihm Hafisa eine Perlenschnur, die in ihre Haarflechten gewunden war, an dem Tage, da sie Abdullah's Palast betreten. Die Nelken, der Jasmin und die Rosen dufteten heiß und würzig, leis rauschte der Abendwind in den Kronen der Steineichen und Feigenbäume, als Hafisa unter ihrem Laubdach dahinging. Jeder Strauch, jedes Blatt in der grünen Farbe der Hoffnung rief ihr zu, diese nicht aufzugeben. In den Kelchen der weißen Lilien funkelten goldgrüne Käfer, Glühwürmchen, wie irrende Liebesgedanken, gaukelten durch Zweige und Blüten;

manchmal fiel eine Sternschnuppe vom Himmel, eine lange glühende Straße bildend und plötzlich in nichts verschwindend. Hafisa war ausgelassen wie ein Kind; in ihrer seligen Freude hätte sie alle Menschen beglücken mögen, denn sie selbst war ja im tiefsten Herzen zufrieden und glücklich.

Aber mitten in der Pracht, die sie umgab, dem Duft, der sie umwehte, fühlte sie plötzlich eine unendliche Oede und Leere. Sie besaß ja niemand, dem sie mittheilen konnte, was sie empfand, der ihr reiches, volles Herz verstanden, dem sie es hätte offenbaren können. Und traurig seufzend schlossen sich wieder die Thore des Harem. Immer an den Abenden, wenn Suleiman, der Nubier, Hafisa's Wächter war, genoß sie einige Erholungsstunden im Schatten des Gartens. Kehrte sie dann wieder heim, saß sie lange Stunden auf dem Divan am Fenster, lauschte den Tönen der Nachtigall oder schaute den Fischern zu, welche in ihren Barken auf Fang gefahren waren. Phantastisch glitzerten deren Lichter und spiegelten sich im Bosporus, manchmal trug der Wind hellenische Lieder an ihr Ohr, gesungen von Griechen, welche ihr poetisches Handwerk unter harmonischen Sängen trieben.

Es begab sich aber in einer Nacht, als Hafisa länger als sonst die Dämmerstunden verträumte, daß sie ein zauberisches Schauspiel genoß.

Zwischen den Blumenbeeten der Terrassen bewegten sich bunte Lichter, die Blüten und Sträucher strahlten in einem eigenthümlichen phantastischen Glanz; hierhin und dorthin zogen die grünen, rothen und blauen Flammen, als hüpften Irrlichter umher oder trieben Feuergeister ihr neckisches Spiel.

Nicht lange währte der nie geschaute Anblick; ein Flämmchen nach dem andern erlosch, das nächtliche gewohnte Dunkel lag wieder auf der Erde und ihren Blumen; nur der Mond schien geisterhaft und versilberte das Laub der Bäume.

Hafisa hatte erfreut den wandelnden Lichtern zugeschaut; sie konnte nicht entziffern, wer die liebliche Illumination veranstaltet hatte und wem die sinnreiche, poetische Huldigung gelte.

Ueber das letztere Geheimniß klärte sie Suleiman auf, der ihr einige Tage später ein zierlich von Cypressenzweigen geflochtenes Körbchen mit dunkelrothen Rosen überreichte.

„Wer sendet die reizende Gabe?" fragte klopfenden Herzens Hafisa.

„Der, welcher auf den Schalen kleiner Schildkröten bunte Lichter befestigte und sie zwischen den Blumen umherkriechen ließ, und derselbe, der mir diesen Beutel voll Goldstücke für das Ueberbringen der Rosen gab."

„Und sein Name?" forschte sie gespannt weiter, indem ihr Mund fragend geöffnet blieb.

„Ich gelobte Stillschweigen!" versetzte Suleiman.

„Dann nimm deine Rosen wieder!"

„Nein," antwortete ihr der Aga, „du mußt ihren Sinn deuten!"

Hafisa, der die im Osten überall übliche Blumensprache geläufig war, lispelte für sich und ihrem Zuhörer kaum vernehmlich:

„Rosen bedeuten Liebe und frische Cypressenzweige frühes Sterben."

Suleiman lachte verstohlen, aber es lag etwas von Theilnahme in diesem unterdrückten Lachen.

„Herrin," sagte er leise, indem er sich nach allen Seiten umsah, als fürchte er, belauscht zu werden, „du wirst den, der dir seine Seele zu eigen gegeben, von Angesicht zu Angesicht schauen!"

Eine dunkle Röthe flog über ihr Gesicht, und als der Sklave verschwunden, weinte sie helle Thränen, die wie Thau auf die Rosen niedertropften. Ein so selig banges Gefühl hatte sie nie empfunden, sie konnte ihre Thränen nicht deuten, denn daß das

selige Herz auch Zähren höchster Freude vergießen kann, hatte die selten Glückliche noch niemals erfahren. Noch standen die Augen voll Thränenthau und wiederum lächelte sie und küßte inbrünstig die theuern Rosen.

Hafisa empfand wie nie die Oede ihres Kerkers, die thatenlose Ruhe quälte sie entsetzlich. Ihr wohnte der mächtige Drang inne, zu wirken und zu schaffen, am freudigsten jedoch hätte sie sich dem Wohle anderer geopfert. Konnte die Liebe diesem mächtigen Drängen den Weg bahnen? Ja, sie fühlte dies in ihrem Herzen; ihre Liebe war stark genug, Pforten und Ketten zu brechen, klar lag es vor ihrer Seele, nur in der Freiheit könne sie sich entfalten und gedeihen.

Und frei wollte sie werden, das war ihr Entschluß, und in der Freiheit liebend sich der Menschheit opfern.

Indeß wir mögen einen noch so hohen Flug ins Reich des Schönen, Idealen machen, das Leben zieht uns immer wieder zurück. Auch Hafisa war an die Erde geschmiedet und die Flügel bloßer Begeisterung hoben sie nicht empor. Da thürmte sich eine Schwierigkeit auf die andere. Zwar wäre es gerade jetzt während des Paschas Abwesenheit und des Nubiers Ergebenheit für sie leicht geworden, zu entfliehen; doch was später beginnen? Als Weib konnte sie nicht öffentlich handeln, denn östliche Frauen sind streng vom Verkehr des lauten Marktes geschieden. Wieder hätte sie als Sklavin dienen müssen und diesem Geschick wollte sie ja eben entfliehen.

Da kam der Bangenden endlich ein Gedanke, der sie gleichwohl schamhaft erröthen machte, obschon kein menschliches Auge sie beobachtete. Sie hatte in ihrem Sinn sich oft und gern mit dem Sender der dunkelglühenden Rosen beschäftigt; ihre edle Phantasie schmückte ihn mit jeder Mannestugend; durch Blumen hatte er zart seine Liebe bekannt; der stärkere Mann sollte ihre

Stütze werden, denn Suleiman hatte ihr ja verheißen, sie werde sein Antlitz schauen.

Daß so bald das ersehnte Glück ihr blühen würde, ahnte sie nicht.

Wider Gewohnheit erging sie sich an einem Freitag, dem Feiertage des Osmanli, unten im Garten, hart am Bosporus, wo die Springquellen rauschten und feuerrothe Granatblumen aus dem gelblich grünen Schirm ihrer Blätter hervorleuchteten. Feierlich still lagen die Wellen, nur in der Mitte des breiten Meerstroms wälzten sich in Schaaren Delphine, hin und wieder wurde ein Kaïk sichtbar, aus manchem tönten die Klänge einer Zither. Der Himmel war mit Sternen besäet, die ihr weißes Licht auf Pinien und Cypressen warfen, einige leichte Wölkchen zogen wie weidende Lämmer am Firmament hin, nach dem Pontus zu.

Hafisa lehnte sich an den schmalen Stamm eines Oelbaums, der in der Nähe einer Fontaine stand, und schaute dem Spiel der Wassergarben zu. Ein ewiges Steigen und Fallen, ein Indiehöhestreben und Wiederzubodensinken zeigt mir der Springquell! dachte sie bei sich. Gleicht nicht dieses unruhige, rastlos kämpfende Wasser dem menschlichen Leben?

Leise Tritte auf dem Mosaik der Meerkiesel ließen sie ihren Blick nicht einmal aufheben, denn sie vermuthete den auf- und niederwandelnden Suleiman.

Er war es nicht, sondern ein Jüngling, der plötzlich vor ihr kniete und mit leiser Stimme bat:

„Laß mich Gnade finden vor deinen Augen, denn mein Herz verzehrt sich in Liebe zu dir!“

Hafisa erschrak, all ihre Nerven bebten und kein Wort der Entgegnung konnte sie geben —

Der Jüngling aber, der inzwischen sich wieder erhoben, sprach weiter:

„Nur einmal auf deinen abendlichen Gängen war es mir gegönnt, dich, künftige Sonne meiner Tage, zu schauen; ich sandte dir Rosen und Cypressen, hast du sie gedeutet?"

Das schöne Mädchen sah ihn mit erstaunten Augen an; etwas ihr selbst Unbekanntes kämpfte in ihrer Brust; war's eine große Freude, ein Leid, sie hatte kein Verständniß dafür; aber heiß pulste das Blut in ihren Adern und geflügelten Schrittes eilte sie vorüber an den ihr entgegentretenden Suleiman, der ihr zu melden kam, es sei die Stunde, wo sie in das Harem zurückkehren müsse, wieder ihrem Gemach zu. Er sagte ihr, daß sie mit Ali, dem Sohne des Paschas, gesprochen.

Es war Hafisa die Nacht über nicht möglich, das Auge zum Schlummer zu schließen, obgleich das schrille, ermüdende Singen der Cicaden einschläfernd an ihr Ohr klang. War es doch ihr sehnlichster Wunsch gewesen, den Mann zu schauen, der sie liebte! Und schien er etwa ein anderer, als sie ihn gedacht? Hafisa sah ihn im Geiste wieder und wieder vor sich knieen; sie erinnerte sich großer, schöner Augen, eines edelgeformten Antlitzes, dem Energie und Muth innezuwohnen schien. Sie schalt ihre Feigheit und Engherzigkeit und der Entschluß reifte in ihr, wenn Ali sich ihr nochmals nähern sollte, die mädchenhafte Scheu zu überwältigen.

Da übertönte das melancholische Zirpen der Grillen ein leiser Klang der Zither.

Hafisa fuhr mit den entblößten Füßen in die auf dem Teppich stehenden sammtnen Tschipschips und schlich ans Fenster, das sie öffnete, nachdem sie das Rohrgitter in die Höhe geschoben.

Und sie horchte in der feierlichen Stille der Nacht den Worten:

Gib Tod dem Herzen oder Nahrung,
Ich harre deiner Offenbarung!

Hafisa erblickte Ali, der eben die Zweige eines Johannis-

brotbaumes auseinanderbog und aus dem Schatten in die hellen Strahlen des Mondes trat. Sie brach eine der Rosen, die das Fenster umrankten, warf sie dem Sänger zu und legte sich nieder auf den Divan. Wieder tönte es jetzt herauf:

Weil du den Kelch der Rose offen
Mir, Holde, beutst als Zeichen dar,
So darf ich froh das Kühnste hoffen,
So ist dein Lieben offenbar!

Die Klänge tönten der Schlummermüden noch lange in den Traum hinein; denn sie war endlich eingeschlafen und schlief bis tief in den Morgen hinein, als hätte sie ein schönes Werk vollbracht.

Die Rebenlaube in der Nähe einer der Kiosks auf der höchsten Terrasse, woselbst Ali seine theure Hafisa bei ihrem nächsten nächtlichen Gange traf und Erhörung seiner heißen Liebesbitten fand, wurde für beide Glückliche der Schauplatz ihres ersten, goldenen Liebestraums. Nur mit wenig Ausnahmen sahen sie sich dort regelmäßig, die Arme Hafisa's umschlangen den theuern Mann wie die schlanken, schwankenden Reben die nahe stehenden Ulmen und Platanen.

„Liebst du mich?" fragte Hafisa ihren Geliebten Ali.

Sie that diese Frage tausendmal und immer wieder und wieder und immer erhielt sie dieselbe beglückende Antwort.

In solchem keuschen Frieden entschwand der Sommer und der Herbst kam mit der Fülle seiner Früchte, seinen brennenden Abenden und goldenen Tinten der Luft und des Meeres.

Die beiden Liebenden weilten jetzt weniger auf den Terrassen, wo das welke Laub der Bäume schon niederzurieseln begann. Ali, der sein Kaïk wohl zu regieren verstand, ruderte sein Lieb hinaus auf den Bosporus und beide ließen sich dann von den Wellen hin und her schaukeln, welt- und menschenvergessen —

Große, mächtige Transportschiffe mit fremden Kriegern segelten oftmals an ihnen vorüber.

Ali konnte sie nicht ohne geheime Furcht betrachten, denn sie segelten über den Pontus nach der taurischen Halbinsel, um für den Padischah gegen die mosker Giaurs zu kämpfen.

Ihn selbst trieb zwar der Durst nach Thaten, theilzunehmen an dem Kampfe, nur bangte ihm vor dem Schmerz der Trennung von Hafisa, die in ihrer Hareminsamkeit nichts vernommen von den Feindseligkeiten zwischen dem Beherrscher der Moslems und dem Kaiser der Moskowiter.

Ali selbst theilte ihr dies nicht früher mit, als bis sie an ihn die Frage that, warum so viel bewaffnete Franken gen Osten zögen. Und als sie es hörte, fragte sie erstaunt: „Wie, und du nimmst an dem Kampfe nicht theil?"

„Hafisa, wie könnt' ich die Trennung von dir ertragen und wer wird dich schützen, wenn Abdullah, mein Vater, wieder zurückkehrt von Trapezunt?"

Ein Moment der Besinnung — —

„Tödte mich!" sagte sie plötzlich leuchtenden Auges, indem sie ihm den im Gürtel steckenden Handschar mit Blitzesschnelle entriß.

Ali entwand ihn entsetzt ihrer Hand und schleuderte ihn weit in's Meer, aber er hatte ihre Finger mit der scharfen Schneide verwundet.

„Es schmerzt nicht!" sagte das Mädchen, indem sie die blutende Hand im salzigen Wasser nachzog, ohne bei den dadurch vermehrten Schmerzen nur eine Miene zu verziehen.

Ali wickelte seinen Kaschmirturban, der fein und weich wie Spinngewebe war, vom Feß und umhüllte die verwundete Hand.

„Versprich mir, in jenen heiligen Kampf zu ziehen! Ich will kein träumendes Weib, sondern einen Helden lieben!" sagte sie.

„Ich gelobe es!“ erwiderte Ali, indem er sie heiß und wiederholt küßte. „Wo aber wirst du bleiben; nimmer laß ich dich in dem Harem meines Vaters.“

„Ich?“ fragte Hafisa sinnend — und schnell fügte sie hinzu: „Ich werde dich begleiten; auch ich will kämpfen! Streiten wir doch gegen die Feinde unsers Glaubens!“

„Wir sollen im Leben und Tode vereint bleiben!“ sprach Ali und umarmte sie. . . .

Schon acht Tage nach jenem Entschluß landeten Ali und Hafisa, welche die Männertracht der Osmanli als einen begeisterten Jüngling erscheinen ließ, zu Balaklava.

Es war am ersten Tage des November und schon am dritten desselben Monats starben beide nebeneinander den Heldentod beim Sturm der Russen auf jene Redouten, welche die Anhöhen bei Balaklava vertheidigten. Mit vielen andern Gefallenen sind sie dort bestattet worden. Die Kunde verbreitete sich damals allgemein. Dem bald erkannten, jungfräulichen Leib Hafisa's, der zu Erde geworden, entblühen liebliche Blumen, die aus dem blutgetränkten Boden sprossen; eine Nachtigall schlägt in einem nahen Tamarindenbusch ihr schmerzlichstes Lied um die im Lenz des Lebens Dahingeschiedenen.

Stanislas.

Novelle.

Auf der asiatischen Seite des thrazischen Bosporus, kaum eine halbe Stunde vom großherrlichen Serai Beglerbeg entfernt, dessen goldgelbe Kioske und geheimnißvolle Gardinen auch dem Phantasielosesten die Szenerie von „Tausend und eine Nacht" vorführen, liegt eine immense ehemalige Janitscharenkaserne hart an der Flut. Obwohl ihre Bauart Niemand in Enthusiasmus setzen wird, gibt sie doch durch ihre rosarothe Farbe der Gegend, welche der vielen an den Abhängen zerstreuten Friedhöfe wegen einen elegischen Typus trägt, einen heiteren Charakter. Metallne Sonnen, deren lange Radien, von dem flammenden Tagesgestirn beschienen, hell glänzen, schauen von der Höhe des Gebäudes auf die niedern, vergitterten Häuser anderer Osmanli, die jenen Schmuck entbehren, der nur kaiserlichen Bauten gebührt. Die Kaserne führt den Namen Kululi, das ist verdeutscht: Ort der Kraft. Eine breite doppelte Rampe führt von der smaragdgrünen Bosporusflut zu einem arabeskengeschmückten Thor, über welchem die Thugra, des Padischah's Namenszug in goldenen Schnörkeln auf grünem Grunde, prangt. Ein weites Vestibul, sonst von bärtigen Janitscharen belebt, nimmt das ganze Erdgeschoß ein. Auch jetzt bemerkt man fast nur Uniformen, und die am Eingang des Thors stehenden Rothröcke lassen keinen Zweifel, daß die fremden Krieger, denen das Gebäude als überwölbtes Lager dient, wenn nicht Albions Söhne selbst sind, doch in dessen Solde stehen. Und das Letztere ist der Fall.

Einige Worte der sich auf ihrem Posten nach der Ablösung sehnenden Schildwache deuten auf eine aus verschiedenen Nationen zusammengesetzte Truppe.

„Filou! Filou!“ neckt der Eine, ein schelmischer Franzose mit blondem Henriquatre seinen Mitposten, den deutschen Michel, der in der Meinung, er werde nach der Zeit gefragt, treuherzig antwortet: „Halber Fünfe!“ — Es sind einige Regimenter der brittisch-deutschen Legion, welche die ehemalige Janitscharenkaserne aus einem Aufenthalt für Ungläubige in einen solchen für Gläubige verwandelt haben, das heißt, die fremden Lanzknechte glauben an Wein, Würfel und schöne Moslemfrauen oder Griechenmädchen.

Wie in einem Bienenkorbe summt es das Vestibul ein und aus. Einige Jäger in schwarzen, mit Tressen besetzten Waffenröcken, lauter prächtige Kerle, die wissen, was Brauch ist im Krieg, umgeben einen moslemitischen Fruchthändler, der goldene Orangen und rothwangige Granatäpfel in einer Schwinge feilbietet und werfen diesem für eine beliebige Anzahl seiner Früchte einige Para in die Hand, unbekümmert darum, ob der Sohn Ismaels auch bei diesem Verfahren zu seiner Rechnung kommt. Dort verfolgen einige blutjunge Bursche, denen die Sucht nach Abenteuern das Werbegeld in die Hand drückte, ein blühendes Hellenenweib, welches die Neugier, das Treiben der fremden Krieger in der Nähe zu besehen, in die Kaserne lockte, die sie, hochroth vor Scham bei den dreisten Worten, die ihr nachfliegen, und die sie gleichwohl nicht versteht, eiligst wieder verläßt. Ein hübscher Uhlane mit wehendem Roßschweif auf seinem Czapka, eilt geschwind durch die bunte Reihe und fragt jenen Offizier, der gerade die breite Freitreppe, welche in das obere Stockwerk führt, hinaufsteigt, nach dem Adjutanten Graf Stanislas, dem er vom Kommandeur aller am Bosporus befindlichen Streitkräfte Depeschen zu überbringen hat.

Die Estafette hat zufällig gleich ihren Mann gefunden; indeß Graf Stanislas, der der Ansicht ist, der Dienst habe ihn heute schon übermäßig angestrengt, ist gar nicht begierig, deren Inhalt kennen zu lernen und steckt sie ungelesen in seine Cartouche, den Uhlan seinen eigenen Gedanken überlassend, die sich nach und nach auf sein Pferd richten, das hell wiehert und ihn im Galopp nach dem Hauptquartier Skutari zurückträgt.

Indem Stanislas in einen langen Korridor einbiegt, der zu den Zimmern der Offiziere führt, ist er genöthigt an der Thüre seines Generals vorüber zu gehen und hält es, nachdem er den Inhalt der Depeschen hastig überflogen, die aller Wahrscheinlichkeit nach erst den andern Morgen beantwortet zu werden brauchen, für zweckmäßiger, dieselben gleich seinem Kommandeur vorzulegen und dann, aller Dienstgeschäfte ledig, sich selbst ganz zu gehören. Die Unschlüssigkeit, welche Stanislas eben zeigt, bildet sein ganzes Wesen.

Eine durch und durch chaotische Natur, ist Alles bei ihm Laune. In einem Augenblick faßt er die heterogensten Gedanken, bringt aber in der Regel keinen zur Ausführung, so daß sein Charakter ein fortwährend schwankender ist. Stanislas ist kein Neuling mehr im Leben und auf seinem frischen, jugendlichen Gesicht lagert Etwas, was dieß bestätigt. Von vornehmen und reichen Eltern erzogen, war ihm jeder Herzenswunsch gewährt worden, doch überschritt keiner die engen Grenzen, welche der zarte poetische Sinn einer Mutter und die Ritterlichkeit eines edlen Vaters ihm zogen. Und da er auf dem väterlichen Schlosse so lange verweilte, bis er als Jüngling ein Offizierspatent erhielt, hatte er sich eine eigene fantastisch kühne Welt aufgebaut.

Mit jener kecken Chevalerie, die seine Ahnen stets ausgezeichnet und die er von ihnen überkommen, verband sich ein weiches träumerisches Gemüth, dessen zarte Keime im Mutterherzen wurzelten. Eben noch ein toller wilder Knabe, der in unbän-

diger Ausgelassenheit auf seinem Pferde über die Haide jagte, ohne daß Graben oder Hecken ihm irgend ein Hinderniß waren, konnte er gleich darauf stundenlang im Walde liegen und bunte farbige Märchen an seiner Phantasie vorüber ziehen lassen. Leidenschaftlich bis zur Wuth, wenn seine Eigenliebe verletzt wurde, war er sanft und mild gegen Jeden, der ihm nur eine freundliche Miene machte. Die wenigen Studien, die sein späterer Stand erforderte, absolvirte er mit Leichtigkeit, fand aber Freude und Genuß an Allem, was seinem schönen Geiste Nahrung gab. Er besaß die höchste Empfänglichkeit für die Reize einer romantischen Natur, wie für die stille Harmonie, welche jedes Kunstwerk dem Gemüth einhaucht. Im väterlichen Schlosse befanden sich in einer kleinen ausgesuchten Gallerie gute Kopien der berühmtesten Gemälde einiger italienischer Künstler. Hier brachte der Knabe viele seiner glücklichsten Stunden zu. Aber namentlich waren es Vorwürfe aus der weichen, asiatischen Welt oder der seinem sinnlichen Schönheitsgefühl behagenden Mythologie der Hellenen, welche ihn anzogen.

Ein Sardanapal, von schönen Frauen umringt, war sein Lieblingsbild. Auf seidene, schwellende Kissen gelagert, treibt der König von Ninive in prächtiger Barke den Tigris hinab. Das von Wein erheiterte Antlitz lauscht den Tönen, welche seine Haremweiber sanften Instrumenten entlocken, goldene Räuchergefäße wirbeln süßen Wohlgeruch. Das klare Licht der östlichen Sterne blinkt oben am azurblauen Himmel und zittert wieder im Strom.

Stanislas schloß, wenn er das Gemälde lange betrachtet, die Augen und verwirklichte sich im Traum die reizende Szene.

Weiche, träumerische und doch zugleich heiße Naturen suchen instinktiv eine freundlichere, wärmere Zone. So war Stanislas' Sehnsucht, einst Griechenland, die Länder und Völker des Ostens mit ihrem Farbenreichthum in Natur und Kunst zu sehen, eine eben so frühe wie heftige. Die Märchen der Scheherazade und

Firdusis phantastische Schachnameh gaben diesem Sehnen Nahrung und reizten ihn, dem was Herz und Sinne erfüllte, in farbigen Skizzen oder duftigen Liedern Gestalt zu geben.

Dieses poetische Schaffen gewährte ihm den höchsten Genuß, und obgleich allen seinen Produkten eigentlich kein frisches, pulsirendes Leben innewohnte, sondern nur das duftige Vegetiren eines Lotoskelches, war dichterische Befähigung nicht zu verkennen.

Als Stanislas eben zum Jüngling gereift, in ein Reiterregiment der Hauptstadt trat, öffnete sich ihm das schimmernde, aber hohle Leben der sogenannten vornehmen Welt. Er nahm anfangs wenig Antheil an diesen Vergnügungen und spann einsam nur um so festere Fäden um seine phantastische Welt; indeß Eitelkeit, welche die Gunst der Frauen in ihm erweckte, riß ihn gemach in jenen Strudel von sinnlichen Freuden, die mit dem innern Leben des Herzens nichts zu thun haben.

Jetzt machte er sich zur Aufgabe Alles durchzukosten, was die Welt an schalen Freuden zu bieten hat. In gierigen Zügen trank er den Schaum der Sinnenlust, er taumelte von Genuß zu Genuß und war bald nichts Besseres, als jene Wüstlinge, die sich seine Freunde nannten. Immer seltener wurden Anwandlungen von Reue, und der unwiderstehliche Reiz, der ihn in der ersten Zeit dieser Lebensperiode trieb, sich erst auf Monate, dann nur noch auf Wochen oder Tage zu isoliren, hatte seinen Zauber verloren.

Ohne das geringste Bestreben Eroberungen zu machen, war er der erklärte Liebling der Frauen, deren Jede sich mit der Hoffnung schmeichelte, den schönen, von Blume zu Blume flatternden Schmetterling in ihrem Netz gefangen zu halten. — Allein die Bemühungen dieser Schönen waren vergeblich.

Stanislas sah in allen jenen Frauen nur schöne Blumen, die ihn durch Farbenschmelz und Duft eine Zeitlang entzückten,

bis er sie welk von sich warf, um neue zu pflücken. Und noch dazu waren es Blüten, welche nur die stets gleichmäßige Wärme des Glashauses getrieben hatte. Nirgends Natur, nirgends jene sinnige Einfachheit und Ursprünglichkeit, die trotz allen wuchernden Unkrautes doch sein ganzes Wesen ausmachte.

Er hatte nie eine dieser Frauen geliebt; er empfand nur als Dichter, wie eine wahre Liebe beschaffen sein muß, ihre Seligkeit hatte er nie gekostet. Darum zog er es auch vor, mit seinen Kameraden bei Wein und Spiel die Nächte zu verbringen, statt sich auf Bällen oder in Soiréen den Frauen zu widmen.

In diesem Taumel lebte er mehrere Jahre. Trübe Schatten lagerten auf seinem Gemüth. Er merkte es nicht, wie jede Freude an dem, was ihm sonst lieb und theuer gewesen, schwand. Sonst hatte eine einfache Musik ihn weich und gut gemacht und alle edlen in ihm schlummernden Empfindungen geweckt, jetzt liebte er nur noch rauschende Fanfaren. Ein Brief seiner liebenden Mutter, die mit der ganzen Hingebung ihres warmen Herzens an dem Sohne hing und mit treuer Sorgfalt und Schonung bat, gut und edel zu bleiben, wie er es gewesen, da er noch als Knabe ihr zu Füßen gespielt, hatte sonst den Tag, an dem er ihn empfing, zu einem hohen Feste verwandelt, — jetzt überflog er hastig die mütterlichen Zeilen, die immer noch die wärmste Zuneigung versicherten, wenn er sie überhaupt las. Und die Stunde, die sonst eine heilige, erhebende für ihn gewesen, war nur eine Marter.

Seine Lieblingsbücher widerten ihn an. Manchmal versuchte er zu lesen, fand jedoch keine Ruhe, keine Befriedigung und er warf den Band zur Seite. Sein Schlaf war unruhig, voll schlimmer Träume, und die Morgen, an denen er ernüchtert erwachte, voller Höllenpein. Vergebens erwehrte er sich all' der reuigen Gedanken, die auf ihn einstürmten, sie quälten ihn unaufhörlich und trieben ihn, im Wein Vergessenheit zu trinken.

Von Nacht zu Nacht wandelte er am Abgrund rosiger Laster hin; die Kluft, welche vor ihm gähnte und ihn zu verschlingen drohte, wurde jäher und weiter, er merkte es nicht, sondern fühlte sich immer sicherer und gewöhnter auf diesem Wege, wie Mondsüchtige, die an Schlünden vorübereilen, ohne zu straucheln.

Eine tief schmerzliche Botschaft weckte ihn aus seinem Taumel. Stanislas erhielt von seinem älteren Bruder die Nachricht, Vater und Mutter seien plötzlich von einer epidemischen Krankheit, welche auf dem elterlichen Gute grassirte, dahingerafft. Die Mutter war in edler Aufopferung von einer Armenhütte zur andern gegangen, um den Leidenden Hülfe zu bringen und trug die tödtliche Ansteckung in's Gemach des Gatten. Beide mähte der unbarmherzige Schnitter Tod.

Dem Edelmuth des Mutterherzens gegenüber fühlte Stanislas doppelt zerknirscht, er sei ein schlechter Sohn gewesen.

Und jetzt nagten die Schlangen der Reue an seinem Herzen; nun las er die zarten Ermahnungen, welche die geliebte Todte ihm zugerufen; er wußte, es war nur ahnende Furcht gewesen, welche die Mutter um das Heil des Lieblings besorgt machte, sie war nicht unterrichtet über sein Treiben und doch peinigten ihn unaufhörlich marternde Gedanken.

Zu den Särgen seiner Ahnen wurden zwei andere in die Familiengruft gestellt. Als heiteres unbefangenes Kind hatte er oft am Abhange des Hügels, wo das Mausoleum sich erhob, gespielt und in den von einer Kuppel überwölbten Raum Namen gerufen, die das Echo laut widergab. Er dachte an jene Zeit, als der langsame Leichenzug aus dem väterlichen Schlosse sich zur Gruft bewegte, das zerknirschte Herz lispelte jetzt nur die theuren Elternnamen, aber die Dahingeschiedenen gaben keine Antwort.

Kinder armer Eltern haben bei deren Tode wenigstens das wehmüthig erhebende Gefühl, daß ihre fließenden Thränen auf-

richtige sind und nicht gleich von dem ihnen zufallenden Erbe getrocknet werden, wie es bei den Reichen fast immer geschieht.

Stanislas wurde von der Welt, die ihn umgab, zu den Letzteren gerechnet und zum großen Theil darum geschätzt. Die Güter seines Vaters waren aber, wie er recht wohl wußte, Majorat und fielen dem Aeltesten zu, während er selbst nur eine bestimmte Erbsumme erhielt. Zu seinem Erstaunen war diese eben hinreichend die Schulden zu zahlen, welche er während seines zügellosen Lebens kontrahirt. Er fühlte, er könne mit seinen reichen Kameraden, selbst wenn er in der alten Weise hätte fortleben wollen, nicht gleichen Schritt halten; indeß wollte er dieß ja nicht; sein heiliger, an der offenen Gruft gelobter Vorsatz war umzukehren und er suchte jede Gelegenheit aus dem gewohnten Kreise zu scheiden.

Diese erschien beim Ausbruch des orientalischen Krieges. Er bot dem englischen Gouvernement seine Dienste an und erhielt eine Adjutantenstelle.

Alte, gern gehegte Jugendträume erwachten wieder, die seine bewegliche Phantasie rosig ausmalte. Nun war er gewiß, die Länder seiner Sehnsucht zu schauen. Kein Glockenton sollte fürder mehr an sein Ohr klingen und ihm mit dem Erinnern an's Sterbeläuten beim Begräbniß, dem er jüngst gefolgt, auch das seiner Jugendthorheiten bringen. Von Kuppeln und Minarets hörte er im Geiste den Ruf zum Gebet, er athmete den warmen Hauch östlicher Luft und trank Vergessen aus Scherbetschalen in Springquell plätschernden Gärten.

Der Abschied kostete ihn nur eine Thräne, dem Andenken der Mutter geweiht. Sonst fühlte Stanislas sich froh bewegt, einer neuen Zukunft entgegen zu gehen, durch deren Schleier hell der Stern der Ehre schimmerte.

Sein nächster Bestimmungsort war Stambul. Kaum dort angekommen, begann für ihn eine angestrengte Thätigkeit; er

mußte gleich den nächsten Tag nach der Janitscharenkaserne Kululi reiten, um für ein Regiment der deutschen Legion, welches den Abend vor ihm in Skutari angelangt war, Quartier zu machen. Er entwarf einen Plan von der Kaserne und bevölkerte sie auf dem Papier mit den neuen Lanzknechten, die ungefähr tausend Mann betragen mochten. Die Idee war gut und zweckmäßig und brachte ihn bei seinem General in Gunst.

Nun begann die Ausschiffung, die er wieder überwachen mußte und als endlich jeder Lanzknecht erfahren, wohin er sein Haupt zu legen hatte, und Stanislas sogleich wieder an ruhige Traumtage dachte, die er auf der heitern Flut des wunderbaren Meerstromes zubringen wollte, verwandelten sich diese in solche, wo er mit der Feder schwarze Buchstaben malte, die als Depeschen an die Befehlshaber der Regimenter gingen und gar nichts mit seinem fantastischen Wesen zu thun hatten.

Indeß benützte er jede Minute, die ihm von seinen Arbeiten zu freier Disposition blieb, sich an der neuen Welt, die ihn umgab, zu erquicken.

In einigen Wochen wurde ein anderes Regiment erwartet, welches an den Abhängen hinter Kululi in Zelten lagern sollte.

Sein General, der den Befehl über die schon anwesenden und noch zu erwartenden Truppen führte, war mittlerweile von Skutari nach der Janitscharenkaserne übergesiedelt und Stanislas mit ihm. Am Nachmittag pflegte der Dienst ihn, nachdem Alles wieder seinen gewohnten Gang ging, nicht in Anspruch zu nehmen; geschah dieß jedoch ausnahmsweise, so war seine Laune entweder eine sehr üble oder sein Leichtsinn verführte ihn, die fragliche Angelegenheit so lange ruhen zu lassen, bis eine Erledigung ihm bequem war, wenn er sich nicht, was bei seinem flatterhaften Wesen oft genug passirte, noch anders besann, wie dieß mit der ihm von dem jungen Uhlan eben übergebenen Depesche geschah!

* * *

Die innere Einrichtung orientalischer Häuser ist dem, an eine ganz andere Lebensweise gewöhnten Occidentalen in der Regel eine höchst unbequeme. Teppiche und ein um die Wände des Gemachs laufender Divan bilden, wenn man es so nennen darf, das ganze Ameublement. In den osmanischen Kuluks oder Kasernen vertritt die Stelle der Divans sogar nur eine aus Cypressenholz errichtete Erhöhung, auf welcher die Truppen des Nachts ihre Decken ausbreiten zum Schlummer. Ihre Waffen hängen ihnen zu Häupten. Die Janitscharenkaserne Kululi befand sich, als die, zwar auch nicht an verweichlichenden Komfort gewöhnten Lanzknechte ihren Einzug hielten, in diesem für ihre hergebrachte Gewohnheit barbarischen Zustande und manches „God dam“ oder „Hol' der Henker diese Türken" hallte in den Räumen, die sonst nur die ehrwürdigen Worte „Allah hu akbar — Gott ist groß" vernommen hatten. Die Quartiere der Offiziere waren um nichts besser. Was etwa mit Komfort Aehnlichkeit hatte, war von ihnen aus England mitgebracht worden, doch beschränkte sich dieß auf das Nothwendigste und bestand gewöhnlich aus einer Feldküche, einer wasserdichten Decke und einer zum Zusammenlegen eingerichteten eisernen Bettstelle. An Matratzen war nicht zu denken und wer eine solche für nöthig erachtete, mußte sie mit Schilf füllen lassen, denn Heu und Stroh war nicht mehr zu bekommen, da die vorher am Bosporus lagernden Regimenter Alles verbraucht hatten. So glichen diese Schlummerstätten wenig denen jener Sybariten, welche auf Rosenblättern ruhten, vielmehr den aus Binsen des Eurotas aufgeschichteten lacedämonischer Jünglinge. Tische und Stühle waren roh zusammengefügt, meist jedoch dienten Koffer und Kisten als solche. Das Eindringen der kühlen Nachtluft durch die zerbrochenen Fenster verhüteten einigermaßen jene Rohrgitter, welche von orientalischen Gebäuden nicht zu trennen.

Stanislas hatte seine Lagerstätte mit mehreren andern

Kameraden in einem großen, dem Zimmer des Generals benachbarten Saale aufgeschlagen.

Eine breite Veranda, zu welcher ein als Thor dienendes Fenster führte, lief um das Gebäude und bot entzückende Blicke auf den breiten Meerstrom, dessen Wellen bald kleine arabeskengeschmückte Kaïks schaukelten, bald mit vollen Segeln oder der Kraft des Dampfes fliegende Fahrzeuge trugen.

Die eine Ecke dieser Veranda hatte Stanislas für sich usurpirt und zu einer heimlichen Laube umgeschaffen. Ein kleiner Tisch mit einer Messingplatte, wie sie im Orient gebräuchlich, war durch seinen Diener von irgend einem Osmanli erhandelt worden, und auf ihm standen und lagen bunt durch einander Flaschen, Schreibzeug, Bücher, Toilettengegenstände und andere mit dem Leben eines Offiziers verknüpfte Sachen. Zwei mit Palmblättern belegte Stühlchen wurden von Terebinthen und Lorbeerzweigen, wie einigen rothblühenden Rhododendron- und Mandelästen beschattet, denn draußen duftete der Frühling.

Hier pflegte er, wenn er des Dienstes ledig, unter Baumgrün seine kriegerischen Embleme, Säbel, Käppi und Revolver aufzuhängen, einen Tschibuk köstlichen Latakias zu rauchen und in Childe Harolds unsterblichem Gesange zu schwelgen.

Stanislas, der die aus dem Hauptquartier Skutari angekommenen Depeschen eben dem General übergeben, betritt voll Sehnsucht nach dem Schatten seiner Veranda den Saal. Eine Anzahl von Offizieren, welche sämmtlich seine eigene Vergangenheit besitzen, nur mit dem Unterschied, daß sie selbige in die Gegenwart mit hinüber genommen, umgeben einen Tisch in der Mitte des Gemachs und treiben ihre gewöhnliche Lieblingsbeschäftigung, das — Faro.

Ein Italiener mit harten, von Leidenschaften durchfurchten Zügen, als hätte jede Stunde, die er beim Spieltisch verbracht, einen markigen Strich in seinem Antlitz zurückgelassen, hält

Bank. Um ihn herum gespannte, blutlose oder von allen bösen Dämonen, die in Grimassen um Augen und Mundwinkel lagern, erregte Gesichter. Nur manchmal, wenn eine Karte verloren, unterbricht ein Fluch die andächtige Stille, welche, — wäre der Vergleich nicht sündhaft, — der einer im Dome versammelten Gemeinde gleich kommt.

Der lang zurückgehaltene Athem, welcher die innere Erregung nicht verrathen soll, fordert hin und wieder sein Recht; die zitternde Hand fährt über die Stirn und wischt hastig den Schweiß ab.

Einem Automaten gleich wirft der Italiener die eine Karte links, die andere rechts. „Madame et — Roi!" Das klingt so eisig und schauerlich, als tönte die Stimme aus einer Gruft. Dann fliegen die kleinen, stechenden Augen des Bankhalters auf die Karten der Spieler und jede Wimper wird zum Croupierrechen, mit dem er die blanken Sovereigns einzieht.

Stanislas betrachtet von seinem blütenüberwölbten Sitze die Gruppe mit eigenen Empfindungen. Die Nächte erscheinen wieder vor seinem Geiste, da er selbst von jenen Dämonen beherrscht wurde; aus der trüben Vergangenheit ragen die düstern Morgen, an welchen er müde und wüst Schlummer suchte, den er nicht fand, weil er im Traum weiter spielte und nichts anderes vernahm, als den monotonen Fall der Karten und die einsylbige Stimme des Bankiers.

Er lächelt nun mitleidig über Jene, weiter kann er nichts thun; denn selbst ihre flehenden Weiber und Kinder würden keinen der Spielenden erweichen können, von diesem Laster zu fliehen. Und dann sinnt er auf eine chevalereske abschlägige Antwort, wenn einer der Spieler, der Alles verloren, ihm die prosaische Ehre erzeigen wird, seine Guineen zu leihen.

Stanislas besitzt unter den Kameraden, welche mit ihm den Verandasaal als Aufenthalt gewählt haben, keinen Freund und

wünscht auch den nähern Umgang keines einzigen. William Macbeth, ein Schotte, dem seines Vaters Pfunde, nicht seine Gelehrsamkeit, die er als unnützen Ballast verschmäht, die Lieutenantscharge verschafft, schließt sich jedoch von selbst gern an den jungen Grafen an, dessen ritterliche Erscheinung dem freien Natursohn der hochländischen Gebirge imponirt. Etwas Egoismus ist auch bei seiner Liebe und Bewunderung zu Stanislas im Spiel, denn William berechnet, ein Adjutant könne ihm immer von Nutzen sein. Sonst ist er ein harmloses Geschöpf, das die Gedanken Anderer nicht durch Aussprechen seiner eigenen stört. Seine Jugend verlebte er bis in's Jünglingsalter hinein in den Wäldern und an den Seen von Middle Lothian, wie er sich selbst lächelnd ausdrückt ever fishing and shooting, stets beim Fischfang und auf der Jagd. Er trifft einen Schilling auf fünfzehn Schritt und eine Schwalbe im Fluge, Künste, die zu bewundern Stanislas sich nicht enthalten kann. William Macbeth, der seine goldenen Füchse, wie alle Schotten, sicherer in seiner Tasche fühlt, als auf den schwankenden Glückswellen des Faro, nimmt von der noblen Passion seiner Offiziersbrüder keine Notiz und bietet dem, blaue aromatische Wölkchen vor sich hinblasenden Stanislas Good evening! — welchen Gruß dieser in komischem Pathos erwiedert, indem er ihn den glorreichen Nachkommen des wilden Shakspeare'schen Helden nennt, eine Schmeichelei, bei welcher sein Antlitz freudig glüht.

Es drängt Stanislas nicht, eine Unterhaltung anzuspinnen. Er nimmt vielmehr den Band Byron's, welchen er bei Williams Nahen zur Seite legte, wieder in die Hand und liest hier und dort einige der entzückenden Verse des Korsar. Die Szenerie ringsum ist ganz die geeignete für solche Lektüre und erregt unwillkürlich und lebhaft in Stanislas den Gedanken, ein gefahrvolles Abenteuer mit irgend einer Haremschönen zu bestehen.

Aber ihm scheint, Gulnare und Haidie waren die letzten schönen Weiberblüten, welche die orientalische Romantik trieb.

Die verhüllten Frauen, die täglich scheu an ihm vorüberschweben, ohne einen Blick aus ihren Gazellenaugen auf den blonden Sohn des Occidents zu werfen, und die so geheimnißvoll hinter sich schließenden Arabeskenthoren verschwinden, scheinen von keiner heißen Leidenschaft durchglüht.

Gewöhnt von dem reizenden Geschlecht gesucht zu werden, lernte er bisher nicht, eine Schöne zu erobern.

Drüben über den rumelischen Bergen flammt schon das Gold des Abends. Die Ufer des Bosporus sind in jener Stunde traumhaft weich und mit allen Reizen geschmückt, welche ein liebreicher Gott dem unumwölkten östlichen Himmel, der im Blütenschimmer prangenden Erde und der wunderbar sanft bewegten Meerflut schenkt.

Zwischen dem Blättergrün der hängenden Gärten über Arnautköi glänzen lüstern die fleischfarbenen Blumenbüschel der Mimosen, auf Ortaköi's Terrassen duftet der Jasmin; unten im Meere spiegeln sich die Moscheenkuppeln und schlanken Minarets, und violetter Duft verhüllt die weiß schimmernden Häuser, webt magisch um die verfließenden Konturen der Strandhügel.

Jetzt tönt sanft und melodisch über die Wellen, getragen von kühlen Seelüften, der Ruf des Muezzin; Stanislas hört die Worte nicht genau, aber er weiß, sie entbieten die Gläubigen zum Gebet. Dann wieder tiefe Ruh. — Seine träumerischen Gedanken wiegen sich, wie die von schönen Moslems geruderten, pfeilschnellen Kaïks, auf der von immer wechselnder Beleuchtung angehauchten Flut.

Lautes Jammern und Klagen unterbricht nun plötzlich den stillen Frieden, der vom thauigen Himmel niederströmte. In abgebrochenen Pausen beben die schrillen, schmerzdurchwühlten Laute an Stanislas' Ohr. Herüber aus der blauen Bucht von

Arnautköi segeln Asiens Küste zu einige schwarz verhangene Gondeln. Stanislas unterscheidet im dämmernden Abendlicht im vordersten Kaïk eine Bahre, auf der eine weiße Gestalt zu ruhen scheint. —

Langsam tragen die Wellen den Trauerzug näher; nicht fern von Kululi, im Schatten einiger Sykomoren, welche ihre zitternden Kronen schirmend über die Fontänen einer kleinen Moschee breiten, verlassen die Klageweiber und einige alte Griechen die Gondeln. Die Letzteren heben die Bahre auf ihre Schultern und steigen den schmalen Pfad empor, der nach dem an die Mitte des Hügelhanges sich lehnenden Friedhofe führt. — Stanislas, durch das Fremdartige einer solchen Bestattung angezogen, folgt in einiger Entfernung.

Und wieder beginnen die Jammertöne der Frauen, welche die Todte in freundlichen Worten bestürmen, sich nicht in die kühle dunkle Erde legen zu lassen, sondern wie ehedem in Jugendfülle und keuscher Schönheit unter ihnen zu thronen. —

Am Wege blühen Myrtensträucher, die ihre knospenden Zweige nach den Locken der schönen Leiche strecken und begehren, das liebliche Haupt mit einem Brautschmuck, nicht mit einem Todtenkranze zu zieren.

Aber die geschlossenen Augen schauen die Myrten nicht mehr und die saftigen Cannas, welche den Abhang üppig überwuchern; das sanfte Licht, welches sonst aus ihnen leuchtete, ist zum Himmel zurückgekehrt, von wo es stammt, und zittert nun als letzter Abendstrahl auf dem noch immer rosigen Munde. —

Die ersten Leichensteine des Friedhofs sind erreicht. Es sind die Gräber moslemitischer Todten, wie der weiße Turban beweist. Dunkle Cypressen rauschen und flüstern Todtengebete, während der Zug unter ihnen dahinwandelt. Eine niedere, nur aus Felsstücken zusammengetragene Mauer trennt die Verstorbenen, welche an Mohammed glaubten, von den christlichen

Griechen, deren Gräber durch die über ihnen errichteten Monumente eine wesentlich andere Physiognomie tragen. Es sind meist himmelblau bemalte Granitblöcke, auf denen in goldenen Buchstaben Namen und fromme Gebete stehen, oder ein Kreuz, ein Sternenkranz und ein Schmetterling, das Sinnbild der Unsterblichkeit, gemeißelt sind.

Unter einem rothstämmigen Arbutusbaume setzen die Männer die Bahre nieder und schicken sich an, die Gruft auszuwerfen.

Stanislas, an einen nahen Grabstein gelehnt, sieht der Todten gerade in's bleiche Gesicht. Sanfter Frieden schwebt über den unentstellten Zügen, der Tod muß in einem Kusse das blühende Leben mit sich genommen haben. Die langen, seidenen Wimpern beschatten das gebrochene Auge, um den Mund spielt's wie Lächeln der Engel im Paradiese, die schwarzen aufgelösten Haare fließen über die entblößten Schultern und bedecken zum Theil das weiße Gewand; ihre schmalen Hände sind noch gefaltet vom letzten Gebet. — Kein Priester ist der lieblichen Todten gefolgt und sprengt geweihtes Wasser in die Gruft, doch die schöne Verblichene ruht in Frieden auch ohne Segen und Zeremonien, ihre Tugenden sind die Schutzengel ihres Grabhügels.

Und von der Bahre heben die Griechen die Maid, senken sie hinab und die weinenden Weiber streuen Blumen und Erde auf den Lilienleib. Stanislas faßt ein nicht zu unterdrückendes Weh. Die Todte ist ihm fremd, er hat sie nicht gekannt, als noch die Seele aus ihren Augen schien, und doch durchzuckt ihn ein heftiger Schmerz. Er gedenkt des Jairi Töchterlein und seufzt, weil kein Christus mehr unter den Menschen wandelt, der das gebeugte und unter der Wucht des Schmerzes brechende Herz aufrichtet mit den Worten: Sie ist nicht todt, sondern sie schläft nur! —

So mächtig wirkt die Schönheit, sie schlingt im Augenblick ihre holden Blumenketten um Herzen, die einander fremd waren,

und bindet damit unauflöslich; sie ist jener siegreiche Zauber, dem sich edle Seelen willig überlassen. —

Als die Klageweiber und die Träger bis auf Einen, der die Gruft mit Erde deckt, sich entfernt, verläßt Stanislas den Leichenstein, an den er lehnt.

Der das Geschäft des Todtengräbers Verrichtende, welcher ihm den Rücken kehrt, bemerkt sein Nähertreten nicht eher, als bis er auf seine Frage, wer die eben Bestattete sei, sich umkehrt und dann vorsichtig den zwischen den hohen Schultern steckenden Kopf hervorschiebt, als wolle er den Fremden erst sondiren, bevor er seine Antwort gibt. Die zusammengekniffenen, fast nie ruhenden Augen haften dabei scharf auf Stanislas. — Seltsam erregt und ungestüm wiederholt dieser seine Frage.

„Des Mädchens Name ist Jone Marcopoli und sie wohnte drüben in Arnautköi mit ihrer Schwester, welche der Schmerz um die Todte fast zum Wahnsinn geführt."

Ein Geräusch, wie wenn ein Hirsch die Aeste der Bäume knickt, um an eine lichte Waldstelle zu gelangen, unterbricht den Sprecher, und in diesem Moment tritt hastig aus einem nahen Lorbeerbusche ein junger Grieche, dessen rothes Fez nothdürftig die Fülle der schwarzen Locken, welche ihm in das bleiche Gesicht herabhängen, bedeckt.

Stanislas erschrickt fast über die Aehnlichkeit, welche der neue Ankömmling mit der eben in die Gruft Gelegten besitzt. Nur das Profil ist schärfer, die Nase kühner geschwungen, und statt des Friedens, welcher sich über Jone's Züge breitete, zucken über die seinigen Schmerzenblitze, denen sich Spott und Verachtung mischen. Ein lautes Lachen, aus welchem Verzweiflung und Hohn über ein grausames Geschick, das ihn betroffen, klingt, schallt unter den düstern Cypressen. —

„Es ist Jone's Bruder!" lispelt der Todtengräber Stanislas zu. Dann wirft er noch einige Schollen auf das Grab

und entfernt sich mit einem Blick der Verachtung auf den Neuangekommenen.

Dieser kauert zu den Füßen des Grabes, — starrt vor sich hin und zerbröckelt, ohne zu wissen, was er thut, einige der frisch aufgeworfenen Erdklumpen! —

„Jetzt geht's mit Dir bergab, Gregorio!" murmelt er leise, „Jone todt?! Sie war noch die Einzige, die Dich nicht ganz verdammte. Jetzt geht's bergab." Und abermals schallte das Lachen der Verzweiflung und des Hohnes. —

Allmälig aber wichen diese Dämonen; Gregorio's schönes Gesicht, das ganz die edle Bildung der alten Hellenen trägt, überkommt Ruhe; das Kinn, auf die linke Hand gestützt, mit der Rechten ein Knie umfassend, sitzt er unbeweglich an der frischen Gruft, als wäre er der Genius des Schmerzes. —

Stanislas' Interesse an Allem, was er sieht, steigert sich zu unruhiger Theilnahme.

„Du liebtest Deine Schwester und bist untröstlich über ihren Verlust?" fragt er sanft.

Gregorio erhebt das Haupt und starrt ihn gleichgültig an.

„Du scheinst unglücklich!" fährt Stanislas fort. —

Der junge Grieche lacht laut. „Ich bin weder glücklich, noch elend; ich bin schlecht und abgestumpft und verachte die Menschen."

Stanislas schaudert bei dem Gedanken, wie so viel Gemeines in diesem schönen Körper wohnen könne. —

Gregorio schaut ihn fest an und spricht weiter: „Der Apfel der Pinie fällt nicht weit von dem Zweige, der ihn trug. Das Laster lag in mir, ich hatte es von meinem Vater geerbt; dort liegt er; er ist ohne Kopf in's Paradies gekommen, weil er bei Lebzeiten ein kopfloser Teufel war," und seine Hand wies auf den Grabstein, an den Stanislas sich stützte, da Jone beerdigt wurde. —

Dieser betrachtet das Monument, das er vorher keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt. Es stellt einen Rumpf vor, dem das Haupt abgeschlagen. Die Inschrift in griechischen Lettern besagt:

Michael Marcopoli's
sterbliche Ueberreste hoffen auf die Gnade des Allmächtigen. Des Padischah's Gerechtigkeit öffnete ihm die Thore des Himmels. Zwei Töchter ehren, was an Tugend in ihm lebte!

Als Stanislas diese Worte gelesen, ahnt er, daß Gregorio in ein Verbrechen seines Vaters verstrickt sein möge. „Du sagst," wendet er sich an ihn, „die Sünde sei Dir als Erbe zugefallen; vertraue mir, dem Fremden, und erzähle, was Dich in die Bahn des Verbrechens trieb!" —

„Wir lebten früher," versetzt hierauf Gregorio, „auf der Insel Metelino. Mein Vater war arm, er ging von Dorf zu Dorf und handelte mit Seidenwaaren, die er von Duz Oglu, einem reichen Armenier, zum Verkauf erhielt. Duz Oglu reiste jedes Jahr auf den Bazar zu Smyrna, um Karavanen, welche Teppiche und Essenzen von Persien und Arabien für ihn dorthin brachten, zu empfangen. Als er das letzte Mal, wie die Metelineser glaubten, nach Smyrna gereist war, wurde er vergeblich zurückerwartet. Er hatte eine viel größere Reise angetreten, um die nur mein Vater und ich wußten.

„Mein Vater lauerte ihm auf, wie er bei Nacht nach dem Hafen ging, um sich an Bord eines Schiffes zu begeben, welches einige Stunden später segelte. Ich habe ihn nicht kalt gemacht, ich schleifte nur den Leichnam in's Meer, und mein Vater, der Geizhals, behielt alle Zechinen Duz Oglu's für sich."

„Wir verließen Metelino mit dem nächsten Schiff und kamen an den Bosporus. Damals schien es mir noch, als führen wir durch rothes Blut und mich fror, obgleich eine furchtbare Hitze

herrschte. Mein Vater kaufte in Arnautköi ein Haus und verjubelte das Sündengeld. Hätte er still und einsam für sich gelebt, so wären die türkischen Hunde seinem Verbrechen nicht auf die Spur gekommen; so schlugen sie ihm den Kopf ab und dort liegt er verscharrt."

„Und Du?" fragte Stanislas.

„Und ich wurde fünf Jahre in den Bagno gesperrt und bekam Ketten an Hände und Füße, weil ich einen Todten in's Wasser warf."

„Als ich von den Galeeren kam, wollte ich mich redlich als Kaïkschi ernähren, aber ich durfte kein Boot führen, ich, der ich Jahre lang auf dem Wasser zubringen mußte. Da ich nicht ehrlich sein durfte, wurde ich schlecht. Ich fand in Stambul tüchtige Kerle, denen es gegangen wie mir, und ich ernährte mich eine Zeitlang von falschen Zeugnissen. Ich beschwor, wovon ich nie in meinem Leben etwas gesehen oder gehört hatte. Manchmal, wenn ich keinen Para mehr besaß und gerade kein Meineid verlangt wurde, besserte ich mich für einige Zeit. Ich wohnte in einer Höhle, wie sie die Füchse graben, zwischen den Ruinen von Rumeli Hissar, und Jone, meine Schwester, die sie heute begraben haben, brachte mir manchmal Brod und Früchte. Jetzt ist sie todt, jetzt geht's ganz bergab!" —

Gregorio schwieg und wendete sich dann, um den Abhang hinunter zu gehen.

„Aber Du hast noch eine Schwester, geh' zu dieser und werde wieder ein guter Mensch!" ruft Stanislas ihm nach.

„Ja, die scheinheilige Marie, das Blumenmädchen, die mich verachtet, weil ich ihres Vaters Sohn bin! Sie mag Nichts von mir wissen; aber Dir ist sie vielleicht hold; gib mir ein Goldstück, so führe ich Dich zu ihr. Schön ist sie und Du sollst Dich an ihr erfreuen. — Warst Du in der Kapelle auf den Terrassen von Kandilli? Dort hängt ihr Bild am Eingange in's Adyton

über dem Altar. Ein fremder Maler hat sie als heilige Jungfrau gemalt. — Gib mir ein Goldstück und sie ist Dein!"

„Geh'!" zürnt Stanislas empört.

„Ja, ich gehe und werde Marien sagen, daß Du sie morgen besuchst."

Und Gregorio verschwindet zwischen den Cypressen, die so schwarze nächtige Schatten werfen, wie die, welche seine Seele verdunkeln.

Droben am Himmel schimmert das goldene Licht der Sterne, ihre Strahlen schwanken durch die vom Nachtwind bewegten Cypressenzweige. Die weißen Blütenglocken des Arbutus, unter dem Jone ruht, klingen leise und läuten ein feierliches Ave!

Stanislas' Erregung mildert sich, da er zu den Gestirnen emporblickt, er sucht nach dem schönen Sterne, auf welchem Jone's lichter Geist schweben mag, und Frieden in der Brust, wandert er hinunter nach Kululi und läßt die düstern Erlebnisse des Lebens nochmals an der Seele vorüberziehen.

An der Marina von Arnautköi, zur Hälfte auf Pfählen in die Bosporusflut hineingebaut, steht ein kleines Haus, dessen Fries mit Arabesken geziert ist. Die breiten Fenster, welche bis auf das Estrich herunterreichen, umranken Rosen und wilder Wein.

Wer auf die Teppiche eines Kaïks gelagert, an dem heitern Bau, der seiner zierlichen Anmuth wegen mit einer lianenumstrickten Voliere verglichen werden kann, vorübersegelt, ahnt nicht, welcher Schmerz den Sang des holden Vögleins, das drinnen wohnt, verstummen machte.

Es ist Nacht. Durch die vergitterten Fenster strahlt matt das Licht einer Ampel und zittert im Innern des Gemachs auf dem todtblassen Antlitz Maria Markopoli's, die ihr Haupt an die rothen Kissen eines Divans lehnt.

Noch die Nacht vorher ruhte das nun von Schmerz betäubte

Haupt an dem heißen Busen ihrer Schwester Jone. Die Hoffnung glitt wie ein milder, tröstender, verheißender Engel durch dieß Gemach; jetzt ist er gewichen. Klageweiber und einige Männer in lichter, farbiger Tracht trugen Jone in eine schwarz behangene Gondel, dann unter Cypressen, und der Engel der Hoffnung folgte dem Trauerzuge. Nur der Schmerz blieb zurück in dem vereinsamten Hause, das so heiter und rosig erscheint.

So lange Jone's keuscher Busen noch des Athems Welle hob, kniete Maria ergeben, demüthig und hoffend am Lager der Kranken. Sie hielt den Rosenkranz zwischen ihren schmalen Fingern und ihre Lippen bewegten sich, es schien im Gebet.

Leiser und leiser ging der Athem der Sterbenden, von Sekunde zu Sekunde schwand das Leben; Maria kniete schon an einer Leiche, als sie noch immer von Genesung träumte; und wie sie aufblickte, und die Augen der Schwester zum Schlummer geschlossen sah, ahnte sie nicht, daß es der ewige war.

Als sie aber Stunden lang gekniet und fühlte, wie die heiße Schwesterhand in ihrer immer kälter, eisiger, starrer wurde, stürzten die lang zurückgehaltenen Thränen aus ihren Augen und feuchteten das blasse Todtenantlitz, versuchten ihre rothen lebensfrischen Lippen durch heiße Küsse den geschlossenen Leben einzuhauchen. — Entfesselt brachen laute Klagen aus der armen Mädchenbrust. — Sie zerriß ihr schwarzes Haar, das in freier Schönheit um ihre Schultern wallte, sie warf sich wieder und wieder über die geliebte Leiche und konnte sie doch nicht erwecken. Als der erste goldene Sonnenstrahl in das trübe Gemach schien, war Jone's Geist schon nach einer lichtern Sphäre geeilt.

Weder Griechen noch Moslems, die an der Marina von Arnautköi unweit dem heitern rosigen Bau wohnten, dem jetzt Trauerfarbe und schwarze wehende Flöre gebührt hätten, wußten von dem Tode Jone's, dieser Perle des Bosporus.

Die Händler, welche am frühen Morgen ihre Buden im Bazar aufsuchten, wunderten sich, die beiden fleißigen Mädchen nicht wie sonst zwischen lieblich lachenden Früchten und farbigen Blumen zu sehen. Selbst die ernsten Osmanli gaben den schönen Schwestern beim Vorüberschreiten gern ihren frommen Gruß: „Salem ul aleik — Friede sei mit Dir!" der dann von den hellen Gazellenaugen freundlich erwiedert wurde — jetzt war der Blumenbazar geschlossen, fürder kein freundliches Nicken der Holden, denn die ewige Nacht, welche die Augenlider der Einen deckte, brachte der Andern endloses Trauern.

Nur die Wellen, denen Maria so oft Kummer und Lust vertraut, wußten auch jetzt um das Trauergeheimniß.

Und als Maria's Schmerz in wilder Ausgelassenheit tobte, als immer neue heftige Ausbrüche der Brust sich entrangen, schlugen die Wogen mit Macht an die rebenumrankten Fenster. Thränenwelle um Thränenwelle folgte, die salzige See schien eine Seele zu haben, ihre Seufzer flossen mit denen Maria's in einen Trauerakkord zusammen.

Da die Sonne hoch oben am azurblauen Himmel im Zenith stand, kamen die Klageweiber und schrieen und jammerten. Die Wellen waren schon stiller geworden, ihr Schmerz war aufrichtig und zu heilig, um ihn mit dem der Miethsfrauen zu vermengen.

Am Abend segelten die Gondeln hinüber nach Asiens Ufer, an dessen Abhängen der Friedhof sich ausbreitet. Die Wellen spielten um den Kiel und flüsterten bange Trauermelodien.

Jetzt ist es Nacht. Der Mond leuchtet auf der Fluf, die leise vom Winde erregt ist, und wo er das Wasser auseinandertreibt, schimmert's wie von Millionen Glühwürmchen.

Maria's Schmerz ist von den sanft zum Strande rollenden Wogen in Schlummer gewiegt, ihr Haupt mit dem entfesselten Haar lehnt an die rothen Kissen des Divans.

Ueber ihr hängt ein Christusbild, auf ihrem Schooße ruhen die Perlen des Rosenkranzes.

Maria spielt nicht mit ihm; neben ihr liegen welke Blumen, die sie zu einem Kranze windet und in den sie zerstreute Gedanken flicht.

„Da sind Veilchen; so blau waren Jone's Augen, so bescheiden ihr Sinn!"

„Da ist Rosmarin, das ist zur Erinnerung!" sie singt die Worte leise und die Wellen begleiten die arme Maria Ophelia!

Mitternacht ist nahe herbeigekommen. Maria windet ihre Kränze, ohne zu wissen, wem sie sie geben soll, vielleicht schmückt sie damit den Grabhügel einer Gestorbenen.

Sie wacht; kein Schlummer schließt ihre müden Augen; auch die Wellen sind schon zur Ruhe gegangen, sie träumen vom nahen Morgen und einem Trostliede, das sie unter den rebenumstrickten Fenstern murmeln werden.

Ein einsames Kaïk hat sich noch auf dem Bosporus verspätet. Manchmal ist es auf den vom Mondlicht glitzernden Wogen sichtbar, manchmal, wenn das bleiche Gestirn der Nacht sich hinter Wolken verbirgt, verschwindet es wieder. Es steuert von Kululi nach der Marina von Arnautköi und hält an dem heitern rosigen Gebäude mit dem Arabeskenfries. Der im Kaïk Sitzende hebt die tropfenden Ruder aus dem Wasser, lauscht mit verhaltenem Athem und ruft gedehnt — Maria! Diese fährt empor, ihre Augen suchen die Stätte, wo Jone starb. War das nicht der Ton ihrer Stimme? Stille, drückende Stille! nur die Ampel zuckt, knistert und ist am Erlöschen.

„Maria, öffne!" ruft's lauter von den Wogen herauf.

Das Mädchen erhebt sich und schwankt nach dem Altane hin, an dessen Pfählen die plätschernden Wogen sich brechen und über dessen Brüstung der nächtliche Ruderer sich geschwungen. Die Strahlen des Mondes leuchten hell auf seinem schönen Gesicht.

„Gregorio!“ schreit Maria entsetzt. Sie taumelt und faßt nach dem Geländer des Altans; aber im Augenblick kehrt ihre ganze Geisteskraft wieder.

„Was kommst Du, meinen Schmerz zu stören? Du weißt, wir sind geschieden für immer; ein Strom von Blut fließt zwischen Dir und mir! Fliehe mein stilles Haus; was führte Dich her im Dunkel der Nacht?“

„Maria, ich komme vom Grabe der Schwester. Ausgestoßen von der Welt, war mir Niemand geblieben, wie sie. Sie war's, die mein elendes Leben fristete, die mir Speise brachte, wenn mich hungerte, oder ein Gewand, wenn der Nachtfrost in meiner Fuchshöhle mich schüttelte. Jetzt ist sie todt, und wenn Du Dich meiner nicht erbarmst, werde ich Hungers sterben und neben sie gelegt werden. Laß mich bei Dir bleiben. Zwar bist Du arm, aber ich kenne ein Mittel, Dein Leben sorgenfrei zu machen, willigst Du nur ein!“

Maria öffnet den Mund zum Sprechen, doch die Worte versagen ihr. Ihr großes dunkles Auge gleitet mit unbeschreiblichem Abscheu über den Bruder hin.

Gregorio wartet eine Weile auf Antwort, dann fährt er fort:

„Ein reicher Offizier der Johnny's war bei Jone's Begräbniß zugegen. Er hat sie gewiß früher gesehen und geliebt, denn er stand betrübt an ihrem Grabe. Die Todte hat für ihn keinen Werth, nur die Lebendige. Maria, Du bist schön und auch er; ich führe ihn zu Dir und er wird —“

„Du bist ein Teufel; denn nur ein solcher kann verlangen, ich solle mich gleich meinen Blumen und Früchten feil bieten! Beben empört Maria's Lippen. Doch ich kann Deinen Versuchungen widerstehen. Hebe Dich fort von mir und beflecke nicht wieder den heiligen Frieden meiner Schwelle.“

Hastigen Schrittes verläßt sie den Altan und kehrt in ihr

Gemach zurück, in welchem das Licht der Ampel erloschen und das nur vom geisterhaften Mondlicht erhellt wird.

Gregorio ist ihr auf den Fersen gefolgt. Er kauert auf einen Teppich und setzt Maria's Verachtung die eisigste Gleichgültigkeit entgegen.

„Du bist so hart," spricht er zu ihr, „wie Deine Namensschwester, die heilige Jungfrau. Früher flehte ich sie an, jetzt habe ich das Beten verlernt, denn sie hat mich nie erhört. Wie ein Wurm, der um sein Leben bittet, könnte ich mich vor Dir krümmen, Du würdest mich doch zertreten. Doch Geduld; ich komme Deiner Scheinheiligkeit schon auf die Spur. Er wird wissen, Dich auch ohne mich zu finden, und Du wirst ihn einlassen; aber dann wird der Teufel, wie Du mich nennst, zwischen euer Glück treten. Ich gehe jetzt, wenn auch nicht für immer."

„Ja, geh' für immer!" erwiedert Maria mit einem Ton, der wie eine Bitte klingt. Sie erhebt sich und öffnet einen Schrank in der Wand, aus welchem sie einen kleinen Beutel hervorlangt.

„Hier, es ist nicht viel, reicht aber aus, um mit der nächsten Karawane nach Brussa oder einem Schiffe nach Gallipoli zu gehen. Es sind Jone's mühsam ersparte Piaster, welche sie mir hinterließ. Wirst Du dort am fremden Orte wieder gut und ehrlich, so bringen sie einen Segen, den Deine Schwester gewiß selbst nicht ahnte. Nimm; die Panagia schütze Dich und lenke Dein Herz!"

Gregorio ist bei dem Klange der Piaster wie umgewandelt. Hastig greift er nach dem Beutel; es scheint eine solche Eile über ihn gekommen, den Ort, wo sein Verbrechen bekannt ist, zu verlassen, als würde er noch in derselben Nacht die Ferne suchen. Er beugt sich auf Maria nieder, küßt sie auf die Stirne und spricht ein Segenswort, das in seinem Munde wie Fluch klingt.

Maria starrt bewegungslos vor sich hin, sie hat dem verlorenen Bruder keinen letzten Gruß zu bieten; ihr schaudert in seiner Nähe, und erst als Gregorio hinaus auf den Altan getreten und in sein Kaïk gesprungen, löst sich die beklommene Brust, die auf ihrem Herzen gelastet.

Gregorio's nervige Arme führen sicher und geschickt die Ruder; pfeilschnell fliegt sein Kaïk auf Stambul zu.

Nahe bei der Moschee Suleimans, in der Straße der Teriaki oder Trunkenbolde, wird Gregorio alte Freunde von sich treffen. Nun geht's eine Nacht wie die andere in Saus und Braus, bis der letzte Para durchgebracht. Schon biegt er in's goldene Horn, er rudert, daß ihm der Schweiß in Perlen von der Stirn tropft, denn er kann nicht erwarten seine Gesellen wiederzusehen.

Die arme Maria aber ist, so wie er sie verlassen, erschöpft auf die Teppiche gesunken. Ihre Ohnmacht geht über in unerquickenden, von bangen Träumen durchflochtenen Schlaf.

Sie lehnt an das weiße Gemäuer des Leuchtthurmes, der hoch oben auf Kara Burnu, dem schwarzen Vorgebirge, seine grelle Flamme den Schiffern des Euxinus leuchten läßt. Die empörten Wogen wälzen einen düstern, unheimlichen Gegenstand. Bald versinkt er in der Tiefe, bald wird er bis zu den schwer herabhängenden Regenwolken emporgehoben. Der gefräßige Hai und der ungestaltete Roche ziehen hinter ihm her. Maria erkennt ihren Bruder, doch nein, der Himmel blaut, aus dem zerrissenen Gewölk scheint heiter die Sonne und spannt schillernde Regenbogen über die sanft erregten Wasser. Ein kühner Schwimmer durchtheilt die Flut; es ist kein Grieche, noch Moslem, er scheint einer der fremden Krieger, die augenblicklich am Bosporus wohnen.

Sie eilt die Klippe hinunter zum Strande, das Meer hat den schönen Jüngling an's Land geworfen; um die nassen

Schläfe blühen Seetang und fremde, auf dem tiefen Grund erblühte Blumen.

An ihrem Herzen wärmt sie den Erstarrten; er öffnet die Augen, Maria lacht ein blauer Himmel an und ihr Traum zerrinnt in azurnen Wolken.

Die goldenen Kuppeln der Moscheen und Kioske stehen schon im hellen Lichte des Tages.

Maria athmet und schläft ruhig, die Qual der letzten Nächte war gar zu groß. Die plätschernden Bosporuswellen branden am Altan und den Fenstern, um die sich die Rosen schlingen; ihr besänftigendes Trostlied klingt, Maria hört's im sanften Schlummer und ein holdseliges Lächeln spielt um die Purpurrosen des Mundes.

* * *

In der Janitscharenkaserne Kululi herrscht große Bestürzung. „Peace is concluded — der Friede ist geschlossen!" rufen Soldaten und Offiziere einander zu. Welche kühnen Hoffnungen, welche ehrgeizigen Träume zerrinnen in Nichts!

Der Geschützdonner in Sebastopol schweigt; die Batterien des Bosporus und die Kanonen der Kriegsschiffe, welche am Eingange zum goldenen Horn ankern, salutiren den Frieden. — All' die von der Kriegstrommel zusammengerufenen Völker zerstreuen sich wieder. Der kecke Franzose kehrt heim an's traute Ufer der Loire, der Hochländer in seine wilden Berge, der flinke Kosak in die grünen Ebenen der Donau und der Wolga, die Zouaven und Spahis in die Schluchten des Atlas.

Stanislas ist einer der Ersten, welcher die Botschaft empfangen. Er erstaunt über sich selbst, daß sie ihn nicht mehr erregt. — „Kampf!" hieß ja sein Losungswort, jetzt tönt aus seinem und Jedes Munde die Parole: „Friede!"

Ist es der blaue unumwölkte Himmel jenes Traumlandes, der ihm Ruhe in die sonst so bewegte Brust schüttet; ist es die

rosige warme Luft, mit der er Frieden einathmet, oder ist es Jone's stilles, gebrochenes Herz, dessen er in einsamen Stunden gedenkt, welches auch das seinige langsamer, feierlicher schlagen läßt? Er ahnt gar nicht, daß ein seliges Geheimniß in seinem Innern keimt, daraus eine goldene Saat hervorsprießen wird.

Jone, die Todte, schlummert, aber Maria, die Lebendige, lebt.

An der Hingeschiedenen Gruft wurde heilige keusche Liebe in ihn gesäet und bald wird Maria's Herz ihr Auferstehung geben!

Ein stiller, feierlicher Morgen schwebt über den Wassern des Bosporus, duftet auf den Terrassen, überhaucht den Himmel mit rosiger Glut. Die Nachtigallen, welche schon die Nacht hindurch im Schatten der Terebinthenhaine geschlagen, singen dem Morgen ein Jubellied; Stanislas hört den Gesang und träumt von einem Ostermorgen.

Und selig wandelt er unter dem blauen Baldachin des Himmels. Er geht am Strand und weiß es kaum, wie er sich immer mehr von ihm entfernt und zu den hängenden Gärten emporsteigt, die unten am Meerstrom ihr reizendes Blütenbild spiegeln. Niedere Griechenhäuser liegen an den Abhängen, die sich zum Bosporus senken, verstreut, rothstämmige Pinien wiegen die nadelreichen Kronen und ihr Schatten ladet den Wanderer zur Ruhe. Stanislas verschmäht diese, ihn zieht's zu jener kleinen Kapelle, deren niederer Glockenthurm aus Taxus und Lorbeergebüsch ragt. Labende Kühle empfängt ihn bei seinem Eintritt. Das Gotteshaus hat Nichts von der farbigen, verschwenderischen Pracht aufzuweisen, die sonst alle griechischen Kirchen kennzeichnet. Weiße Mauern ohne Heiligenbilder, ein niederes Schiff, an welchem sich rohe Arabesken hinziehen, ein einfacher Tisch als Altar, auf dem das Tabernakel und in ihm die Monstranz stehen, beweisen die Armuth der Gemeinde, welche hier ihre Andacht zu verrichten

pflegt. Aber ein wunderbarer Schmuck stempelt die einfache Kapelle zu einem Tempel der Schönheit. Ueber dem Altar hängt das Bild der Mutter Gottes, auf Goldgrund gemalt, aus welchem das weiße wallende Gewand der Himmelskönigin plastisch hervortritt. Die ganze Gestalt schwebt über einer Fluth rosiger Wölkchen, ihr zu Füßen knieen um ein Opferlamm schöne Pallikaren, das Haupt entblößt, den Blick nach Oben gerichtet.

Und auch Stanislas schaut nur hinauf in das milde versöhnende Antlitz Maria's, das ja das Antlitz von Jone's Schwester ist. — Ein Zug des Schmerzes spielt um den leis geöffneten Mund, der all' sein irdisches Weh den Sternen zuhaucht, ein Schimmer der Verklärung, eine Sonne von Licht bricht aus dem tiefen dunkeln Auge, und besiegt die Winternacht, die über ihm thront.

Stanislas ist auf's Knie gesunken. Ja, die Schönheit entzündet Andacht und nöthigt zur Anbetung.

Seine Lippen bewegen sich nicht, aber sein Herz betet ein stummes Ostergebet; die Stürme, welche das Meer seiner Leidenschaften durchwühlten, sind zur Ruhe gekommen, seine Verirrungen zu Grabe getragen, die Schönheit hat der Liebe Auferstehung gegeben, sie schlägt in lichter Glorie aus der alten Herzensasche.

Die brütende Hitze des Mittags liegt schwer auf Thal und Hügel, da Stanislas aus dem Gotteshaus in's Freie tritt. Kein Lüftchen bewegt das so leicht zitternde Laub der Sykomoren, kühlt seine brennende Wange. Er wandelt zwischen Blumen den Abhang hinunter an den Strand.

Kleine Wellen ziehen zögernd an's Ufer und benetzen die weißen Meerkiesel und Muschelschaalen; es sind dieselben Wogen, die Maria ein Trostlied gesungen, und Stanislas versteht ihren feierlichen Gesang. Er hört ihn im Wachen, wenn er unter der Blütenlaube seiner Veranda sitzt, er hört ihn im Traum

und mischt ihrem Sange die Worte: Maria, Du Gebenedeite unter den Weibern!

* * *

Gregorio ist nicht nach Brussa oder Gallipoli gegangen, wie seine Schwester bat. — Die letzten Piaster, welche er von ihr empfing, sind verjubelt und sein Hungerleben wird wieder beginnen. — Er hat nichts Anderes gelernt, als ein Kaïk zu führen oder ein Pferd zu zäumen, und Maria, der Schwester, darf er nicht mehr unter die Augen treten. Wie, wenn er sich dem fremden Capitano, dem er an Jone's Gruft sein verbrecherisches Leben enthüllte, als Agogates, Roßwärter und Kaïkschi anböte?

Erst einige Tage sind verflossen seit jener Nacht, wo Gregorio zu Maria kam, als er Stanislas, anscheinend zerknirscht und Besserung gelobend, sein Gesuch vorträgt. Dieser weiß, daß die am Bosporus wohnenden Griechen zwar die edle Gesichtsbildung der alten Hellenen, ihrer Vorfahren, geerbt haben, aber unter der entwürdigenden Türkenherrschaft verwildert sind. Gregorio selbst hat ihm mit eigenem Munde gesagt, er sei von der Menschheit als Abschaum derselben verstoßen, soll er einen Verbrecher in seine Dienste nehmen? Und doch, könnte Gregorio's Reue nicht eine aufrichtige sein? Zudem ist Stanislas so mild, so weich, so vergebend gestimmt von jener Stunde ab, wo er vor Maria's Bilde in der Kapelle zu Kandilli kniete, daß er den Versuch mit Gregorio wagen will.

„Eins jedoch mußt Du versprechen, den Namen Deiner Schwester nicht mehr zu erwähnen."

Gregorio gelobt es.

In stillen Stunden kommt Stanislas oft der Gedanke, das holde Weib sei ihm durch einen Beschluß des Himmels bestimmt; aber da er nicht zu hoffen wagt, noch ein wahrhaftes Glück zu besitzen, so will er in sein Geschick nicht eigenmächtig eingreifen, sondern ihm überlassen, wie es ihn mit Maria vereinigen wird.

Ein einziges Mal trieb es ihn, den Bazar von Arnautköi zu besuchen mit dem festen Vorsatz, Blumen und Kränze zu kaufen; wie er jedoch die Frucht- und Blütenkörbe und zwischen diesen Maria erblickte, überkam ihn eine so mädchenhafte Scheu und Scham, als stünde das selige Geheimniß seiner Liebe ihm auf der Stirne geschrieben, und er verließ den Ort.

Seit Gregorio in seinen Diensten, verlebt Stanislas die milden Lenzabende fast immer auf die Kissen seines Kaïks gestreckt und sanft von den Wellen geschaukelt.

Die Sonne ist im Osten, selbst zur Frühlingszeit, so mächtig und ihre Strahlen spenden so viel Wärme, daß erst in der Abendkühle die arabeskengeschmückten Kaïks mit Lustfahrenden über den glatten Meerstrom fliegen. Schöne Haremfrauen, in ihre bunten seidenen Feridschis gehüllt, entfliehen dann ihrem vergitterten schimmernden Käfig, junge Moslems lassen ihre Kaïks unter den Fenstern der Sultanin ihres Herzens treiben und ein heißes, sehnsüchtiges Lied klingt zu ihr hinauf. Heute steht die Sonne wie ein glühender, verzehrender Feuerball am Himmel. Drückende Schwüle lastet auf der Erde, die Trauerweiden senken ermattet ihre hängenden Zweige tiefer, unter den Pinien und Cypressen brütet eine schwere, harzige Atmosphäre.

Schwarze, drohende Gewitterwolken sammeln sich am Nachmittag an dem sonst im heitersten Blau glänzenden Firmamente; in undurchdringlichem Dunkel thronen sie über dem weißen, zimmerreichen Schlosse Rumeli Hissar und über den Kuppeln der Moscheen, deren goldener Halbmond auf Augenblicke von der aus dem Wolkenschleier scheu hervorlugenden Sonne beleuchtet wird.

Lange dreieckige Züge von Enten und Gänsen streichen über das Wasser und fliegen schnatternd dem Euxinus zu, in dessen Strandklippen sie ihre Nester gebaut haben.

Noch liegen die Wellen wie bleiern; kein Hauch furcht sie,

sie ruhen und rüsten sich gleichsam zum Kampf, den sie bald mit dem Sturm zu bestehen haben werden. — Die Wolken entsenden senkrecht schwere, warme Tropfen; der jetzt leis sich erhebende Wind bewegt zitternd die Kronen der Platanen und Cypressen, an den Masten züngeln die rothen Wimpel wie Blitze, die Wellen schäumen weiß und rollen mit Unruhe zum Strande.

„Würdest Du Dich jetzt mit Deinem Kaïk auf den Bosporus wagen?" fragt Stanislas seinen Agogates Gregorio. — „Ich lieb' es, von den empörten Wellen umringt zu sein und des Himmels Blitze im Wasser leuchten zu sehen."

„Gewiß Capitano," antwortet Gregorio, „aber bedenke, Dein Wagestück ist nicht ohne Gefahr."

„Die eben such' ich," versetzt ihm Stanislas, den die immer höher schwellenden Wogen seltsam erregen.

Die salzige Meerflut spritzt hoch am Ufer hinauf, so daß es Stanislas schwer wird in's Kaïk zu steigen; nach mehreren vergeblichen Versuchen liegt er hingestreckt auf die Teppiche.

„Glück zu, Gregorio!" und das leichte Fahrzeug tanzt auf den immer mehr erregten Wogen.

Kein Kaïkschi traut sich bei beginnendem Unwetter mit seiner gebrechlichen Gondel auf den Bosporus. Stanislas schaut umher, nirgends ein Boot. Seines fährt gerade unter dem Bugspriet einer Fregatte hin, deren Matrosen kopfschüttelnd dem kühnen verwegenen Abenteuer nachstarren.

Langsam grollt schon der Donner, einzelne Blitze zucken fern über der Propontis.

Plötzlich erhebt sich mit Gewalt der Sturm. Die empörten Wogen schäumen und pfeifen, grüne Wasserberge, mit weißem Gischt gekrönt, verschlingen einer den andern; das kleine Kaik tanzt, ein Spielball, preisgegeben dem empörten Element.

Und immer näher kommt der Donner; Blitz auf Blitz,

Schlag auf Schlag. Die Bäume in den hängenden Gärten stehen in hellem Feuer, sie gleichen jenem Busche, in welchem einst der Herr dem Moses erschien.

Der Sturm peitscht dichte Regenschauer auf die Wellen hernieder, diese heben das zierliche Kaïk mit Gewalt, als wollten sie es zum Himmel schleudern, und in demselben Momente werfen sie es, in allen Fugen zitternd, wieder in jähe feuchte Abgründe.

Schaaren von Möven, die schreiend Stanislas und Gregorio umflattern, sind rings auf der grollenden Wasserwüste die einzigen lebenden Wesen außer ihnen.

Gregorio hat furchtbar gegen die Gewalt des Sturmes zu kämpfen; der Schweiß rollt ihm von der Stirne, seine Hände sind kaum noch im Stande die Ruder zu führen.

Tausendfacher Tod gähnt den Beiden entgegen; Stanislas ist ruhig, wiewohl er kaum noch an Rettung denkt.

Das Gewitter hat jetzt seinen Höhepunkt erreicht; Sekunden lang brennen die Blitze und zerreißen den dicht mit Wolken verhangenen Himmel; hier und dort schlagen sie in die zischende Flut und diese spritzt wild auseinander.

Ein Ruder haben die Wogen schon zerbrochen, der Sturm dreht das Kaïk wie einen Kreisel umher, keine Hülfe fern und nah.

Beide scheinen dem sichern Untergang geweiht; durch Schwimmen das Ufer zu erreichen ist das einzige Rettungsmittel, welches sich ihnen bietet. Stanislas will es nicht unversucht lassen. Er legt seinen Säbel, den er an goldener Koppel um den Leib trägt, ab und schiebt ihn von den Teppichen, auf welchen er lagert, herunter zu den Füßen Gregorio's, welcher die kleine Ruderbank einnimmt, an die er sich mit beiden Händen klammert, damit ihn die Wogen nicht fortspülen. Dann entkleidet er sich seiner rothen Jacke und der Schuhe, um von diesen nicht im Schwimmen gehindert zu werden.

Immer höher steigen die Wogen, sie spritzen mit solcher Macht über das Kaïk, daß dieses förmlich von ihnen begraben wird. Nach allen Strichen des Kompasses setzt der Sturm um; eben heult er von dem Vorgebirge von Kandilli herüber und jagt das Kaïk mit sausendem Ungestüm auf Arnautköi zu, jetzt bricht er, wie ein versteckt lauernder Feind, aus der Schlucht zwischen Rumeli Hissar und Belbeck und wirft es zurück in die Mitte des Bosporus.

„Kannst Du schwimmen, Gregorio?" überbrüllt Stanislas den pfeifenden Sturm.

„Wie ein Delphin, Capitano, kümmere Dich nicht um mich."

Unaufhörlich zucken die Blitze, sie gleiten über die stahlblauen Wellen gleich feurigen Schlangen, die der Sturm vom Grund herauf beschworen.

Unwillkürlich empfindet Stanislas die ganze Majestät des prächtigen Schauspiels.

Da kracht ein furchtbarer betäubender Donner. Der Blitz ist wenige Schritte von ihnen in die Flut geschlagen, die er auseinander reißt, als wolle er zwei Ströme daraus bilden. Doch im Augenblicke schließen sich die schäumenden Wasser wieder und bäumen und recken sich zu Riesengröße.

Und immer hellere Blitze sprühen, doch werfen sie in Gregorio's schwarze Seele keinen lichten Strahl. Als sich Stanislas entkleidet, bemerkte der gierige Grieche um seinen Hals eine goldene Uhr, an dünner Kette hangend. Er wartet nur auf den Moment, wo Stanislas zum Sprung über Bord sich von den Teppichen heben wird, um sie ihm abzureißen.

Das Kaïk wird jetzt in einen Strudel geworfen, von der grausen Charybdis verschlungen und wieder ausgebrochen; die eine Spitze desselben ragt hoch aus der Flut, die andere ist tief in ihr versenkt.

Stanislas schnellt sich empor und springt aus dem Fahr-

zeug, Gregorio ihm nach mit einem Tigersatze und reißt ihm die Kette vom Halse; doch das Koppel des zu seinen Füßen liegenden Säbels hat sich um diese geschlungen. Vergebens ringt er mit den Wogen, sucht er sich von der hemmenden Fessel zu befreien, die Beine sind gebunden und gestatten nur nothdürftige Bewegung.

„Capitano, hilf, ich ertrinke!“ schreit er in letzter Todesangst; dann ziehen ihn die Wellen in die furchtbare Tiefe.

Stanislas selbst haben die Wogen schon weit von seiner Seite geworfen; sie schaukeln ihn auf und nieder, von Minute zu Minute sinken seine Kräfte, ohnmächtig wird er von ihnen getrieben.

Der Sturm brüllt, die Wellen grollen, pfeifen und schäumen und werfen einen blassen, erschöpften, von der salzigen Meerflut triefenden Mann auf den Strand von Arnautköi.

* * *

Die Götter sind der armen Maria gnädig. Was sie ihr an Schwesterliebe genommen, spenden sie ihr reichlich wieder durch eine andere, die wie der Frühling mit Blüten, Duft und Klang in ihr Herz zieht. Die Wellen trugen Jone fort und dieselben, welche sonst, vom Sturm durchwühlt, nur farbige Steine, Muschelschalen und Tang auswarfen, brachten ihr nun ein Wesen, von dessen Hauche geweckt die verschämte Knospe ihrer keuschen Liebe zur vollen Rose erwachen wird.

Einige Männer fanden den erschöpften Stanislas, den sie für todt hielten, am Ufersande liegen und trugen ihn, damit die noch immer über ihn weg rollenden Wellen ihn nicht abermals in den Meerstrom zurückwerfen möchten, in das nahe Haus Mariens. Keine prüde Scham überkam das herrliche Mädchen, als die Männer die halbnackte todtblasse Gestalt ihr zu Füßen auf den Teppich legten und mit den Worten: „Uebe auch am Ge-

ringsten Barmherzigkeit, so stehet Dir die Thüre des Paradieses offen!“ das Gemach wieder verließen.

Sie kniete nieder bei dem Ohnmächtigen, strich seine über Schläfe und Augen herabhängenden Locken aus der weißen Stirne, horchte athemlos gespannt, ob das Herz in dieser jugendlichen Brust noch schlüge, und löste, da sie hochroth vor Freude ein mattes Schlagen gewahrte, ein seidenes Tuch, das sie um ihre Haare geschlungen, und rieb damit den erstarrten Körper. Dann nahm sie starke wohlriechende Essenzen und netzte mit diesen Schläfe und Stirn. Leise hob sich die Brust, die Wärme der weiten Jacke, welche ihren eigenen Busen gedeckt und die sie Stanislas angezogen, übte einen wohlthätigen, belebenden Eindruck auf den Erstarrten.

Maria kniete, nachdem sie den Körper in den Teppich gehüllt, neben Stanislas und hielt sein schönes, auf ihrem Schooß ruhendes Haupt in ihren Händen.

Kein Traum flicht in des Ohnmächtigen Schlummer liebliche Bilder; aber Maria wird so eigen, so bang und wieder so selig um's Herz, wie sie nimmer dergleichen empfunden.

Der Sturm draußen ist gemach vertost; des Abends Röthe prangt friedlich und feierlich am Himmel, erleuchtet sanft das Gemach und erblüht in ihrem Innern zu einer goldenen Aurora, die nimmer verlischt.

Immer wieder beugt sie sich nieder und erwartet bange den Moment, wo die geschlossenen Augen sich öffnen werden.

Die Liebe ist gottgesandt! Sie fällt, ein himmlischer Strahl, in die Herzen und der einmal entfachte Funke lodert dann in heller Pracht.

So bei Maria! Woher dieß Ahnen beginnender Seligkeit, woher dieß bange Glück, das die Brust feierlich bewegt?

Ihr Herz neigt sich zu dem des holden Schläfers; leis küßt

sie seine Augen, und der warme Hauch ihres Mundes erschließt den blauen Himmel, der unter den Wimpern leuchtet.

Stanislas öffnet die Augen und ein Lächeln der Verklärung spielt um die blassen Lippen; er meint wieder in der Kapelle zu Kandilli das wunderbare Muttergottesbild zu schauen. Ihm ist's, als neige die Himmelskönigin sich nieder und flüstere ihm Worte der Verheißung in's Ohr. Und doch ist's kein Schein, es ist Wirklichkeit und Wahrheit, denn wie jetzt Maria Markopoli ihren Mund sanft an sein Ohr lehnt und ihm zuhaucht: „Schlummere sanft!" verheißt sie ihm damit die edle aufopfernde Pflege eines hohen liebenden Frauenherzens für ein ganzes Leben!

Stanislas schlummert wieder und träumt weiter von der Himmelskönigin, die nun in seinem Herzen thront. Und wie er erwacht und die Erinnerung an Alles in ihm lebendig wird, stürzen zum ersten Mal in seinem liebeleeren Leben Thränen höchster Seligkeit aus seinen Augen. Dann wechseln die Beiden süße verworrene Reden, halten sich umschlungen, und Blick und Antlitz glüht lauter Liebe, obwohl der Mund kein Wort verkündet.

Mai im Herzen, Mai in der Natur, verträumen Maria und Stanislas ihren Liebesfrühling. In dem ärmlichen Gotteshause, wo Stanislas zum ersten Male jenes Bild schaute, das ihm himmlische Seligkeit verlieh, legt ein Priestergreis in prächtigem Gewande der beiden Liebenden Hände zusammen. Einige Knaben schwingen die duftenden Weihrauchfässer, das kleine Glöckchen läutet, es läutet in demselben Traumland, das er so lange ersehnt, wo er diesen metallenen Klang nicht mehr zu vernehmen gedachte. Und in seine Seligkeit mischt sich fromme Wehmuth, da er an die todte Mutter denkt. Er fühlt, ihre Manen sind versöhnt, er fühlt wie nie, die Himmlische sende ihm von Oben ihren Segen.

Monate sind vergangen, die wilden Kameraden, mit welchen Stanislas im Verandasaale zusammen lebte, haben die Ufer des Bosporus verlassen, es ist ja Friede geschlossen.

Er allein ist zurückgeblieben, ihn zieht keine Sehnsucht zum Abendlande, nur im Osten scheint ihm die Sonne und belebt sein Inneres durch warmen Strahl.

Maria hat ihm ein beglückendes Geheimniß zu verrathen: sie lehnt an dem geliebten Mann, ihre Lippen bewegen sich zum Sprechen, und doch entquillt ihnen kein Laut. Und wenn bei Nacht ihre glühenden Wangen an einander ruhen und der Mond sein keusches Licht durch die rebumkränzten Fenster wirft, regt sich wieder das Geheimniß und verräth sich nur durch heißere Küsse, glühenderes Umfangen.

Am wiederkehrenden Jahrestag von Stanislas' Rettung knieen die Liebenden vor dem Muttergottesbild in der Kapelle zu Kandilli — Maria, die keusche Jungfrau ist eine selige Mutter, und wie einst jene Maria, welche den Heiland gebar, diesen im Tempel zu Jerusalem dem Herrn darbrachte, hält die Betende ihren holden Knaben zum Gnadenbild empor, und eine himmlische Stimme umtönt die Glücklichen:

„Friede sei mit euch!"

Monate sind vergangen, die wilden Jahre verronnen, mit welchen Stanislaus im Vormundschaft gelebt, haben sie über das Gewesene verschwiegen, es ist in Asche gesunken.

Er allein ist zurückgeblieben, ihn zieht keine Sehnsucht zum Abschied, auch im Osten reicht ihm die Sonne und leicht sein Inneres durch neuen Geschmack.

Maria hat ihm ein glückliches Geheimniß zu vertrauen: sie lehnt an dem geliebten Mann, ihre Augen bewegen sich zum Sprechen, und doch entquillt ihnen kein Wort. Und wenn bei Nacht sich glühenden Wangen an einander ruhen und der Mond sein bleiches Licht durch die schimmernden Scheiben wirft, regt sich wieder das Geheimniß und verräth sich nur durch heiße Küsse, zitternde Umarmungen.

Am siebzehnten Jahrestag von Stanislaus' Heirath haben die Liebenden vor dem Muttergottesbild in der Kirche zu ... Maria, die heilige Jungfrau ist eine selige Mutter, doch nie ... Maria, welche den Heiland geboren, bieten im Traum ... hält sie ihres kleinen Knaben ... empor, und eine himmlische Stimme mahnt die Glücklichen:

„Ihr werdet ... mir nahen!“

In den Tagen von Solferino.

1.

Ueber Verona und den die Stadt umgebenden raudischen Feldern, wo einst Marius gesiegt über die Cimbern, welche von den Alpenhöhen der Anblick der hesperischen Gärten zum Besitz reizte, liegt noch der Friede des thauigen Morgens. Fern im Osten, aus den schlummermüden Lagunen, erhebt sich der brennende Feuerball der Sonne; die weißen Spitzen der tyroler Berge beginnen zu flammen, ihr Haupt ist mit einem Diadem gekrönt, die Glieder umhüllt ein duftiges violettes Gewand. In stiller Hoheit schauen sie über die niederen weinbekränzten Höhen in dieselbe Ebene, welche seit grauen Jahren der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen. Denn bei Verona entschied sich öfters das Schicksal des Weltreiches Rom, als die Bürgerkriege an dem Staatskoloß rüttelten; hier endigte im Jahre 249 der Krieg zwischen Decius und Philippus mit des Letzteren Tode, hier vernichtete des Honorius Feldherr Stilicho die Gothen, auf diesen Feldern setzte Theodorich dem Reiche des Odoaker ein Ziel, bis auch er das seine unter Justinians Herrschaft durch Narses untergehen sah!

Die volle Sonnenscheibe ist so roth anzuschauen, als wäre sie gefärbt mit dem Blute der Millionen, die in der lombardischen Ebene starben. Oder verkündet sie uns ahnend, daß sie auf den glücklichen Fluren, denen sie in friedlichen Zeiten einzig

Segen gespendet, heute nur entstellte, im Blute schwimmende Leichen bescheinen wird?

Horch, Kanonendonner!

Wir täuschen uns nicht. Schon seit einigen Tagen vertraute man sich's in der Armee, daß nächstens eine Schlacht geschlagen würde. Noch gestern saßen ruhig plaudernd und rauchend die Gruppen an den Wachtfeuern; die Sterne schienen so friedlich, ihr Flimmern verkündete nicht, daß, wenn sie wiederum am Firmamente leuchteten, so manches Auge ewige Nacht decken würde, welches noch eben andächtig und feierlich zu ihnen emporgeschaut.

„Brum, brum!" — Es ist ein dumpfer, unheimlicher Klang. Wir stehen neben dem im Morgenwinde flatternden österreichischen Banner auf der Bastion bei Porta nuova und wünschen uns die Augen des Lynkeus, um die streitenden Heere und ihre Bewegungen erkennen zu können. Aber trotz unseres Telescops unterscheiden wir nichts. Einmal zieht sich über die Höhen bei Custozza und Valeggio ein weißer Dunst. Sind's am Himmel segelnde Wölkchen, ist's Pulverdampf oder von Artillerie und Cavallerie aufgewirbelter Staub: wer enthüllt's?

Wir verlassen unseren Standpunkt, dem draußen im Schlachtgewühl hoch erhobenen Doppelaar Heil und Sieg wünschend, gehen den Corso hinab durch die Portoni an den alten Mauern des Theodorich vorüber auf Piazza Brà.

Hier ist das Herz Veronas; alle Venen und Arterien dieses lebendigen Körpers ergießen sich dahin und fluten wieder zurück. Unter den Arcaden des Palazzo Ottolini, wo sich das Offizierkaffeehaus befindet, nehmen wir Platz. Die Scenerie ist folgende: Links von unserem Sitze zieht sich eine Reihe von Arcaden bis zur Via nuova, uns gegenüber erhebt sich die Hauptwache, ein großes stattliches Gebäude, unter dessen von korinthischen Säulen getragenem Vestibul eine Compagnie die Wache bezogen.

Ein bärtiger Posten, den Kolben seines Gewehrs zur Erleichterung mit beiden Händen fassend, schlendert auf und ab vor den in den Stützen ruhenden Flinten, neben denen die von der Fahne beschattete Trommel auf einem Bock liegt. Die Wachtstube ist keines Soldaten Freund, darum sitzen die meisten auf den Stufen der Freitreppe, fliegen jedoch eiligst Jeder nach seinem Platz im Gliede, da die Schildwache „heraus" ruft.

„Präsentirt!" schallt accentuirt das Commando, und die Trommel wirbelt einem hastig dahinrollenden Wagen nach, in welchem sich der Commandeur eines Corps befindet.

Zur Rechten dieser Gran Guardia reihen sich die zinnenreichen gezackten Mauern des Theodorich bis zum sogenannten Palazzo, einem herrlichen, aus grauen Quadern errichteten Bauwerk, dessen zweiter Stock von konischen Säulen getragen wird, und unter dessen weiter geräumiger Vorhalle Facchini und Lazzaroni ruhen, unbelästigt von der italienischen Sonne, die wir hyperbolisch leicht zur afrikanischen stempeln könnten. Der Palast wurde im Jahre 1609 zur Aufnahme der Filotimi, Freunde der Ehre, durch Domenico Curtoni, einen Enkel des großen Sammicheli, dem Verona seine schönsten Baudenkmäler verdankt, errichtet, und ist gegenwärtig, wie so viele öffentliche Gebäude, zu einem Hospital eingerichtet. Ein rother, fünfeckiger, mit Zinnen versehener Thurm, welcher die Mura di Teodorico gebieterisch überragt, beherrscht auch diesen Palazzo.

Jetzt erst, nachdem wir die Monumente niederer Ordnung einer kurzen Betrachtung unterworfen, erheben wir das schüchterne Auge zu jenem riesigen marmornen Steinkoloß, Arena oder Amphitheater genannt, dessen herrliche, kühn gewölbte, in Gallerien emporstrebende Bogen uns die römische Weltherrschaft, welche Allem das Siegel ihrer Größe aufdrückte, nahe rücken. Der berühmte Historiker Scipio Maffei nennt dieses Werk: „la più bella cosa del mondo," und wir können ihn darum nicht

tadeln; es ist ganz aus Marmor errichtet, der am Ufer der Etsch bei Chiusa gebrochen wurde; die Form ist eine Ellipse, die Länge beträgt 513, die Breite 410 und die Höhe 100 Fuß. Leider haben zwei Erdbeben, nebst der Alles zerstörenden Zeit, das Ihrige dazu beigetragen, aus dem unverwüstlich scheinenden Denkmal eine ehrwürdige Ruine zu machen.

Von der obersten, einst mit Statuen geschmückten Gallerie sind nur noch vier Bogen stehen geblieben, aber die Natur heilt und bedeckt liebreich, wo sie Wunden schlug, und jetzt wuchern in den Spalten und Ritzen Lianen, Farrenkräuter, und von den Wölbungen hängen Feigensträucher, wie grüne freischwebende Girandolen.

Kein Velärium, als Präservativ gegen die heißen Sonnenstrahlen oder Regen, spannt sich in unseren Tagen über die Arena; der Himmel liegt bleigrau und drückend auf der Erde, es scheint fast, als werde ein ermattender Scirocco wehen.

Trotzdem entfaltet sich bald ein buntes Leben unter den Arcaden des Palazzo Ottolini. Offiziere aller jetzt in Italien anwesenden Regimenter gehen hier ein und aus, und Alle, vom Kaiser bis zum Lieutenant, tragen, der großen Hitze wegen, statt der gewöhnlichen Waffenröcke von weißem Tuch solche aus grauer Leinwand, am Kragen einen gelben, blauen, grünen, violetten oder schwarzen Spiegel, je nach der Farbe ihres Corps, und die den Rang anzeigenden silbernen oder goldenen Sterne, wozu sich bei den Stabsoffizieren noch eine Tresse und bei den Generalen eine breite Borte gesellt. Nur wenige, vielleicht Adjutanten oder solche Offiziere, welche eine Meldung machen, haben die schwarzgelbe Feldbinde um die Hüften geschlungen und statt der leichten Mütze den Czako auf dem Haupt. Viele sind voll Staub oder mit Schmutz bespritzt, denn ihre Kleider können sie nicht wechseln, da ihre Bagage nach dem Gefecht von Montebello verloren ging oder nach dem Kampf von Varese in die Hände von

Garibaldi's Truppen fiel. Alle aber, bis auf einige junge milchige Gesichter, die von der Akademie schnell in ein Regiment versetzt wurden und dem Examen vergnügt ein Schnippchen geschlagen, sind von Sonne und Wetter gebräunt, lange nicht rasirt und tragen darum kräftige Bärte. Brüderlich und kameradschaftlich sitzen neben dem Feldmarschallieutenant und höheren Offizieren junge Capitains und Lieutenants bei Sorbetto, Gelato oder Mokka, die erlebten Abenteuer des letzten Gefechtes austauschend. Wer von seinen Verwundungen schon so weit hergestellt, daß er sich bewegen kann, ist sicher hier zu treffen; denn Alle brennen vor Begier, Etwas Neues zu erfahren über das Schicksal ihres Regiments und der Kameraden. Hier treffen sich zwei wieder, deren Bataillone vor sechs oder acht Jahren zusammen in derselben Garnison in Siebenbürgen lagen.

„Grüß di Gott, Bruder, was machst?" und ein kräftiger Druck der Hand erneuert die alte Freundschaft.

„Wie geht's dem Hauptmann v. X.?" lautet dort eine spannende Frage.

„Vetter, der ist bei Magenta gefallen; eine Kanonenkugel nahm ihm das Bein weg und der Schmerzen des Amputirens war er überhoben. Aber was sagst zum Capitain W.? Der schneidige (d. h. brave, furchtlose) Kerl kriegt eine Kugel vorn in die Schulter, hinten wieder raus und marschirt mit uns von Magenta bis an den Mincio, ohne nur einen Tag im Spital zu liegen?!"

„Teufel!" antwortete der Andere verwundert.

An jenem Marmortische erfährt ein junger Galoppin, sein Vater sei nicht gefallen, sondern als Gefangener nach Paris gebracht, und freudig reißt er die schwarze Trauerbinde von der weißen Uniform.

Ein Oberlieutenant nähert sich einem wild aussehenden Oberst, der lange nicht aus den Stiefeln gekommen.

„Herr Oberst kamen gewiß gestern Abend sehr ermüdet hier an; Sie waren auf dem Tisch eingeschlafen!"

„Ich eingeschlafen? Ja, wenn man sich seit drei Monaten fortwährend auf Vorposten herumtreibt und jede Nacht schläft wie ein Hund, ist's wohl möglich, daß man einmal nickt. Ich muß gleich wieder 'naus! Ha, augenblicklich halten Leib und Seele noch zusammen; was daraus wird, weiß ich nicht!"

An allen Tischen sitzen schon Verwundete. Manche gehen an Stöcken, Andere tragen den Arm in der Binde, wieder Andere haben ein leinenes Tuch um den Kopf. Einige erfochten schon die eiserne Krone, und die Jüngeren betrachten sie mit Stolz und dem noblen Neide, im nächsten Gefechte eine ähnliche Auszeichnung mit allen Kräften zu erringen. Auch Nachtblinde finden sich vor, welche blaue Brillen tragen. Man kennt den Ursprung dieser Krankheit noch nicht; das Factum ist, daß Leute auf Vorposten plötzlich keinen Schritt weit zu sehen im Stande sind, welches Uebel sich beim Eintreten der Dunkelheit wiederholt. —

In Verwunderung versetzt es uns, einige Offiziere bei dieser drückenden Hitze im Mantel zu sehen. Der Grund indeß ist sehr einfach; sie besitzen nämlich kein anderes Kleidungsstück mehr, als den blutigen Leinenrock, in welchem sie verwundet worden, und müssen daher diesen Ehrenkittel mit dem Mantel bedecken.

Auf der Piazza Brà selber herrscht ein fast verwirrendes Durcheinander. An der Portoni stehen dicht gedrängt Italiener, deren dunkle stechende Augen eine mit großen Lettern bedruckte neue Proklamation des Generals Urban lesen. Es wird ihnen sehr kurz bekannt gemacht, daß, wenn sie sich den Gesetzen des Belagerungszustandes nicht fügen, oder gar den Posten, welche nun in Verona für sie Behörden seien, opponiren, diese das Recht haben, sie niederzumachen. Stumm und ohne ein Wort an den Nächsten zu richten, trollt Jeder seiner Wege, nachdem er die Bekanntmachung gelesen.

Zugegeben, daß des Feldmarschallieutenants Urban Manifeste in der Regel etwas barsch und fast herausfordernd klingen, so sprechen doch alle Offiziere, welche zu seiner gegen Garibaldi gebildeten Division gehörten, nur mit Liebe von ihm und sagen, daß sie gern unter ihm dienen. Er selbst hüllt seine Dispositionen stets in größtes Schweigen, ordnet fast Alles selbst an, bestimmt die Quartiere der Leute und gab seiner Truppe stets das Beispiel eines unerschrockenen und muthigen Führers.

Ueber den Platz ziehen Tausende von Creaturen, Menschen und Vieh dicht gedrängt. Von Porta nuova herauf, den langen Corso entlang, kommt ein nicht endender Zug von Verpflegungswagen, meist mit vier Pferden bespannt. Die Colonne setzt sich in Trab und rasselt über das Steinpflaster wie eine wilde Jagd. Unbekümmert um die dahin Sausenden bewegen sich schläfrig daneben einige von grauweißen, kräftigen Stieren gezogene Fuhrwerke voll Kranker, die nach einem Hospital geschafft werden. Es sind meist Soldaten von einem ungarischen Infanterieregimente, wie wir an den blauen, eng anschließenden Hosen bemerken können; sie haben ihre Lagerkappen über die Augen gezogen zum Schutz gegen die Hitze; auf den blassen Wangen liegt eine wahre Aversion gegen den Kriegslärm. Durch die Zwischenräume, welche die einzelnen Wagen bilden, marschiren kleine Trupps Gendarmerie; herrliche starke Leute, deren elegante mit Schnüren gezierte Uniformen und blanken Helme glänzend gegen die durchschwitzten Leinenkittel der Feldsoldaten abstechen; ihnen folgt eine Schwadron von „Bayern-Husaren", auf den Colpaks grüne Zweige; die Pferde sind sehr matt und lassen die Köpfe hängen, aber die Reiter zeigen keine Abspannung, sondern schauen hinauf zu den Balkonen, auf welchen schwarzäugige Veroneserinnen sitzen, denen sie freundlich zunicken, als wären es alte Bekannte von ihnen aus dem Ungarlande.

Die Schwadron ist kaum vorübergezogen, so nähert sich der

Piazza von Castell Vecchio her eine Heerde schwarzer Ziegenböcke, von einem Bauern aus den tyroler Thälern getrieben. Der Hirt mit dem braunen spitzen Hut, welcher ein edles Antlitz beschattet, einen weiten Mantel malerisch umgeworfen, in der Hand den umgebogenen Stab, erinnert an eine der Figuren, welche bei Bethlehem die Nacht bei ihren Hürden verwachten, als ihnen die Geburt des Heilandes verkündigt wurde.

Nur wölbt sich heute kein tiefblauer Himmel über dieser Staffage; die trüben Wolken hängen schwer im Aether und drücken wuchtig auf die Erde; es ist eine Schwüle, kaum zu ertragen.

Da plötzlich bricht der lang gefesselte Sturm los. In einem Augenblick ist die weite geräumige Piazza Brà von der auf ihr wogenden Menge gesäubert. Die Facchini retten sich unter die Arcaden des Palazzo; Jeder sucht das nächste Caffe zu erreichen, die Wagen rollen im Galopp in eine benachbarte Straße, so bald wie möglich in einer Locanda unter Dach und Fach zu kommen. Prasselnd stürzen große mit Hagel untermischte Regentropfen auf das Pflaster, der Wind heult, rüttelt an den Fenstern, zerschlägt die Scheiben, die klirrend herniederstürzen, zerzaust die Kronen der Bäume, wirft hier eine kleine Eselequipage um, wirbelt den Staub empor wie eine Windhose, und schleudert Ziegel von den Dächern. Immer neue heftige Stöße kommen, dann ruht das empörte Element einen Augenblick, um in der nächsten Minute mit erneuter Heftigkeit zu wüthen. Es ist eine Bora, wie sie die Veroneser lange nicht erlebt. Der Tag ist wie mit einem Zauberschlage in Nacht verwandelt; überall in den Zimmern werden Lichter angezündet. Doch die blinde Wuth des Orkanes dauert nicht lange, nach einer Stunde schon ist sein Zorn verschnaubt; der Himmel ist klar und rein, die Luft kühl, angenehm und erfrischend, Sonnenlichter streifen über die Dächer und Kuppeln der Stadt, so wie über die Abhänge der nahen Berge.

Nur ein Gedanke ist allgemein unter den Gruppen, die um die Marmortische am Palazzo Ottolini sitzen, der des Mitleids mit den armen Truppen, welche draußen bei Solferino und Guidiciolo kämpfen, oder, wie die Oesterreicher sagen, raufen.

Sieh, da wälzt sich eine ungeheure Menschenmenge vom Corso herauf. Sie ist noch ziemlich fern und gewährt in der weiten Perspective den Anblick eines krabbelnden Ameisenhaufens. Sie kommt näher und näher; wir befinden uns auch unter den neugierig Herbeieilenden. Es sind Verwundete, die am Morgen eine feindliche Kugel traf, und welche mit der Eisenbahn nach Stazione Porta nuova gebracht wurden. Man hört leises Wimmern und Winseln, und wie die Wagen dem Lazareth zuziehen verhallt's nach und nach.

Wieder nach unserem Platz unter die Arcaden des Caffe militare zurückgekehrt, ist unterdeß eine Equipage angekommen, in welcher ein blessirter General sitzt. Es werden ihm einige Erfrischungen gereicht, und der Verband, welcher sich gelöst hatte, wird erneuert. Ueber den Ausgang der Schlacht erfährt man noch nichts, da die jetzt schon verwundet Zurückgekehrten natürlich gleich zu Anfang derselben kampfunfähig gemacht wurden.

Gerade, wie vor der Bora, ist die Piazza Brà, welche auch den Namen Piazza d'arme, Waffenplatz, führt, belebt. Im Gegentheil, es wimmelt noch mehr von Menschen, die bei der abgekühlten Luft flaniren. — Und seltsam sind die Contraste hier gepaart. Denn während man auf dem die Arena umgebenden Platze an weiter nichts als die entfesselte Kriegsfurie gemahnt wird, versammelt sich in ihren inneren Räumen ein gemischtes Publikum, welches mit einer Andacht den Comödianten eines Sommertheaters lauscht, als würde dort ein Te deum für einen großen Sieg gesungen.

Da die Mehrzahl der Offiziere vom Caffe aufbricht, um sich in's Amphitheater zu begeben, so folgen auch wir dem dort-

hin flutenden Strome. Unten in den Corridoren sind jetzt Stallungen für ein Dragonerregiment; im Inneren stehen Lazareth- und Bagagewagen vom Regiment Erzherzog Ernst; über dem nun trockenen Wasserbecken der Basis, welches früher mit den Fluten der Adige gespeist wurde, wenn Seegefechte dargestellt werden sollten, erhebt sich die Bretterbude des Theaters, einem Schmarotzer vergleichbar, der sich auf dem Skelett dieses Riesen eingenistet.

Wir nehmen eine der Prosceniumslogen, an die wahrhaftig kein Luxus verschwendet ist, sind jedoch nicht sonderlich neugierig auf die Leistungen der Acteurs, von denen »I promessi sposi« nach dem gleichnamigen Roman des Manzoni an drei verschiedenen Abenden gespielt wird, so daß wir heute nur die erste Abtheilung anhören können. Unsere Aufmerksamkeit wird mehr durch die versammelte Menge gefesselt, über die unser Auge hinschweift, während das Orchester eine Arie aus „la Traviata" spielt, die alle anwesenden Italiener in elektrische Zuckungen versetzt. —

Wir sind nicht des Glaubens, daß etwa der Podesta di Verona mit Gemahlin oder sonst ein Nobile sich unter den die Logen Einnehmenden befindet. Irren wir uns nicht, sind vielmehr alle die anwesenden Damen von einem Rufe, der in der Regel „zweifelhaft" genannt wird, uns hingegen gar keinen Zweifel zuläßt.

Die Veroneserinnen haben fast alle dunkle glutende Augen, die wohl die Schönheit derer der Gazelle, aber zu wenig Milde und ein zu herausforderndes Feuer besitzen, um mit solchen verglichen werden zu können. Ihre Haare sind voll und schwarz, oft mit tiefrothen Granatblumen geschmückt; ein Spitzenschleier, am Scheitel befestigt und auf die Schultern niederfallend, umrahmt das meist bleiche Antlitz auf's Reizendste. Ihre in Regenbogenfarben schillernden Fächer sind gleich denen aller Südlän-

derinnen in ewiger Bewegung, und wie Talleyrand die Sprache gebrauchte, um seine Gedanken zu verbergen, benutzen sie die kleinen koketten Instrumente, um den verführerischen Blicken, deren Kühnheit sie unter diesem Schirm halb verstecken, mehr Nachdruck zu geben.

Jene dort ist ganz costumirt wie die Fischermädchen von Neapel: sie trägt ein weißes Mieder, das aus einem zinnoberrothen Tuche lugt. Alle ihre Gesten sind voll Feuer, aus ihrem vulkanischen Herzen zucken Flammen, so wie sie die Nähe eines Mannes wittert. Eine Andere, welche neben ihr Platz genommen, ähnelt in der Gesichtsfarbe einer halbreifen Olive, mit welchem Teint das grünlich schimmernde Kleid und der matt von gold'nen Arabesken schillernde Fächer harmonirt. Eine Dritte hat sich in Schwarz gehüllt, nicht in Weiß, die Farbe der Unschuld; ihr ganzes Ensemble erinnert an die Roccoccozeit, sie tritt, eine Marchesin jener Periode, herein in die lärmende Wirklichkeit.

Offiziere stehen hinter den Stühlen jener Göttinnen; sie lispeln den Frauen manchmal in's Ohr. Aphrodite wird diese Geheimnisse errathen!

Indeß thut man gut, alle diese Schönheiten aus großer Entfernung zu betrachten; es sind Freskenbilder, die in der Nähe besehen sehr rauh und grob erscheinen.

Die Musik schweigt und der Vorhang rollt in die Höhe!

Die oberen Logenreihen mit den Anti-Vestalinnen schenken den Schauspielern wenig Aufmerksamkeit, sie haben Wichtigeres zu thun; selbst wenn die Primadonna mit interessanten Zügen ihre ganze Kraft zusammennimmt, um ein stürmisches „Brava" heraufzubeschwören, gönnen sie dieser kaum einen Blick, ja sie wenden sich sogar mit einem spöttischen Lächeln zur Seite, da ein Galant einen reizenden Blumenstrauß auf die Bretter der Bühne wirft.

Die auf den Marmorstufen des Amphitheaters postirten Lazzaroni indeß sind mit Leib und Seele beim Spiel; mehrere tragen fezartige Mützen, einige Knaben sitzen in Hemdärmeln und bis über die Knie gestreiften Hosen, so daß die Beine ganz nackt erscheinen, es sind Genrebilder, wie sie Murillo gemalt.

»Addio!« sagt ein abtretendes runzeliges Frauenzimmer auf der Bühne. »Per sempre. Für immer!" ruft ihr ein Facchino laut nach und homerisches Gelächter erschallt im Parterre.

Nach etwa zwei Stunden ist die Comödie zu Ende; im Nu entleert sich die Arena durch die Ausgänge, welche von den Römern „Vomitorien" genannt wurden.

Wir allein bleiben zurück, steigen die vierundvierzig Stufenreihen empor zur höchsten Gallerie und beleben in der zurückgebliebenen Stille die immensen Räume mit den 30,000 Zuschauern, für welche sie ursprünglich eingerichtet sind.

Den Gladiator seh' ich vor mir liegen,
Auf seinen Arm gelehnt. Das Auge schließt
Sich männlich, noch im Todeskampf zu siegen.
Sein Haupt sinkt allgemach; — das Blut ergießt
Als letzter Tropfen sich, der langsam fließt,
So wie die ersten vor Gewitter fallen,
Und Ebbe wird, was erst so flutend schießt; —
Es schwimmt der Circus ihm — er stirbt — es hallen
Noch wild die Stimmen fort, die ihm zum Lobe schallen! —

Auf der Piazza Brà beginnt es schon zu dunkeln, da wir die Arena verlassen. In Italien beginnt das eigentliche Leben erst jetzt. Jeder genießt nun die kühle Abendluft auf dem Corso.

Wir schreiten achtlos durch das summende Gewühl nach Castell Vecchio. Der Kampf dauert noch fort, vielleicht daß wir etwas erfahren können. Ueber eine Zugbrücke treten wir in den geräumigen Hof und erklimmen die Wendeltreppe, welche nach dem Thurme führt. Es werden durch Siderallichter Signale

nach Monte und Mantua gegeben, doch theilt man uns ihre Bedeutung nicht mit; das Eine nur vernehmen wir, die Schlacht gehe in guter Ordnung weiter.

Zu unseren Füßen ruht die Stadt, von den Kuppeln und Thürmen der Kirchen San Giorgio, San Zeno Maggiore, Anastasio, del Crocifisso und vielen anderen überragt. Jenseits der Etsch aus den großen Arsenalen und den Schießscharten der mit Truppen besetzten Forts glänzen einige Lichter; bei Chievo, woselbst zwei Häuser in die Luft gesprengt werden, die das Geschützfeuer der Veste Franz Joseph masquiren, läßt sich ein prasselnder Knall vernehmen.

Die Nacht ist trübe und sternleer, auf die jäh aus der Ebene emporstrebenden Kirchthürme von San Massimo und Santa Lucia wirft manchmal der aus zerrissenem Gewölk lugende Mond einen flüchtigen Strahl, die Gipfel der Alpen tauchen in immer tieferes Dunkel. Mit Gewalt wollen wir auf den im Westen hinziehenden Höhen Etwas von den streitenden Colonnen erspähen, doch vergebens. — Der Donner der Geschütze kracht immer noch, links von Mantua zucken am Horizont grelle Blitze.

„Wie schrecklich ist doch der Krieg!" sagte einst der Feldmarschall York, da er nach einer Schlacht hinaus auf das Feld ritt, wo die Verwundeten, Sterbenden und Todten lagen und ihm ein mit einem Leichnam beschäftigtes Weib, die er für eine Plündernde hielt und fortzujagen befahl, thränenlos entgegnete: „Ich darf doch wohl meinen Mann begraben!" —

„Ja wie schrecklich ist doch der Krieg!" empfinden auch wir bei jedem Schusse, der dumpf zu uns herüberdröhnt und, der Kriegsgott weiß, wie viele Menschen niedermacht.

Und doch, da zieht eben unten in die Via teatro eine Abtheilung Schwarzenberg Uhlanen, eine schmetternde Fanfare blasend. Diese Töne lassen uns alle Schrecken des Krieges vergessen, sie erfüllen die Seele mit Thatendurst und dem Wunsche,

uns auf ein Pferd werfen zu können und hineinzubrausen in das Getümmel der Schlacht.

2.

Wir treten hinaus auf unseren Balkon und schauen im Frühlicht zum blauen, wolkenlosen Himmel Italiens, der uns wieder einen heißen ermattenden Tag verspricht. So rein die Luft, ist sie doch drückend und schwül; es scheint ein Gewitter zu nahen und am Firmamente werden grell hinzuckende Blitze mit polterndem Donner wechseln, die empörten Elemente werden in Streit gerathen, wie gestern die sich feindlich gegenüber stehenden Heere.

Die Stadt Verona, welche in den letzten Tagen von Truppen mehr entblößt war, ist wieder mit ihnen gefüllt. Schon in der Nacht hörten wir wirr in unsern Träumen das Rasseln der Kanonen auf dem Pflaster, wilde kriegerische Stimmen durcheinanderschreien, Commando's und Fluchwörter!

Uns ahnt nichts Gutes und wir eilen auf Piazza Brà, unterwegs einige matte, bestaubte Croaten, die ihre Gewehre am Riemen über die Schulter tragen und apatisch nach einem Lazareth wanken, um den Ausgang der Schlacht vom gestrigen Tage befragend. Doch wir erhalten nur eine Antwort, in deren Kauderwelsch wir keine Klarheit bringen, und setzen uns unter den Arcaden des Palazzo Ottolini an einen der Marmortische neben einen Offizier, der ein schwarzes Tuch um die Stirne trägt. Er ist nach Mitternacht mit einem Zuge Verwundeter von Villafranca hereingekommen und stand, obgleich selbst blessirt, draußen auf einem Waggontritt, weil nur für die am schwersten Verwundeten im Innern des Coupé Platz war.

„Das war ein train de plaisir!“ bemerkt der Mitkämpfer von Solferino. — „Drinnen die Leute mit zerfetzten Gliedern, wimmernd und winselnd, nicht einmal Stroh als Unterlage!“

Wir, die wir den Abend vorher noch auf Castel Vecchio der festen und frohen Hoffnung lebten, der hoch im Pulverdampf sich wiegende kaiserliche Doppeladler zerpflücke den gallischen Hahn, hören jetzt die entsetzliche Botschaft, die wackere brave Armee sei abermals geschlagen, habe sich über den Mincio zurückgezogen und des Kaisers Hauptquartier befinde sich wieder in Verona.

Diese betrübende Nachricht läßt uns nicht ruhen. Geflügelten Schrittes begeben wir uns die Listoni entlang, einen Fiaker zu suchen, der uns hinaus nach Stazione Porta Vescovo führt. —

Lucia, unsere Fioraja, wirft uns im Vorübereilen, wie sie täglich zu thun pflegt, ein Sträußchen zu, das uns jedoch nicht mehr erreicht, sondern zu Boden fällt und von einem mit Nägeln beschlagenen Soldatenstiefel zertreten wird.

Die Straße herauf, welche bei der Arena in Piazza Brà mündet, kommen unabsehbare Reihen von Wagen gezogen: Feldkarossen, die Bagagen der Offiziere, Karren mit Tornistern und Gewehren, andere langsam von Ochsen gezogen, auf denen leicht Blessirte oder sonst Kranke in buntem Durcheinander liegen und sitzen. Fast Alle sind zum Tode erschöpft, ihre Flinten ruhen in den leblos herabhängenden Armen, sie stützen das müde Haupt auf die Knie.

Je näher wir Porta Vescovo kommen, desto undurchdringlicher wird der Knäuel von zurückkehrenden Kriegern, durch die wir uns Bahn suchen müssen. Am Hospital der fate bene fratelli oder barmherzigen Brüder stehen leere Bahren, auf denen Verstümmelte lagen, die in's Krankenhaus abgeliefert sind; junge frische Burschen bringen auf den Schultern Andere getragen, die in blutiger Uniform, das Antlitz blaß und entstellt, wie Todte ausgestreckt liegen. Das Hospital ist bekannt durch seine vortreffliche Einrichtung und die milde, behutsame Behandlung, die den Blessirten zu Theil wird. Einige Brüder sind beim Abladen

der kampfunfähigen aber nicht besiegten Soldaten behülflich; auch mehrere Nonnen in ihrer schwarzen düsteren Tracht, um's Haupt die weiße, faltenreiche Haube, legen Hand an, und die stillen, ergebenen Züge ihres Angesichts verkünden die aufopfernde liebende Pflege, der sie ihr Leben weihten, und für welche so manches Gebet auf ihr Haupt von Oben herabgefleht wird. —

Mitten auf dem Trottoir der Straße liegen schlafende Ungarn; sie konnten sich nicht mehr weiter schleppen vor Müdigkeit; möge der Traumgott sie der lärmenden Wirklichkeit entrücken und ihnen auf der Pußta die traute Heimatshütte zeigen, an deren Schwelle ihre Kinder spielen, und von deren Herd blauer friedlicher Rauch wirbelt. Neben ihnen lehnen leicht am Kopf Verwundete, mit der Lagermütze bedeckt, den Czako und das Bajonnet in der Hand, welch' letzteres sie krampfhaft fassen, als fürchteten sie, der Feind sei noch in der Nähe und könne es ihnen entreißen. Weiterhin kommen Trupps von Husaren und Schwarzenberg Uhlanen geritten; einige ihrer Pferde haben Wunden empfangen und treten schmerzhaft auf das harte Pflaster, die schwarz und gelben Fähnchen hängen schlaff von der Lanze und die kecken Reiterjungen mit den gewichsten Schnurrbärten schauen gleichgültig und wie abgestorben für jedes Mitleid auf das Elend ringsum.

Dort, vor jenem Caffeehause, sitzt abgespannt und in Schweiß gebadet ein Soldat, dem jugendlichen Aussehen nach fast noch ein Knabe, und schreibt einen Brief. Es ist wahrhaft rührend; der gute Sohn ist so vertieft in das Kritzeln der schwarzen Buchstaben, die ihm sehr sauer zu werden scheinen, und sicher der alten Mutter die Nachricht bringen sollen, er sei unversehrt aus dem heißen Kampfe gekommen, daß er die Welt um sich total vergessen.

Wir wollen durch das lärmende Getöse über die Zugbrücke der Porta Vescovo. Unten im Bastionsgraben spazieren nackte

Gestalten, die sich in dem sehr schmutzigen Wasser der Cunette zu reinigen versuchen; am Abhang des Glacis, dem Campo Santo zu, dehnt sich ein weiter Artilleriepark. Die an Pfähle gebundenen Pferde wiehern laut, die metallenen Geschützröhre blitzen wie Spiegel und erinnern uns kaum an die ernste ultima ratio regis, so kokett buhlen sie mit der flammenden Morgensonne. Daneben sind Feldschmieden errichtet; der Blasebalg entfacht die glimmenden Kohlen zu hellem Feuer, die kräftige Faust der Artilleristen läßt den wuchtigen Hammer auf den Amboß fallen, daß die Funken sprühen. Einige Kanoniere führen die Rosse nach einem, in der Nähe vorüberrauschenden Bache zum Tränken und Striegeln, welche Beschäftigung ein paar Dragoner nicht im mindesten hindert, ihre schmutzigen Leinenkittel zu waschen oder mit Flußsand und einem Strohwisch ihre Säbelklingen zu putzen.

Wir biegen jetzt rechts in eine Allee von Maulbeerbäumen, welche zu dem stattlichen Eisenbahnhofe führt und betreten den Perron. Fürwahr, der Anblick, welcher sich uns bietet, ist erschütternd! Wohin wir auch das Auge wenden, wir erblicken nur Sterbende und Verstümmelte.

Einige haben Kopfwunden, Vielen sind einzelne Finger abgeschossen, Andere empfingen Schüsse durch die Schulter oder Brust, wieder Andere in's Bein, so daß sie sich mühsam auf eine Krücke oder einen ihrer unverletzten Kameraden lehnen. —

Auf Matratzen und Stroh sind die Armen gelagert! In jener Ecke ruht mit gläsernen Augen, die unbeweglich in die Luft starren, ein Offizier, dem eine Kugel im Unterleib stecken blieb. Eine Lache Blut befindet sich zwischen den gekrümmten Füßen, seine an einen Thürpfosten gebundene Dogge scheint begierig daran zu lecken. Einige Schritte davon ruht ein Sluiner Grenzer, dem das rechte Bein von einer Kanonenkugel weggenommen wurde. Er krümmt sich vor Schmerz, wie ein Wurm,

und bittet um's Himmelswillen, man möge ihn nur erschießen, um seine Qualen zu enden, denn sterben müsse er doch.

Eine schweigsame Gruppe von Offizieren umgibt hier einen Hauptmann, dessen voller, schwarzer Bart ein edles blasses Gesicht umrahmt. Trotz der Blutflecke, welche die Feldbinde und den Kittel bedecken, unterscheiden wir den Orden der eisernen Krone, den er sich wahrscheinlich bei Magenta erwarb. Doch nun sind für ihn alle Dekorationen eitel; der Todesengel umschwebt ihn schon mit flatterndem Flügel, er hat eine Kugel in der Lunge und wird kaum das Hospital erreichen. Manchmal versucht er zu einem Kameraden zu sprechen, muß aber dies Beginnen immer wieder aufgeben.

Verwundete reihen sich an Verwundete; Viele scheinen schon von ihrer Qual erlöst, ihre Arme und Beine sind gestreckt, sie bewegen sich nicht mehr. Hier reicht ein auf der Tragbahre ruhender Oberlieutenant einem seiner Freunde, der traurig und die Thränen zurückdrängend, die in den Mannesbart rinnen wollen, vor ihm steht, seinen Säbel, dessen Scheide mit rothen Flecken bespritzt ist. Er scheint zu bitten, das, was ihm im Leben das Theuerste war, Jemand zu bringen, der es als heiliges Vermächtniß bewahren wird und hört nicht auf die Trostgründe, welche ihm zugelispelt werden.

Die meisten Offiziere behaupten, gestützt auf ihre Erfahrungen in den Schlachten von Palestro, Magenta und Melegnago, die französische Artillerie thue nicht viel Schaden; ihre Kanonenkugeln gingen meist zu hoch und die Hohlgeschosse zersplitterten in zu kleine Theile. Fast scheint die Menge der hier Verwundeten dieser Annahme zu widersprechen und wir glauben, auch jene Savoyen Dragoner würden diese Behauptung Lügen strafen, denn gerade ihr Regiment wurde hart von der feindlichen Artillerie mitgenommen. —

Einige derselben sind durch Granatsplitter am Rückgrat ver-

letzt, Anderen ist die Hand abgerissen, zu welch' letzteren auch ein Kaiserhusar von Benedeks Heldenkorps gehört, der indeß ruhig eine Cigarre raucht, ein von uns dargebotenes Glas Wein in die Linke nimmt und es hinunterstürzt mit einem vernehmlichen „Eljen!", welches nicht uns, dem Geber, sondern seinem Monarchen gilt.

Auch mehrere verwundete Franzosen sind mit diesem Zuge nach Verona geschafft worden. Ihre Gesichter sind vom Schmerz verzogen; sie scheinen die gloire, welche der Köder ihres Kaisers ist, einen Augenblick vergessen zu haben. Ein Oesterreicher reicht einem neben ihm liegenden französischen Soldaten vom 12. Regiment, dessen bittend ausgestreckte Hand mehr sagt, als die dem biederen Krainer unverständlichen Worte, die Hälfte eines Stückes Brod, welches er selber von mitleidiger Hand empfing. Auf unser Befragen erfahren wir, daß der Sohn der großen Nation seit sechsunddreißig Stunden keinen Bissen mehr in den Magen bekommen.

Solche Züge von auch dem Feind erwiesener Barmherzigkeit könnten wir in Menge mittheilen; sie erquicken doppelt, gedenken wir des großen Mordens, welches nur einen Tag vorher stattfand.

Auf dem Heimwege gewahren wir zumeist Frauen, sowohl Mädchen aus niederen Ständen, wie vornehme Damen, die den Blessirten und Erschöpften Labung und Linderung reichen, wenn ihre Tragbahren einen Augenblick niedergelassen werden, damit die Träger ruhen. Während diese so bald als möglich ein Lazareth zu erreichen suchen, begeben wir uns in den Albergo all' aquila nera, im Innersten erregt und begierig, über das Geschick einiger unserer Freunde in der Armee, denen wir vielleicht bei ihrem Abgang zum Regiment das letzte Mal die Hand drückten, Nachricht zu erhalten.

Wie überall in Verona, herrscht auch hier laute kriegerische

Bewegung. Bagagewagen werden abgeladen, Verwundete, welche sich in einem Privatquartier besser aufgehoben glauben, herbeigebracht; unter den den Hofraum bildenden von Reben überrankten Arcaden schlafen auf Stroh halbnackte Gestalten bei ihren Pferden, die selbst müde alle Viere von sich strecken. Oben im Saal, in welchem der dichten Vorhänge wegen ein heimliches Zwielicht brütet, empfangen uns alte Bekannte. Auf unser Forschen nach Diesem und Jenem, den wir nicht gewahren, erfahren wir froh, daß sie „nicht auf den Pelz gebrannt sind", wie der Befragte sich ausdrückt. Das uns aufnehmende Zimmer ist der Lieblingsaufenthalt der Offiziere; nicht etwa seiner Kühle wegen, in welche man sich aus der brennenden Hitze gern rettet, sondern einer kleinen Bildergallerie wegen, welche die Wände, wir wollen nicht so kühn sein zu sagen — schmückt. Indeß, ob Kunstwerke oder nicht, Lieutenants, die sich seit dem Tage von Montebello nur auf Lagerstroh herumtrieben, pflegen es mit dergleichen nicht so genau zu nehmen; sie schaun's halt gern!

Da ist unter anderen Picturen ein alter Abraham, ganz so ehrsam und patriarchalisch, wie ihn die Genesis schildert, der einem jungen Rebekkchen, die ihren Busen coquett mit der Hand bedeckt, d. h. ihn durch die Finger sehen läßt, einen von Diamanten funkelnden Ring bietet; weiterhin eine ihre Reize im Spiegel beschauende Venus; ein Matrose, der einer runzeligen Alten, die ihm ihr Töchterchen zeigt, einen Korb gibt, indem er seinen Beutel mit Goldstücken fester als vorher packt, und andere Decorationen mehr. Das Gespräch unserer Tafelrunde gleicht im Anfang den Unterhaltungen im „Decamerone" des Bocaccio, wobei dem vortrefflichen Vino d'Asti, der auf Piemont's Bergen gekeltert ist, wacker zugesprochen wird; denn der rothe Nostrano schmeckt zu sehr nach dem Fasse, und in Bezug auf die Weine ihrer Feinde denken die Oesterreicher, wie weiland der Wandsbecker Bote Mathias Claudius:

„Ein deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern!“

Später werden die jüngsten Erlebnisse besprochen. Ein Feldprediger zeigt eine plattgedrückte französische Kugel, welche einem jungen Offizier das Lebenslicht ausblies. Die Kugel geht aus einer Hand in die andere. Es ist ein eigenes Gefühl, diese paar Quentchen Blei in der flachen Hand zu wiegen, die ein junges hoffnungsvolles Leben auf die frühe Todtenbahre streckten. Die Kugel pfiff, traf den blühenden Jüngling, der eben noch auf den Verbandplatz geschleppt werden konnte, wo er von dem in unserer Reihe sitzenden Priester die letzte Oelung erhielt, dann in seinen Armen verschied und auf der Haide verscharrt wurde.

Nun klagen um ihn ein gebeugter Vater, eine trostlose Mutter und Schwester, und es ist ihnen nicht einmal vergönnt, unter den rothen Mohnblumen, die aus der mit des Sohnes Blute gedüngten Erde sprießen werden, später zu weinen und zu beten; denn sie kennen ja die Stätte nicht, wo der Geliebte ruht.

„Was wahr ist, muß wahr bleiben!“ sagt der Offizier, welcher die Kugel dem Kaplan wieder zurückgibt. „Pfaff, Ihr seid ein ganzer Kerl!“ Und dann wendet er sich zu uns Anderen und versichert, derselbe sei stets im dichtesten Kugelregen mit verschränkten Armen auf- und abgegangen und habe den Truppen Muth zugesprochen.

„Und, Gott verdamm' mich, die Dinger flogen doch wie Erbsen!“ fügt der burschikose Geselle hinzu.

Da das Uhrwerk der Mittheilung einmal aufgezogen, gibt Einer nach dem Andern kleine Histörchen zum Besten. Die gemüthlichen Oesterreicher nennen das „plauschen“ und wir versichern, daß alle ihre Plauschereien stets voll einfacher Wahrheit und von Uebertreibung fern sind. Der Franzose flunkert immer, schmückt aus, seine lebhafte Imagination reißt ihn fort, und wir

erinnern uns bei den Begegnissen, die wir jetzt anhören, mancher ähnlichen, im orientalischen Kriege aus französischem Munde vernommenen, die zum größten Heroismus hinaufgeschraubt wurden.

Ein Hauptmann von „Kronprinz Rudolf-Infanterie Nr. 19" gedenkt mit Bedauern eines seiner Corporale, der gleich zu Anfang des Gefechtes getroffen wurde. Treuherzig bat der den Tod Fühlende, sein mit der Compagnie eilig vorrückender Capitain möge ihm nur noch einmal die Hand reichen.

Wem fällt dabei nicht das Lied unseres herrlichen Uhland ein:

Will mir die Hand noch geben,
Derweil ich eben lad';
Bleib' Du im bessern Leben
Mein guter Kamerad! —

Vom Tode des von allen seinen Untergebenen wie ein Vater verehrten Oberst Baron Mumb des Regiments Hessen, der bei Pozzolengo fiel, erzählt uns ein Major. Des Obersten eigene Leute trugen die geliebte Leiche aus dem Pulverdampf, und da sie das Regiment passirte, dessen Commando der älteste Oberstlieutenant übernommen, ließ derselbe präsentiren. Später schossen die aus der Schlacht zurückkehrenden Helden in Villafranca über sein Grab, und das Offiziercorps wird die Stätte mit einem Denkmal zieren.

Einen komischen Zug theilt ein Cavallerist mit. Ein Freund von ihm, der sehr kurzsichtig ist, sieht sich plötzlich fern von seiner Truppe und von Franzosen umringt. Seine Geistesgegenwart verläßt ihn nicht, und da ihm Kameraden erzählt, wie sich viele Gefangene bei Magenta durch einige Gulden losgekauft, greift er nach der Tasche, um Geld herauszuholen und die Bestechung zu versuchen, worauf die Franzosen, welche in der Meinung sind, er fasse nach einer Pistole, ausreißen.

Dieser Offizier von Erzherzog Ludwig, der seinen Kopf mit

einem schwarzen Tuch umwunden, gibt uns Kunde, wie er seine Blessur erhalten.

Es war früh 9 Uhr bei Guidizzolo, als seine Compagnie einer feindlichen Abtheilung gegenüberstand. Den Säbel hoch in der Faust, ruft er seinen Leuten zu, ihm nachzufolgen: sie säumten jedoch einen Augenblick. Plötzlich erblickt er einen französischen Offizier, den er salutirt und welchem er, indem er auf ihn losgeht, ehrlichen Zweikampf anbietet. Die Antwort des ihm gegenüberstehenden Franzosen, der gewiß, wie fast alle seine Kameraden, das Wort „Chevalerie" stets im Munde führte, ist ein Schuß mit seinem Revolver, der unseren ehrlichen Haudegen am Kopfe verwundet.

Aber den heimtückischen Schuß soll der Abfeuernde mit dem Leben bezahlen. Den während des Schießens am Handgelenk hängenden Säbel kann der Franzose nicht rasch genug wieder erheben; der Oesterreicher, vor Blutverlust schon halb ohnmächtig, stürzt auf ihn ein und stößt ihm den Säbel durch und durch. Dann fällt der Verwundete auf die Leiche seines Feindes.

„Hm," sagt lächelnd unser wackerer Freund, „der gute Franzose ist schon droben bei der großen Armee, und ich trinke hier mein Glas Asti. Prosit!" —

Während des Gewitters am Abend der Schlacht erfaßte die beiden streitenden Heere eine wahre Deisidämonie, eine religiöse Scheu. Die Waffen ruhten, wie auf höheren Befehl, jedes Gemüth war im Innersten bewegt, als zürne der Himmel über dieses blutige Schlachten.

Es ist schon spät in der Nacht. Die Meisten sind müde und schlafen an den Tischen, manchmal mit dem Kopfe herunternickend nach dem vor ihnen stehenden Glase.

Das Erheben des Einen erweckt auch die Anderen und mahnt sie an die Heimkehr. Wir schütteln Jedem treu und herzig

die Hand; wer weiß, ob die heute noch lebenswarme nicht morgen kalt ist.

Grüß Gott! —

3.

Wir erquicken uns, eben von einem Streifzuge in ein Cavallerielager heimkehrend, an herrlichen Früchten, die auf grüner Blätterunterlage malerisch in einem Körbchen ruhen, und von den Italienern höchst bezeichnend »giardinetto« genannt werden, als von der Straße herauf die brausenden Töne der Janitscharenmusik eines kaiserlichen Regimentes klingen. Auf der Stelle verschieben wir diese Labung auf eine andere Zeit und gesellen uns, mit der Ansicht des Generals Urban, der in einer seiner Proclame nur Ungebildete neugierig nennt, gar nicht einverstanden, der Menge zu, die den anrückenden Truppen entgegenzieht.

Es ist das Infanterieregiment Wimpffen, welches nach der Schlacht von Solferino bei Zevio über die Adige ging, in San Martino bivouakirte, und nun die Vorposten von San Massimo bis Villafranca hin beziehen wird. Einige Stabsoffiziere und Adjutanten, ihre Czakos mit grünen Zweigen geschmückt, reiten voran; ihnen folgt der Stabstambour, dessen Stolz sein bis an die Koppel reichender schwarzer Bart ist, dann die Bande, einen belebenden Marsch spielend. Die Stelle des Contrebasses vertritt die große Trommel, welche auf einem kleinen Karren von einem starken Köter gezogen wird, dem die Zunge lang zum Halse heraushängt und der sich einbildet, jeder Schlag auf das Kalbfell feure ihn zu kräftigerem Ziehen an.

Durch den Arco de' Leoni, ein altes Römerthor, bewegt sich die lange Linie wie eine schillernde Schlange. Die Gesichter der Soldaten sind zwar sehr echauffirt, aber nicht ermattet; auch marschiren die Bursche flott und leicht, weil sie ihre Tornister im letzten Treffen von sich warfen. Die gestickten, über die im Sonnenlichte blitzenden Bajonnete ragenden, Fahnen bezeichnen

immer ein neues Bataillon, und da zu den zuletzt Marschirenden die Klänge der Musik nur schwach oder gar nicht dringen, wirbeln einige Trommeln einen monotonen Marsch, nach dessen Tact die Krieger kaum Tritt zu halten vermögen.

An der Zugbrücke des Castel Vecchio hält auf einem herrlichen Schimmel in schimmernder Husarenuniform Ziska-Schlick und läßt die Soldaten defiliren. Sein rechtes Auge, schon lange erblindet, bedeckt ein Seidentuch; fürwahr ein prächtiger schwarzer Strich in dem furchtlosen Heldengesicht!

Die unabsehbare Reihe von Kriegern, der auf dem harten Pflaster rasselnde Kanonen folgen, zieht die Via San Zeno hinunter. Rechts fließen die rauschenden Gebirgswasser der Etsch schäumend durch die kühnen Bogen des Ponte Castel Vecchio; einige Schöpfräder am Ufer entleeren unter knarrender Musik, wie die Sakias in Aegypten, ihre Krüge in Rinnen, weiter oberhalb wandern hart am Ufer Schildwachen, dahinter erheben sich große weiße Zelte, in deren Schatten Husaren ruhen, während Andere von den in der Nähe aufgestapelten Heubergen Futter für ihre Thiere holen oder diese zum Bad in den kühlen, reißenden Strom führen.

Zufällig treffen wir unter den Offizieren einen alten Bekannten, mit dem wir in der preußischen Armee zusammen dienten, und indem wir vergangener Freuden und Leiden plaudernd gedenken, merken wir kaum, daß wir bereits die herrliche Kirche San Zeno Maggiore und den ihr benachbarten rothen Thurm des Königs Pipin passirt haben.

Ueber die Festungsbrücke von Porta San Zeno, — zur Seite ein für Ausfälle geeignetes glacis en contrepente lassend, — geht's nun hinaus in's Freie. Die Sonne brennt heiß und versengend; es ist eine Hitze wie in Dante's Hölle, und gleich jenen an den infernalischen Gestaden Gequälten mögen wir jede Hoffnung auf erquickenden Schatten aufgeben. Hinter

dem langen Zuge wälzt sich eine dicke Rauchsäule, ähnlich der, die einst das Heer des Pharao von dem der Israeliten schied.

Der weiße Staub hat die Haare der Soldaten gleichsam gepudert, wir glauben ein Regiment aus Maria Theresia's Zeit zu sehen, welches gegen die Potsdamer Wachtparade zieht; auch der Zopf fehlt nicht, nur hängt er nicht gerade hinten.

Das Land ringsum ist so verwüstet, als wäre es eine Wahlstatt. Die schönen Maulbeerbäume sind umgehauen oder doch wenigstens ihrer Zweige beraubt, welche die Truppen zum Hüttenbauen gebrauchen, die Maisfelder von den großen Ochsenheerden, die der Armee nachgetrieben werden, zum Theil abgefressen; überall schaut man Feuerstellen, wo kurz vorher Bivouakflammen brannten, die Heiligenbilder und Kreuze am Wege fühlen sich unheimlich unter der fluchenden Kriegsmenge. Die Chaussee ist außer dem marschirenden Corps noch belebt mit anderen malerischen und interessanten Gestalten. Marketenderinnen, ganz »à la fille du régiment« gekleidet, treiben ihre abgehetzten Maulthiere nach Verona, um dort neuen Proviant zu holen. Ihr Hut mit den Nationalfarben Schwarz und Gelb sitzt keck und verwegen auf den blonden Locken; ihre Gesichter sind etwas müde und verwacht, sie sehen ganz so aus, als hätten sie auch des Nachts nicht viel Ruhe; wir wetten einen Napoleon gegen eine Wallnuß, daß es Wienerinnen sind. Dann kommen kleine lombardische Wagen, auf denen volle Weinfässer liegen. Die Verkäufer strecken ihre Glieder in nachlässigen Stellungen über die Fässer. Manche sitzen auf der Gabel des Karrens und fordern durch betäubendes Geschrei zum Ausweichen auf. Ihre braune Brust ist entblößt, so daß ein messingenes Muttergottesbild mit der Inschrift: »Madre di dio, pregate per noi!« sichtbar wird, was ihnen als Talisman dient. Hier treiben einige Jäger, den Stutzen über die Schulter gehangen, lange spitze Stöcke in der Hand, eine Heerde Rindvieh vor sich her. Die stark gehörnten Thiere

mit den großen stieren Augen verlieren sich manchmal in die Reihen der Truppen, die sie mit Kolbenstößen tractiren und so wieder aus ihrer Gesellschaft entfernen.

Wo große Truppenkörper marschiren, pflegt es in der Regel nicht nach »Eau de Serai« oder »Jockey-Club« zu riechen, indeß sind die Miasmen, welche auf dieser Route unsere Nase erfüllen, vielleicht nur mit jenen in Vergleich zu bringen, die den frivolen Heinrich Heine, seligen Andenkens, bei seiner Zusammenkunft mit der Göttin Hammonia in Verzweiflung brachten. Der entsetzliche Gestank dringt aus den Feldschlächtereien, die unter freiem Himmel errichtet sind. Die abgelederten Ochsen werden von den, Henkersknechten ähnlichen, Soldaten in Stücke zerhauen und mit Zweigen bedeckt; die Gedärme aber liegen zum Verfaulen umher und die Häute sind zum Trocknen ausgespannt. Millionen von Fliegen halten dort ihre Mahlzeit und quälen auf kleinen Extraflügen zu uns herüber Jeden ohne Unterschied des Ranges und der Person mit einer Consequenz, die uns Bewunderung abnöthigen könnte, wären wir nicht das leidende Opfer.

Von den Truppen spannen schon Viele aus; die Hitze ist wirklich mehr als tropisch und der Durst plagt die halb Verschmachteten entsetzlich. Wo noch eine Lache zu finden, die durch die Wärme nicht verdampft oder stinkend geworden ist, fallen die Leute gierig darüber her. Gerade die scheinbar Stärksten und Größten liegen marode da, die Uniformen aufgerissen, die Waffen neben sich gelegt. Kein Anfeuern, kein Puff in die Rippen hilft, sie vorwärts zu bringen, nur jammernde Töne entringen sich der Brust.

Endlich ist Croce Bianca erreicht. Das Dorf zeigte noch deutliche Spuren von den letzten Kämpfen unter dem greisen Feldmarschall; Kartätschenkugeln kleben in den Mauern der Gebäude, die steinernen Umfriedungen, die ehedem crenelirt und

und später wieder zugemauert worden waren, werden jetzt abermals zur Vertheidigung eingerichtet. Zum Theil haben die Bewohner ihre Hütten verlassen, manche derselben sind gesprengt worden, damit sie das Feuer der neu angelegten Batterien und Forts nicht masquiren. Aus den Fenstern der Pfaffenwohnung werfen einige Bauern des Prälaten Bibliothek in eine unten stehende Karre; wahrscheinlich hat sich der fromme Mann geflüchtet; uns scheint jedoch, er werde von seinen Leseschätzen nicht viel retten, denn die dummen Dorfteufel gehen eben nicht sehr säuberlich mit ihnen um; ja, sie bieten uns sogar an, von den Bänden mitzunehmen, was uns beliebt.

Noch zehn Minuten Weges und wir sind in San Massimo. Die Landleute dreschen hier im Freien ihren Weizen und lassen die langen dünnen Flegel hastig hernieder auf die vollen Aehren fallen, weil die Armen noch in die Scheuer bringen wollen, was zu retten ist, ehe die Kriegsfackel ganz in der Nähe lodert. Die von Säulen getragene Kuppel der Kirche ist mit einem Engel gekrönt, der in eine Posaune bläst, ob Schlacht- ob Friedensklänge ertönen, unterscheiden wir nicht vor dem Klirren der Waffen. Die Gegend des von Tomba bis Chievo sich hinziehenden Rideaus ist sehr steinig und mit runden Felsstücken übersäet, die zu Gartenmauern benutzt sind und ihrer Form wegen viel Aehnlichkeit mit Kugeln haben.

Auf einer frischen, von duftigen Blumen überwucherten Wiese, zu Füßen des mit Akazien, Feigenbäumen und Cypressen eingefaßten Eisenbahndammes, macht das Regiment Halt, um zu bivouakiren.

Im Moment sind die Gewehre zusammengesetzt, Waffen und Mäntel abgehängt, und nun fliegen die Soldaten wie Heuschrecken auf die nahen Maulbeerbäume zu, die sie eben so verwüsten, als ein Schwarm dieser gefräßigen Thiere. Die Meisten verzehren die weißen und rothen saftigen Beeren, Andere schlagen

Aeste mit ihren Säbeln herunter, und in wenigen Minuten sieht man überall so geschwind grüne Lauben entstehen, als wüchsen sie wie Pilze aus der Erde. Dann werden Feuer angemacht, die Feldkessel gefüllt und eine Art Polenta bereitet. Ein Bataillon Ottojaner Grenzer bivouakirt zugleich hier auf dem grünen Plane, den die hungrigen Ochsen und Pferde brüllend und wiehernd abweiden. Ihrem Aeußeren nach sehen die Grenzer aus, als könne Jeder ein Dutzend Piemontesen zum Frühstück verzehren, aber es sind sehr weiche Leute, großen Strapazen nicht gewachsen. Auch ist ihr Muth nicht eben heroisch, denn fast Alle haben Weib und Kind, und ein verheiratheter Soldat geht in der Regel nicht mit Bravour drauf. Ihre Gesichter sind so dunkel und sonnenverbrannt, daß man kleine Kinder damit schrecken könnte, und bei Einigen erreicht der Teint die Ebenholzfarbe Philipps des Schwarzen, das schönste Exemplar der afrikanischen Race, welches wir am Hofe eines deutschen Fürsten sahen. Wir selbst folgen der Einladung mehrer Offiziere und begeben uns in den Schatten einiger Silberpappeln, um auf einem Bunde Stroh, auf welches Mäntel gelegt sind, Platz zu nehmen. An Erfrischungen wurde für's Erste nichts gereicht, als ein Trunk frischen Wassers, in das wir den Saft einer Limone drücken, ein Stück schwarzes hartes Commißbrod und einige Aprikosen.

Nicht einmal ein Cognac ist vorhanden und „nach Wein ist bereits ein militärischer Sclave abgesandt, aber er kehrt vielleicht vor Abend nicht wieder“, wie ein Croatenlieutenant, schelmisch mit den Augen blinzelnd, bemerkt.

Die Zigalli auf den Bäumen beginnen ihre Musik. Unsere cimmerischen Heuschrecken sind mit ihrer Discantstimme noch zu ertragen, diese hesperischen Insecten jedoch singen nie anders als im tiefen Tenor und martern unsäglich durch ihr monotones Lied. Mag Anakreon sie immerhin in einer seiner Oden glücklich,

wie ein König, preisen, sie, die nur hellen Thau schlürfen, wir gäben alle ihre Noten gern für den Ton einer Nachtigall.

Der Diener eines Hauptmannes bringt jetzt den im Schatten ruhenden Offizieren die Nachricht, die Bagage, welche Keiner der Herren mehr seit Pavia gesehen, fahre eben in's Lager. Ein Freudenschrei von allen Seiten!

Namentlich ist der Ausgelassensten Einer ein junger Arzt, der seine Stiefeln total durchgelaufen und seinen Kittel so durchschwitzt, daß man in Versuchung kommt zu glauben, er trage auf seinem Rücken eine Landkarte. Sanguinisch wirft er Rock und Hosen weit von sich und springt vergnügt in Unterhose und Hemde im hohen Grase umher, die Melodie aus der Regimentstochter pfeifend:

„Es rückt an, es rückt an!"

nämlich sein Felleisen.

Wirklich wird es ihm nach etwa einer halben Stunde überreicht.

Aber, o weh, es mußte die Wasser- und Feuerprobe aushalten und hat diese schlecht bestanden. In das Leder sind große Löcher gebrannt, durch welche der Sohn Aeskulaps seinen ebenfalls von den Flammen arg beschädigten Rock zieht. Ein Lumpen nach dem andern nimmt den Weg durch diese vermaledeite Oeffnung, unter Jubel und Hohn der umstehenden Offiziere, während dem Doctor die Thränen in die Augen kommen. Zuletzt erscheinen ein Paar Strümpfe, die eine so braune Färbung haben, als wären sie zum Filtriren des Caffee's benutzt worden, und nun kann auch der den Schaden Tragende sich nicht mehr halten und lacht wacker mit.

Während dieses komischen Intermezzos haben die Soldaten abgekocht und setzen sich zum Essen um die dampfenden Kessel.

Da erscholl das Commando: „Vierte Compagnie zu Gewehren!"

„Schau, auf Vorposten!“ sagt ein sich mürrisch wegschleichender Kamerad.

Wir lassen uns durch die abmarschirende Compagnie, welche eine Recognoscirungspatrouille nach Villafranca macht, in unserem Faulenzen auf der Strohottomane nicht stören und versinken am heißen Nachmittag in träumendes Brüten, aus dem wir erst erwachen, da der kühle Abend zu dämmern beginnt.

Jetzt wird auch das Leben im Bivouak wieder reger. Die Truppen beschäftigen sich theils mit Instandsetzen der Armatur, theils mit Fassen von Lebensmitteln, die sie jetzt auf viele Tage nachgeliefert bekommen, nachdem sie am Tage der Schlacht von Solferino keinen Bissen gesehen.

Von Zeit zu Zeit fällt ein dumpfer Schuß aus der Richtung von Peschiera.

Um die Stunde, da sonst von dem Campanile das Läuten des Rosenkranzes tönt, treten die Soldaten beim Scheine der Wachfeuer an die Gewehre. Die Trommel schlägt einen langen Wirbel, die Musikbande spielt ein geistliches Lied; dann betet Jeder ein stilles Gebet. Dieser einfache Gottesdienst ist erhebend und rührend zugleich und wird seine Wirkung auf ein gefühlvolles Herz nicht verfehlen.

Oben am Firmament flammen friedlich die Sterne, sie wissen in ihrem ewigen Rundgang Nichts davon, wie viel Elend und Kummer auf der armen Erde sie bescheinen. Und ach, unter welchen verschiedenen Empfindungen blickt so manches Auge hinauf zu den schimmernden Lichtern. Mütter, Schwestern, Bräute schauen dieselben Sterne, aber sie wünschen heiß und innig, sie an dem Orte erblicken zu können, wo ihre Theuren kämpfen, damit ihre Liebe sie umwehe und schütze und so es noth thut pflege. — Das ausgelassene Soldatenvolk freilich hat solche Anwandlungen von Empfindsamkeit nur selten.

Eben schweigt der Choral, und schon drängt sich eine Bande

Zigeuner heran an die Wachfeuer und wird einen lustigen Walzer spielen. Der Anführer, eine lydische Mütze auf dem Haupt, winkt seinen Genossen mit dem Fidelbogen und heitere scherzende Töne entquellen den Geigen.

Heisa Juchhei, dudeldumdei,
Das geht ja hoch her, bin auch dabei.

Die Forlaner und Istrianer beginnen unter sich Nationaltänze; nach deren Beendigung führt ein schlauer Croat mit einer wahren Galgenphysiognomie die Pantomime aus, einem Bauern ein Huhn zu stehlen. Gleich einem Marder schleicht er sich in den Stall; man glaubt zu sehen, wie das Huhn sich furchtsam duckt und hört deutlich, wie es gackernd auf die Sprossen fliegt, bis es von den Diebsklauen gefaßt wird.

Nach und nach endet die Ausgelassenheit; die Wachfeuer sind heruntergebrannt, auf dem Stroh liegen halbnackte schnarchende Gestalten. Auch wir legen uns zur Ruhe, werden jedoch wieder geweckt, als die Sterne noch blaß am Himmel flimmern. Indem wir uns den Schlaf aus den Augen reiben, erzählt uns der von der Patrouille zurückkehrende Offizier, daß sie nur wenig Schüsse mit den Franzosen gewechselt hätten, die sich zum Mincio hinzögen. Gleich darauf bringen einige Husaren eine Anzahl Deserteure, unter ihnen auch Zuaven. Es ist nicht zu leugnen, daß die Letzteren eine erstaunliche Gewandtheit besitzen; alle ihre Bewegungen sind so leicht und katzenartig, als hätten sie dieselben den afrikanischen Bestien abgelauscht. Und dazu ist ihre Kleidung, die offene blaue Jacke, die weite Pluderhose und die leichte Fußbedeckung ganz gemacht für jede willkürliche Bewegung. Sie bitten für's Erste gleich um Nahrung, und nachdem sie die Begier des Tranks und der Speise gestillt haben, erzählen sie Schauderdinge aus dem französischen Lager.

Auf dem Heimritt nach Verona halten wir uns einige Zeit

in der Nähe dieser von einigen Gensdarmen und Corporalen escortirten Deserteure.

„Der Onkel ging durch die Kälte zu Grunde und den Neffen wird die Hitze ruiniren!" bemerkt Einer derselben ganz witzig. —

4.

„Vedi Mori, e poi muori!" sagte scherzend die Gräfin Ricciardi, da der Zug in Mori, der letzten Station vor Roveredo, so man von Verona kommt, hält. In der That, dieß Bonmot kann nur im Scherz gelten; denn weder hat Mori jene paradiesische Lage, welche dem Neapolitaner im Hinblick auf seine Stadt diesen enthusiastischen Ruf gestattet, noch ist es ein Flecken voll Misere, woselbst Sterben das Beste wäre.

Es ist am rechten Etschufer situirt, und man überschreitet diesen Fluß auf einer hölzernen Brücke, die lebensgefährlich genug ist.

Die Felsen, zwischen denen die Gäule unseres Vetturin keuchen, sind von der Natur mit geringer Vegetation geschmückt; nur der Mensch arbeitete im Schweiße seines Angesichtes und zog auf den mit Gerölle übersäeten Terrassen schlanke Reben an Spalieren hin, die kaum im Stande sind, die lastende Fülle der Trauben zu tragen. Auch einige Maisfelder, von dichtbelaubten Nußbäumen beschattet, erfreuen durch ihr saftiges Grün und die knotigen, Zuckerrohr ähnlichen Stauden.

Der Ort zieht sich über eine Stunde in einem von den Gipfeln des trüffelreichen Monte baldo gebildeten Thale hin. Nahe bei der Kirche nimmt der Vetturin noch einige tyroler Mädchen auf, die wir wenig beachten, da sich zur Rechten ein biblisches Bild bietet.

Ein Greis sitzt in der offenen Halle seines Hauses, damit beschäftigt, ein Netz zu stricken. Sein schneeweißer Bart, die hohe,

vom Hauptthaar entblößte Stirne, die sanften milden Augen, die einen Augenblick von der Arbeit aufsehen und sich auf uns heften, mahnen uns an einen der Evangelisten, welche auch dieses Alten Gewerbe trieben und zu denen Christus sprach: „Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen!" —

Die Umgebung der Straße, welche wir verfolgen, ist wildromantisch zu nennen. Kastanien, einzelne Eichen, Feigen, Wein, üppig sich um die Stämme windender Epheu, lila blühendes Solanum tuberosum und rothe Beeren, welche in Dolden anmuthig über Felsspalten hangen, bilden einen erfreulichen Contrast mit den meist grauen und nur selten braun gefärbten Bergabhängen, von denen manchmal kleine Capellen in jähe Abgründe blicken.

Die Hauptzierde des ganzen Thales ist jedoch der Laghetto di Loppia, dessen meergrünes, krystallhelles Wasser einem funkelnden Smaragd vergleichbar. Ein Knabe, bis über die Knie geschürzt, steht im seichten Wasser und angelt, aus dem Dickicht des Schilfes steigt einsamen Fluges ein Reiher; die weißen Federn des langgestreckten Halses schimmern im Sonnenlicht, sein Bild spiegelt die Flut des Bergsees.

Je mehr wir uns Nago nähern, desto zerklüfteter, jäher, rauher werden die Felsen. Kolossale Quadern liegen überall zerstreut; es ist, als hätte ein Gott in rasendem Zorn die Gipfel an einander geschlagen, die nun zerschellt in chaotischem Durcheinander von ihrer polternden Fahrt ruhen.

Eine alte zerbröckelte Burgruine verdeckt uns den Ort Nago selbst noch eine Weile; doch bald senkt sich der Weg, der bisher im Zickzack führte, hinab zu den ersten Häusern des Dorfes. Das von einem Gebirgsbach durchsickerte Thal wird hier ganz eng und ist durch einen hohen Felsriegel geschlossen.

Noch einige Schritte, und der herrliche Lago di Garda liegt uns zu Füßen. Ein lauter Schrei der Verwunderung und des

Entzückens entringt sich der belasteten Brust, die von den wuchtenden, überhängenden Klippen gleichsam gepreßt war. Der von der Mittagssonne beschienene, von keinem Windhauch bewegte See schlummert in wunderbarer Beleuchtung im tiefen Bergkessel; lila, silberne und grüne Streifen ziehen sich über die stille Wasserfläche, an das von Bäumen eingefaßte Ufer rollen zögernd und sanft brandend azurblaue Wellen.

Das sind dieselben Farben, welche unser trunkenes Auge einsog, da wir an den beiden Delos vorüberfuhren; das ist dasselbe Colorit, in welchem Rottmann's Griechenlandschaften in der neuen Pinakothek in München prangen! Nach Süden zu gestattet der goldig zitternde Dunst, den das flammende Tagesgestirn, einem Vorhange gleich, um den Strand webt, keine Fernsicht, und da deßhalb die Phantasie ihn in's Unendliche ausdehnen kann, erscheint der See als ein tief in's Land einschneidender Meerbusen. Zur Rechten schieben sich die nackten Kalkfelsen, bei welchen die einzelnen Schichten genau zu unterscheiden, herein in's Sarkathal, dessen fruchtbare Ebene zwischen den sterilen Bergen eine anmuthige Oase bildet.

Unten am See liegt, umgeben von einem dunkelgrünen Olivenkranze, das Dorf Torbole, dessen Bewohner fast einzig vom Fischfang leben; doch liegt augenblicklich ihr Gewerbe gänzlich darnieder, weil alle Barken confiscirt und nach Peschiera gebracht sind, um nicht dem Feinde in die Hände zu fallen.

Unter den Bogengängen der Häuser sitzen Welsch-Tyroler und bieten in Schwingen Citronen und andere Früchte feil, die nicht fern, zu Limone und Gargnano, auf den Strandterrassen reiften.

Zwischen Torbole und Riva mündet in den Lago die Sarca, welche ihn später als Mincio verläßt. Der Weg dahin ist reizend. Ueber die Mauern der nahen Berggärten hängen grüne Zweige mit Blüten, die süß duften und der Passionsblume gleichen,

links breitet sich die weite Fläche des Sees, dessen Wasser ganz kleine Wellchen mit weißen Spitzen bilden, als tropfte vom Himmel Silber hinein.

Da wir uns im Vetturin zu beengt fühlen, steigen wir aus und wandern froh und heiter gestimmt dem nahen Riva zu. Es scheint fast, als ob der schöne blaue Himmel, der lachende See und die südliche Fülle der Vegetation eine ausgelassene Sorglosigkeit bei den Anwohnern des Gardasee's erzeugt haben; mit Männern und Frauen vollbeladene Wagen, viele in malerischer Tracht, rollen jauchzend und johlend an uns vorüber; von Riva her, auf Torbole zu, ziehen mehre junge Bursche, die Arme verschlungen, und singen ein Lied, dessen Idiom wir nicht entziffern, das aber von Liebe spricht, da wir mehrmals die Worte „bell' amorosa“ zu unterscheiden glauben.

Die Sarca, in welche wir von der über sie führenden hölzernen Brücke schauen, erscheint uns als ein reizendes, muthwilliges Mädchen, das zwischen zwei anmuthigen, reichen Ufern begeistert die Tarantella tanzt; ewige Bewegung, ein abwechselnd steigender und fallender Rhythmus, lieblich verschlungenes Entzücken, ein graziöses Winden durch mannigfaltige Hindernisse, die schäumend überwunden werden!

Und nicht etwa ist die rastlos Tanzende ungeschmückt zum Reigen gekommen; die schönen Gewinde der Clematis, die dornigen, schon mit Früchten beladenen Ranken der Brombeere, das Gaisblatt und die weißen, lila angehauchten Blumen des Caperstrauches bekränzen die Dahineilende. Ein Schwarm Bienen fliegt über die milchige Flut; sind wir denn im Lande Kanaan, wo Milch und Honig fleußt? Nachdem wir die Brücke überschritten, gelangen wir in einen Hain schattiger Mispelbäume; das tanzende Mädchen ist verschwunden, an unser Ohr tönt in kurzen, abgebrochenen Pausen nur die Musik, mit der sie sich selber accompagnirt. Ein Heiligenbild träumt unter diesem Laubdach,

durch welches die Sonne grüngoldige Lichter wirft. Aber ach, so schön Tizian die von güldener Glorie umflammte Himmelskönigin Maria malte, in deren Liebesaugen zu schauen im Dämmerlicht des veroneser Doms uns so oft vergönnt war, so sehr verletzen diese rohen, kunstlosen Conturen unser Schönheitsgefühl. Wir begriffen, daß des Venetianers Gemälde eine vielleicht schuldbeladene Mädchenseele wieder emporrichten konnte, aber es bleibt uns unklar, wie die verzerrten Gesichter dieser Heiligen die davor knieenden Campagnolen zur Andacht entzünden können.

Die an das Seeufer tretenden Felsen lassen jetzt kaum Raum für die Straße. Auf gelbem Steinsockel ruht auf naher Höhe eine prächtige Villa, doch lassen wir dieses Attribut weniger ihrer Architektur als der zauberhaften Fernsicht gelten, sowie der unmittelbaren Nähe des in tiefem Blau wogenden See's, dessen Wellen an kühlen Abenden, wenn die Sonne schon im glutenden Spiegel versank, lieblich murmeln, und dessen Sirenen dann verlockende Lieder singen. Diese Villa birgt kein Gemach für eine Loreley; die Scenerie ist zu sonnig, zu blütenüberdeckt, an diesen glutgetränkten Felsen scheitert kein Schiffer. Die Wellen aber, die liebkosend diesen Strand bespülen, locken und ziehen hinab, und für Dichter ist darum dieses Ufer voll Gefahr, denn sie stürzen in jene, welche dem Göthe'schen Fischer bereitet wurde. Die Wellen selber sind — Sirenen!

Der Villa weiße Mauern haben als Hintergrund ein grünes Lorbeergebüsch, dessen dünne Stämme zwischen grauem Gerölle wuchern. Der Charakter des Lorbeers ist starre Ruhe, und der fein organisirte und die Natur immer plastisch auffassende Sinn der Hellenen schuf bei seinem Anblick das tragische Liebesmährchen vom Apollo und der Daphne. Die Geängstigte flieht bangen Schrittes des schönen Gottes Umarmung, dieser folgt ihr in süßer Begierde, und da er schon das Gewand zu fassen glaubt, sind's nur die wie um Errettung zum Himmel langenden

Blätterarme. Wir haben alle dasselbe Mährchen schon im Traum durchlebt; — denn wer erinnert sich nicht, als Verfolgter plötzlich an den Boden gefesselt gewesen zu sein, angstvoll den Feind auf den Fersen spürend, bis holdes Erwachen uns aus dem lastenden Banne befreite. Unsere guten Augen unterscheiden an den um die Villa wuchernden Lorbeerzweigen kleine dunkle Früchte; also Daphne ist auch ohne Umarmung fruchtbar. — Neben dem Lorbeer und harmonirend mit der Farbe des steinigen Bodens, aus dem sie Nahrung ziehen, stehen Oelbäume mit silbergrauen Blättern. Pallas Athene ist die Schutzgöttin der Oliven, und die erste, welche in Attika grünte, entsproß auf ihr Geheiß oben auf der athenienfischen Akropolis, wodurch ihr Streit mit dem Meergott Poseidon, der nur eine salzige Quelle sprudeln ließ, um den Besitz des attischen Landes geendet wurde. In Griechenland krönte man die Sieger bei den Spielen und die Epheben in der Palästra mit einem Olivenkranze; auch legten die Armen zu Athen solche Zweige vor die Schwellen der Reichen, denen ein Sohn geboren war, andeutend, der junge Bürger des Staates möge unter der Pallas' Schutz einst für des Vaterlandes Ruhm ein wackerer Streiter werden, für welchen symbolischen Wunsch die Petenten mit einer Drachme, oft auch unnobler Weise mit weniger honorirt wurden.

Riva vereinigt in seiner pittoresken Lage Alles, was Menschenbegehr. Es ist umgürtet von Maulbeerbäumen, Maispflanzungen, üppigen Wiesen und Weingärten auf der Seite des Sarkathales, bespült im Süden von dem heitern Lago di Garda. Hohe Alpenberge, ihre Häupter oft in Wolken gehüllt, unter ihnen die Gipfel des Brado, Tremalgo und Fraine, beachten indeß den kleinen freundlichen Ort gar nicht, sie schauen stolz höher hinauf! — Und damit auch der mittelalterliche Reiz nicht fehle, blickt aus der Ferne von einem fünfeckigen Kegel das Schloß Arco, den Grafen gleichen Namens angehörend, und von

einer nahen Höhe ein altersgrauer, mit Schießscharten versehener Thurm, „il Torrione" genannt, während unten am Strande die „Rocca", ein Castel aus der Scaliger Zeit, seine gelben Mauern vom See baden läßt.

Was uns an den Rivanern gleich gefällt und uns für sie einnimmt, ist die poetische Benennung ihrer Straßen; da wandelt man durch eine Contrada dei Nereidi und gelangt dann in eine dem Neptun geweihte; oder klingen die italienischen Namen nur vortheilhafter? Freilich, uns dünkt, Piazza della Chiesa höre sich immer noch melodischer an, als „Kirchplatz". An letzterer Piazza befinden sich unter Bogengängen einige Caffeehäuser, wo man schlechten Sorbetto und sehr gutes Wasser bekömmt, dessen Werth man in Italien schätzen lernt. Vortreffliche Trutte oder Forellen liefert dagegen der Albergo al Giardino, aber nur dann, wenn die Fischerei auf dem See wieder eröffnet ist, da jetzt, wie schon bemerkt, alle Barken zum Fischfang fehlen.

Trotzdem versucht Cölestina, des Patrone Tochter, uns Forellen zu verschaffen, denn sie meint, es sei wohl möglich, daß Luigi, ein alter Pescatore, der neben dem Albergo wohnt, noch einige Fische aus guter Zeit in seinem Reservoir hält. Leider erfüllt sich diese Hoffnung nicht, was das rothwangige Mädchen uns traurig mittheilt.

Cölestina spricht das S stets wie Sch aus, was sich nur von schönen Mädchenlippen erträglich anhört, und schwebt so leicht über den Boden hin, wie eine der Unsterblichen, während ihre umfangreiche Mutter, so sie sich nähert, uns stets befürchten läßt, einer jener schwer bepackten Frachtwagen, die der fehlenden Eisenbahn wegen in dieser Gebirgsgegend noch vielfach existiren, fahre im Sand knirschend auf uns zu. Unser einsamer Lieblingsplatz im Giardino ist der nach dem Hafen schauende Balkon, und wie wir den Blick nach Oben lenken zum Firmament, gewahren wir dunkle Gewitterwolken, die schwer herniederhängen.

Natürlich hat auch die Beleuchtung sich geändert; die in den See springenden schroffen Vorgebirge werfen mächtige Schatten, die Farbe des Lago ist stahlblau geworden, nur gegen das Ufer rollt er wachsende Wellen vom intensivsten Ultramarin. Bei den Alten führte der Gardasee den Namen Benacus, und wie der sich erhebende Wind, der erfrischende Kühlung fächelt, das bewegliche Wasser geräuschvoll zum Strande treibt, erinnern wir uns eines Verses des Virgil:

»Fluctibus et fremitu assurgens Benace marino!«

Manchmal lugt noch scheu die Sonne durch den zerrissenen Wolkenflor, und indem ihre Streiflichter hastig über die Alpenabhänge hinziehen, zeigen sie uns diese Augenblicke lang in goldgrünem Relief, bis sie wieder in das vorige Dunkel tauchen.

Nun beginnt es zu regnen; die Wellen werden immer unruhiger und schäumen weiß. Schade, daß die Möven diesem See fehlen; sie sind des Wassers Poesie, und wenn sie mit flatterndem Flügel über dem unruhigen Elemente schweben, manchmal ein zappelndes Fischchen erhaschen, einen heisern kurzen Ton ausstoßen und graziös dem ewig wechselnden Wogenspiel folgen, ergötzen sie als lebendige Staffage den am Strande Weilenden.

„Il sole splende di nuovo; si vede un' arcobaleno! Die Sonne scheint schon wieder, man sieht einen Regenbogen!" sagt die auf den Balkon tretende Cölestina.

Gewiß, die Götter haben uns lieb; denn daß sie uns auch solch' erhabenen Anblick gönnen, ist viel der Gnade! — Umduftet vom würzigen Hauch des Abends begaben wir uns nach der kunstvoll zwischen Felsen und See angelegten, oftmals Tunnels bildenden Straße, die in's Val di Ledro führt. Der Wind zerwühlt noch immer die sich hastig am Gestade brechenden Wellen, und da durch den Jahrtausende alten Anprall die Klippen hier ausgespült, schlürfen die tiefen Grotten und Höhlen

gierig das Wasser ein und brechen es polternd wieder aus; oft auch, wenn zwei Wogen gegen einander prallen, spritzen sie hoch empor und durchnässen uns Plaid und Hut.

Selten nur zieht sich am felsigen Ufer eine weiße, sandige Düne hin, welche dann aber mit Oelbäumen bepflanzt ist; bräutlicher Rosmarin, Myrthen und Buchssträucher, auch weiße, Lilien ähnliche und kleine rothe Blumen mit schön gefärbtem Blatt schmücken den Abhang. Eine jäh zum Lago abstürzende Klippe reizt uns zum Hinaufklettern, und eine von Schnee und Regen ausgespülte Rinne gestattet mühsam das Emporsteigen. Kaum einige hundert Fuß hoch, können wir plötzlich weder vor- noch rückwärts. Wir empfinden zum ersten Male vollständig die Situation des Kaiser Max auf der Martinswand. Bergab ist das Steigen stets schwieriger, namentlich da die Steine unter den Füßen wegrollen. Indeß wir gelangen, auf dem Rücken rutschend, wieder auf ebenen Boden und rufen nach überstandener Gefahr ein lautes „Hurrah!“, welches das Echo der Alpen widertönt.

Auf die Steinbank eines an der Straße gelegenen Altans gelagert, erwarten wir ruhig und heiter gestimmt den Einbruch der Nacht. Durch das offene Fenster einer nahen Fischerhütte schaut zwischen rosa blühenden Oleanderzweigen ein braunes Mädchen, Locken und Augen schwarz, den Hals mit einem Korallenbande geziert; uns erblickend zieht sie sich zurück, erscheint nach kurzer Zeit aber wieder mit Spinnrad und Rocken und setzt sich so, daß wir die tanzende Spindel beobachten können.

Die Sonne, welche, ehe sie hinter den Bergen die lodernde Fackel gänzlich löscht, noch einmal neugierig emporzuckt, beleuchtet flammend das gebräunte Antlitz der Schönen; ihre Korallen am Halse glühen in gelindem Feuer, sie spinnt nicht mehr Flachs, sondern lichtes Gold.

Als dann die Nacht völlig eingebrochen, suchen wir unsere

Lagerstatt. Einige Uhlanen, welche eine Patrouille in's Val di Ledro machen, wo Garibaldianer sich vor kurzer Zeit sehen ließen, reiten an uns vorüber; sie erscheinen uns im Dämmerlicht der Sterne, in ihre weißen langen Mäntel gehüllt, wie die eben vertriebenen Gespenster des Krieges.

Wie aber in der Frühe des andern Morgens Eos mit Rosenflügeln über die Alpengipfel flattert, sitzen wir schon am Ufer des See's und belauschen sein geheimnißreiches Leben. — Wir haben unsern Standpunkt in der Nähe der Castelbatterie gewählt, die mit acht kleinen Geschützen armirt ist und darum den Hafen hinlänglich vor einem Coup de main schützt. Man wird vielleicht über die Aengstlichkeit, diesen Port, der eigentlich nur ein mit Gunis eingefaßter Canal ist, zu vertheidigen, lachen; indeß Riva ist der einzige mit Peschiera communicirende Punkt und darum für dessen Zufuhr von Wichtigkeit. Das Dampfschiff nämlich hält sich stets in der Mitte des Lago, wo die Kugeln der etwaigen Strandbatterien es nicht erreichen können; später, wenn es gegen Norden steuert, werden die Küstenfelsen aber so schroff, daß kein Feind sie besteigen kann.

Der bei den genannten acht Geschützen auf- und abwandelnde Kanonier stört uns in unserer friedlichen Beobachtung keinen Augenblick; wir erfreuen uns an den phantastischen, aus der Tiefe emporgewachsenen, von den Wellen hin- und hergeschaukelten Pflanzen und an den stumm dahinziehenden Fischen; namentlich ist die junge Brut voll Bewegung. Die kleinen Dinger schnappen nach Insekten, wie die Alten: eins will dem andern seine Beute entreißen, so daß sie mit einander carambuliren, wodurch dann die silbernen Bauchschuppen sichtbar werden.

Wie Iphigenia einst am taurischen Ufer voll Sehnsucht nach der hellenischen Heimat stand, stehen wir in goldiger Frühe am See und harren des Vapore, der uns nach Peschiera bringen soll.

Lange warten wir vergebens, endlich bemerken wir die aus dem Schlot aufsteigenden dicken Rauchwolken und unterscheiden die Masten des mühsam herankommenden Dampfers „Franz Joseph“.

Einige Offiziere von Schwarzenberg Uhlanen sind wie wir von dem Wunsche beseelt, Riva verlassen zu dürfen, und als nun das Schiff in den Hafen eingelaufen, können wir kaum erwarten, vom Capitain zu erfahren, um welche Stunde die Abfahrt festgesetzt ist. Zu unserem Schreck theilt man uns mit, nicht vor dem Mittag des nächsten Tages, und so suchen wir, noch trauriger gestimmt als die beiden desertirten Zuaven, die von Bord nach der Wache transportirt werden, wieder den gastlichen Giardino auf und fügen uns geduldig in unser Schicksal.

Die Qual der nun folgenden Nacht war groß, wenn gleich selbst verschuldet. Beim Schein einer elenden Kerze hatten wir uns in Dante's unsterbliches Gedicht vertieft, und erst die Glocke des Kirchthurmes, welche die Mitternachtsstunde verkündete, weckte uns zum Schlafengehen. Kaum auf unsere Matratze aus Maisstroh gelagert, begann ein leises Summen, und nun sahen wir bedauernd unsern faux pas ein. Ein Schwarm Gelsen war, durch das Licht angelockt, vom See durch das offene Fenster in's Zimmer geflogen und plagte uns die ganze Nacht entsetzlich; wir grübelten nach, welches Leiden der im „Inferno“ Gequälten gegen unseres etwa grausamer zu nennen sei, fanden aber keines. Der Spiegel zeigte uns im Morgenlicht bunt gestochen wie eine Schleie, oder, wenn euch der Vergleich besser gefällt, wie eine der im See schwimmenden schön punctirten Forellen.

Doch wir vergessen diese Qual über dem majestätischen Panorama, das uns entrollt wird, als nun wirklich der „Franz Joseph“ am Nachmittag mit seinen Schaufelrädern die Flut des Lago durchschneidet.

Dort, wo die Strada nuova das Ufer verläßt, und nach

rechts in's Val di Ledro biegt, stürzt ein Wasserfall. der Abfluß eines höher gelegenen Laghetto, in den See: eine alte Ruine und eine Mühle kleben an der Felsspalte, durch welche der Gießbach schäumt, es scheint fast, als bewege sich das Mühlrad in freier Luft.

Und nun auf der weiteren Fahrt kann das Auge nicht müde werden sich zu ergötzen an seltsam gebildeten Klippen, einsamen Klöstern, Ruinen, Villen und aus Oelbäumen ragenden Kirchthürmen.

Jenes reizende Bergdorf ist Limone, wie man an den mit unzähligen Citronenbäumen bepflanzten Terrassen gleich bemerkt. Die schönen Stämme haben uns in Verona manche goldgelbe Frucht für unsere Limonade geliefert, wenigstens priesen die dortigen herumziehenden Händler ihre Waare stets als „Limoni de Limone". Andreas Hofer wurde von hier nach Mantua eingeschifft. Wie weh mag dem edlen Manne um's Herz gewesen sein, als er auf ewig von den Tyroler Bergen Abschied nahm und die Wellen dumpf an seinem Charons-Nachen zerschellten!

Man spricht am Gardasee von einem brescianer und veroneser Ufer. Am letzteren erhebt sich jetzt malerisch und zinnengezackt die Ruine von Malcesine, wo Göthe jenes Abenteuer erlebte, das er im Anfang der italienischen Reise in seiner ihm eigenthümlichen behaglichen Breite erzählt. Der Lago wird gegen sein Südende immer tiefer, wie er auch an Breite gewinnt, und die Fischermädchen in den Strandorten erzählen sich die fast an allen Küsten heimische Sage von einer versunkenen Stadt, deren todte Straßen und Kirchen an Tagen, wo das Wasser besonders hell, sichtbar sind.

Der überaus freundliche Capitain, welcher Sorge trägt, daß wir auch die entfernteren malerischen Punkte so genau wie möglich wahrnehmen, reicht uns einen vortrefflichen Tubus, der uns mit Früchten beladene Citronenbäume, Eremitagen, über schwin-

delnden Abgründen schwebende Schlösser und kleine weiße Schifferhütten nahe vor die Augen zaubert. Dann geleitet er uns auf die, beide Räderkasten verbindende Commandobank und sagt, gerade nach Süden auf einen einsamen Thurm zeigend: „la Spia d'Italia!“ Der Spion Italiens

Es ist das Castel von Solferino, welches nach allen Richtungen hin in's Land lugt, und daher diesen bezeichnenden Namen erhalten hat. Wir kennen die denkwürdige Ruine schon und wenden uns an einen an Bord befindlichen Engländer, sicher der Einzige, welcher nun in Italien reist, und machen ihn aufmerksam. Gleich gelobt er, in Peschiera angekommen, eine „party“ dahin zu unternehmen, Kugeln zu sammeln, die er verklärten Antlitzes später in seiner Inselheimat andern John Bulls zeigen wird.

Am brescianer Ufer zeigen sich lieblich in Limonenwaldungen versteckt Gargnano, Maderno und Gardone, an welch' letzterem Orte das von Riva kommende Dampfschiff „Thurn und Taxis“ aus einer versteckten Uferbatterie den ersten Schuß bekam, der beim Vordermast vorüberging. Der damalige Commandant des Schiffes ist zufällig mit unter den Passagieren und erzählt, lange von uns genöthigt, den Vorfall anspruchslos und einfach folgendermaßen:

Eigentlich wollte ich in den Busen von Salo segeln, weßwegen ich nahe an dieses Ufer heranfuhr. Der erste Granatschuß machte mich stutzig und ich ließ den Cours ändern, indem ich die veroneser Seite suchte; der Vapore war kaum gewendet, als eine zweite Salve die Bussole umwarf und eine dritte in eine Zelle der Pulverkammer flog, während mich von der nahen Insel Lecchi Gewehrsalven begrüßten.

Die Verwirrung einiger Passagiere, namentlich die einiger Frauen, welche verzweifelnd meine Knie umklammerten, war grenzenlos und hinderte mich, in dieser gefährlichen Situation

eigentlich überall anwesend zu sein. Ein Kaufmann, der sich in den Salon gerettet und sich dort sicherer glaubte, wurde durch die Explosion der Pulverkammer getödtet, deren Flammen die Mannschaft durch nasse Tücher dämpfte.

Der Steuermann regierte das Rad knieend und die Maschine arbeitete mühsam im tiefen durch ein Leck eingedrungenen Wasser.

Anderthalb Stunden fuhr ich mit dem brennenden Schiff, das tiefer und tiefer sank, und endlich, nachdem Alle in Barken gerettet waren und ich selbst das Ufer schwimmend erreicht, vollständig von den Fluten überspült wurde. Dort ist es versunken; man sieht das Bugspriet und einen Theil des Mastes aus den Wellen ragen!"

Wir betrachten das bei S. Vigilio versunkene Schiff staunend, und bewundern noch mehr die Ruhe und Kaltblütigkeit des vortrefflichen Mannes.

„Und wie wurden Sie belohnt für die heroische That!" fragen wir gespannt.

„Ich erhielt das Verdienstkreuz."

Hat der Dampfer die Wendung um das mit einer reizenden Villa gekrönte Cap Vigilo gemacht, so beginnen die eigentlich malerischen und lieblichen Ufer des Gardasee's.

Die Stadt selbst, nach welcher der Lago benannt wurde, spiegelt sich im Wasser einer weitgeschwungenen Bucht, auf den Hügeln stehen Arbutus- und Pinienstämme, an welche sich die prächtigen Feigenwaldungen Bardolino's reihen, während in die Wellen hinein die schmale Erdzunge Sirmio mit dem Castel der Scaliger zieht; fern aber am Horizont wölbt sich die Kuppel der Kirche von Lonato.

Peschiera bildet den wenigst malerischen Anblick am ganzen Ufer, seine Bastionen und Forts haben ein trauriges kerkerartiges Aussehen, und auch das krystallhelle Wasser nimmt hier

eine schlammigere Farbe an, die Luft dünkt uns fieberhaft und ungesund.

Die Franzosen, welche die Oesterreicher 15,000 Mann stark glaubten, obwohl die Besatzung nur den dritten Theil dieser Stärke ausmachte, hatten eine kleine Flotille zu bauen begonnen und wollten, mit Hülfe aus Frankreich nachfolgender Kanonenboote, die Festung auf der Seeseite angreifen, wo die meisten Forts noch unvollendet, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Platz gefallen wäre, wenn man bei der Belagerung namentlich mit derselben Consequenz, wie bei Sebastopol, verfahren hätte.

Denn die offene Wasserstraße zu schließen, mußte ihnen vor allen Dingen angelegen sein, da die Dampfschiffe nicht nur Ordres und Verpflegung von Riva brachten, sondern auch mit den auf jedem derselben befindlichen Kanonen auf die bei Lazise stehenden Franzosen, welche Parallelen gegen Fort Nr. X. eröffnet hatten, schossen.

Bei dem bei Peschiera gelegenen Dorfe Pacenzo, wo alle Baumpflanzungen rasirt waren, bemerkten wir noch Spuren der begonnenen Belagerung; Schanz- und Rollkörbe lagen umher, einzelne Häuser waren gesprengt oder abgebrannt.

Der Mincio tritt zwischen zwei Bastionen in die Stadt, während ein Arm desselben einen natürlichen nassen Graben unterhalb der Festung bildet.

Einige Kanonenboote, von denen eins von Kaiser Napoleon I. gebaut worden ist, ankerten im Hafen; die Matrosen und Marinesoldaten lehnten arbeitslos an den Lafetten und Masten.

Trotz der starken Befestigungen, unter welchen die Forts Mandella und Salvi zu nennen, in deren Rayon noch eine Anzahl kleinerer gebaut sind, hätte Peschiera auf die Dauer sich nicht gehalten; auch scheint es nicht in der Absicht der Oesterreicher gelegen zu haben, nach der Schlacht von Solferino ein

großes befestigtes Lager daselbst zu etabliren, da die Hauptstreitkräfte gleich um Verona concentrirt wurden.

Vom Inneren der Stadt ist weiter Nichts zu berichten, als daß die Straßen krumm, eng, unreinlich und daß die Häuser tausende von Fliegen bergen, die einer besonderen Species angehören müssen, da ihre Unverschämtheit jeden Begriff übersteigt.

Wir sind froh, als wir bei schon einbrechendem Dunkel durch das Festungsthor wieder auf Verona zu fahren und wie eine der Vedetten, die hart an der Chaussee ihren Standpunkt hat, uns ihr „Wer da?!" entgegenruft, danken wir Gott, daß wir diesen kriegerischen Ruf zum letzten Male hören. —

5.

Wer, gleich uns, die Hundstage unter dem brennenden Himmel Oberitaliens verlebte, begreift sehr gut, daß die beiden kämpfenden Armeen nach Waffenruhe lechzten, wie der verfolgte Hirsch nach einem Trunk frischen Wassers. In und um Verona herrscht eine größere Hitze, als sie sonst dem 45° N. B. eigen zu sein pflegt. Die im Nord und Nordost der Stadt sich hinziehenden felsigen Berge saugen begierig die Strahlen der flammenden Tageskönigin ein und reflektiren sie, wenn der Abend die Wolken mit Purpur säumt, so daß auch dann noch nicht die ersehnte Kühle eintritt. Wir wenigstens litten weit tiefer im Süden, auf Griechenlands heiliger Erde oder in Kleinasien, niemals so von der verzehrenden Glut; und daß die braven, meist auf baumleeren Feldern bivouakirenden Truppen die Hitze als einen größeren Feind betrachteten, als Franzosen und Piemontesen zusammengenommen, empfanden wir stets beim Besuch in irgend einem Lager.

Im Uebrigen war die Erschöpfung auf beiden Seiten dieselbe. Hauptmann Baron Urban, der Sohn des Feldmarschalllieutenant, welcher nach Valeggio gesandt worden war, wegen

Herausgabe der Leiche des tapferen Oberst Fürst Windischgrätz vom Regiment Khevenhüller zu unterhandeln, traf die feindlichen Vorposten schlafend und passirte sie sans gêne.

„Ja," sagten ihm französische Offiziere, als er ihnen sein Erstaunen darüber äußerte, „es geht unsern Truppen wie Ihren, sie halten es nicht mehr aus."

Die Art, in Italien Krieg zu führen, nannten sie „ein fortwährendes Duell".

Obwohl mithin ein Waffenstillstand erfreulich und stärkend sein mußte, war er für die Oesterreicher nicht unumgänglich nothwendig. Die Letzteren hatten eine sichere und gedeckte Stellung, sowohl vor als innerhalb der Circumvallationslinie Verona's, bezogen; die Verpflegung, über die bisher harte und gerechte Klage geführt worden war, hatte sich merklich gebessert, Wein zur Stärkung war vorhanden, und rückständiges Brod in solcher Fülle nachgeliefert worden, daß wir in einzelnen Bivouaks förmliche Berge davon liegen sahen, dessen sich die Soldaten freiwillig entledigt, da ihnen der Transport zu beschwerlich, ja unmöglich war.

Auf franko-sardischer Seite war die Erschöpfung weit größer.

Kaum daß trinkbares Wasser genug da war. Die Verproviantirung hatte man fast allein dem Enthusiasmus der Lombarden überlassen, der sich aber, trotz der übermäßigen Hitze, je mehr abkühlte, je weiter das Befreiungsheer vorrückte. Dazu gesellten sich Krankheiten, entstanden durch die Miasmen des Schlachtfeldes, auf welchem Napoleons und Victor Emmanuels Truppen lagerten.

Daher gingen auch die Verhandlungen um Waffenruhe von der alliirten Armee aus. Verona sah in den ersten Tagen des Juli einen Parlamentär nach dem andern im Hauptquartier anlangen, und die draußen vor dem Thor harrende neugierige Menge, von denen die Roheren am meisten das den Unterhan-

delnden um die Augen gebundene Tuch ergötzte, fühlte, daß etwas Entscheidendes im Werke sei. Dem abgeschlossenen Waffenstillstand ist urplötzlich der Friede gefolgt. Die ganze Welt, welche mit Spannung dem Hauptact des blutigen Drama's entgegensah, war erstaunt; die Armee konnte dieses Räthsel nicht lösen, ja nicht einmal den gordischen Knoten durchhauen, da ihr der Arm gebunden. In Villafranca geschah das Unglaubliche, in einem kleinen bescheidenen Hause, das durch die Diplomatie des Neffen zu einer historischen Celebrität gelangt, wie einst das unscheinbare Hütchen des Onkels.

Der Kaiser Franz Joseph kehrte von jener geheimen Unterredung, begleitet von einer glänzenden Suite und einer Escorte Garde-Gendarmerie und zwei Schwadronen Schwarzenberg Uhlanen, sichtlich erheitert und erfreut zurück.

Da er im Hofe des Hauptquartiers von seinem prächtigen Pferde stieg, unterhielt er sich unter der blumengeschmückten Veranda mit mehreren Anwesenden freundlich lächelnd; seine graziöse Gestalt neigte sich anmuthig bald zu Diesem und Jenem. Seit lange erschallten in Verona wieder die ehernen Zungen der Glocken; von allen Campanilen tönten die Worte:

»L'empire c'est la paix!«

Da viele Regimenter, unter deren Offizieren wir liebe Bekannte gewonnen, nächstens wieder in's Innere der Monarchie marschiren, wollen wir Einzelnen noch Lebewohl sagen und rollen zunächst in einem zweiräderigen Sediol nach Chievo. Wir überholen auf der gut in Sand gehaltenen Chaussee bald eine bedeckte Calesche, in der einige barmherzige Schwestern sitzen, die wahrscheinlich in irgend ein Spital fahren, um daselbst Verwundete zu pflegen. Der Kutscher und ein neben ihm sitzender Jäger vom wiener Freiwilligen-Bataillon winken uns mit den Augen zu, eine Kopfbewegung auf die im Innern befindlichen

Frauen machend, die etwa bedeutet: „Wie, die Nönnchen sind nicht übel?"

Ein Trupp Artilleristen trägt nach einem der nächsten Forts leere Schanzkörbe und jeder Einzelne erleichtert sich seine Last dadurch, daß er sie auf dem Haupte trägt, was den schwer Bespornten das Ansehen gibt, als trügen sie riesige Bärenmützen.

Gleich am Eingang in's Dorf Chievo lagert ein Bataillon der wiener Freiwilligen, die in ihrer Uniform viel Aehnlichkeit mit den andern Jägern der Armee haben; nur kleeblattähnliche Schnüre auf der Achsel und ein runder Hut kennzeichnen sie vor ihnen. Ihre Marketenderinnen haben die breiten grünen Streifen, welche die Truppe, zu der sie gehören, an den Pantalons trägt, am Kleide angebracht, und schreiten daher ganz mit der herrschenden Mode vorwärts.

Im Palazzo Pellegrini, dessen Besitzer sich augenblicklich in Piemont befindet und dessen, von hohen Taxusalleen durchschnittener Garten in sehr verwildertem Zustand daliegt, treffen wir viele Freunde, die morgen schon nach Tyrol gehen.

„Servus!" ruft uns dort Einer zu; „Tschau!" hier ein Anderer, der uns herzlich die Hand schüttelt.

Da sie vom Dienste eben befreit, willigen sie ein, uns hinab an's Ufer der Etsch zu begleiten, in's Bivouak der Savoyen-Dragoner, wo uns gleich wieder ein schneidiger Offizier begrüßt, der ein kühnes Stückchen bei Medole vollführte. Sein Pferd wurde ihm nämlich bei einer Attaque auf zehn Schritt vom Feinde entfernt erschossen. Indem es zusammenbricht, hebt er sich gleich vom Boden empor, faßt den Schweif eines anderen, das eben ventre à terre zu seiner Division zurücksprengt, und ist so gerettet.

„Nu, und hast Du Dich nicht beim Schleifen beschädigt?" fragte einer unserer Begleiter.

„Nix, wie's Du siehst!" antwortet der Dragoner.

„Tschau, erhalt' Dich Gott!" —

Nach Verona zurückgekehrt, ist es bereits am Dunkeln. Wir fahren noch über Ponte della Pietra, links die herrliche, sich im Wasser spiegelnde Kuppel von San Giorgio, vor uns die Villen vornehmer Nobili zwischen dem Grün der Reben und Maulbeerbäume nach Avesa. Unter den Fruchtbäumen der auf der einen Seite der Straße sich hinziehenden Gärten bivouakiren Uhlanen. Die abgesattelten Pferde, das neben den in die Erde gestoßenen Piken ruhende Zaumzeug, endlich die in ihren langen weißen Mänteln am Wachtfeuer liegenden Soldaten gewähren ein mannigfaltiges malerisches Bild.

Später biegen wir in eine Nebenstraße und entrinnen dem Kriegsgetümmel mehr. Die Vegetation ist üppiger, kein Staub lastet auf den schwankenden Rebenfestons; ruhig in der milden Abendluft stehen die Pinien und Cypressen, einige Funkenwürmchen fliegen märchenhaft durch das Grün, kleinen vom Himmel gefallenen Sternchen vergleichbar. An der Basilika von Avesa kehren wir um. Unter einem Kreuze am Wege ruht ein schlafendes Kind; von der Arbeit heimgekehrte Bauern lagern auf der Schwelle ihrer Hütte. Wohin wir schauen, überall zeigt sich uns das Bild des Friedens. Und indem uns die Gestalten im Dunkel entschwinden, murmeln wir leise die frommen Worte:

»Pax vobiscum et gloria in excelsis deo!»

Durch die pontinischen Sümpfe.

Im klassischen Licht der italienischen Sonne glänzte der lateinische Strand, ganz wie in alter, horazischer Zeit. Die warmen, salzigen Wellen schäumten kaum, zögernd und flüsternd rollten sie auf den Sand, der mit Marmorstücken und farbigen Mosaiken besät war, Trümmer und Zeugen jener Römerherrlichkeit, die hier einst in Palästen, Thermen, an Götterbilder reichen Villen und Gärten geblüht. Die weiße, bräutliche Knospe der Myrte, die jene Ufer ziert, und der fein duftende Oleander verschmachteten fast in der Glut, nur die stachlige Aloe und der Cactus, Kinder der südlicheren, afrikanischen Zone, welche hoch aus Stein und Gerölle emporschossen, öffneten ihre Blumenkelche begierig dem heißen Strahl.

Fern aus der östlichen Flut ragten die Wundereilande Ponza und Palmarola gleich traumhaften Schiffen, deren Segel Aeolus füllt; das fatamorganische Kap Circello umhauchte durchsichtiger blauer Schmetterlingsstaub, und inmitten der meergrünen Woge starrte der mittelalterliche krenelirte Thurm von Astura, welchen kein deutsches Auge betrachten kann, ohne schmerzlich zu zucken, denn dort wurde das edle, bei Tagliacozzo gehetzte hohenstaufische Wild Konradin heimtückisch verrathen und dem neapolitanischen Blutgerüst überliefert.

Im krystallhellen, grünblaugefärbten Aether, dessen reines Bild das lateinische Meer wiederspiegelte, zogen einige Adler,

diese kühnen, scharfkralligen Vögel des Zeus, ihre luftige Bahn und gelb glänzte ihr Gefieder im intensiven Licht der Sonne.

Die fieberhaften, Pest aushauchenden pontinischen Sümpfe, welche von Terracina ab bis nahe an Nettuno jenen Strand begleiten, dampften in träger, miasmatischer Ruhe; kein Luftzug bewegte das Laub der hohen Korkeichen oder den Mastixstrauch, die aus dem feuchten Boden wachsen, durch deren zu Tage stehenden Wurzeln goldglänzende Eidechsen schlüpfen, oder um welche sich die dornige Ranke der Brombeere windet.

Einsamkeit und Schweigen, wie am ersten Tage der Schöpfung, brüteten über der Erde und See, die vom Athem des Basilisken angehaucht schienen, daß sie leblos und verzaubert schliefen.

Am selben sirenenhaften Strande nun flohen zwei Menschen in beflügeltem Lauf, ein stattlicher Mann und ein ganz jugendliches Weib, die eben hundertfachem Tod in's Angesicht gesehn.

Die Blässe des Entsetzens malte sich noch auf den gefolterten, aber gleichwohl überraschend schönen Zügen der Frau, die schlank und biegsam wie Epheu war und sich fliehend an den kräftigen Mann lehnte, wobei ihr blaues, unstätes Auge rückwärts schaute hinein in die Baumwildniß der Sümpfe, die sie eben verlassen, um auf dem rettenden, gesegneten Strande von Nettuno entkräftet zusammenzusinken.

Ebenfalls erschöpft, aber jeder Ermüdung trotzend, trug der muskulöse Mann sein ihm erst vor Wochen angetrautes Weib einem nahen Oelbaume zu; ihre goldenen, aufgelösten Locken, in denen ein Epheukranz hing, umfluteten auf diesem Gange seine Brust, wie leblos hingen das reizende Haupt und die feingebildeten Füße, die Augen waren durch die schweren Lider geschlossen und aus dem leis geöffneten Mund ging spärlicher Odem. Als er die Ohnmächtige in den Schatten der Olive gelagert, zog er sein Sammetbarett ab und lief die wenigen Schritte zum Strand, dort Wasser zu schöpfen.

Seine ganze Erscheinung glich dem barmherzigen Samariter; volles braunes Haar verkündete seine frische Männlichkeit, ein weicher, dunkler Bart umrahmte das bleiche, edel geformte Antlitz, dessen hellenische Nase ihm eine antike Ruhe verlieh, und aus welchem zwei Augen leuchteten, deren innere Wärme herrlichste Opferfreudigkeit strahlte; es schien, sie hatten schon oft bei leidenden Menschen gewacht. Besorgt, geschäftig und doch mit besonnener Ruhe netzte er die Stirne der Frau, rieb ihre Schläfen, lüftete das Mieder und entfernte das seidene Tuch, welches ihren Busen verhüllte und preßte.

Von Zeit zu Zeit fuhr er sich über die schweißperlende Stirne und spähte umher, ob kein menschliches Wesen nahe sei. Keine Seele war zu schauen.

Aber seelen- und liebevoll blickten ihn nach kurzen Minuten zwei blaue Sterne an, die aus ihrer Lethargie erwachten.

So innerst beseligt hatte ihn noch selten ein Blick, und er hatte doch schon manchen empfangen aus dankbaren Augen, die vorher erblindet und denen er die Kraft zu sehen wiedergegeben; denn unser barmherziger Samariter war ein berühmter Augenarzt, dessen Ruhm durch ganz Europa ging, und nach dessen deutschem Wohnsitz Kranke aller Nationen kamen, die da flehten: Nimm uns nur an, so werden wir sehend werden, denn Deine Kunst ist wunderbar.

Aus altem, adeligem Geschlecht geboren, nannte er sich in Italien während der hochzeitlichen Reise, die er seinem edlen Berufsleben abgewonnen, Edmund Waldau, ein nothwendiges Incognito, weil beim Bekanntwerden seines eigentlichen Namens sein Brautzug aufgehalten worden wäre durch zu ihm wallfahrende, Rettung suchende Blinde.

Wie sein ohnmächtiges Weib ihn anschaute mit irrem Blick, als sei sie aus Todesnacht erstanden zum heiteren Licht des Tages, kniete Edmund neben ihr nieder, legte seinen Arm um

ihren Nacken, und hauchte mit zärtlicher Liebe in der Stimme nur das eine Wort: Anna!

Da flog über ihr noch immer bleiches, angstvolles Gesicht ein mildes Lächeln, ruhig, vertrauensvoll schwebte es um die eben entfärbten, jetzt aber wieder rosigen Lippen; sie zog leicht den theuren Gatten an sich und ihr Mund berührte warm seine Stirne.

In süßer Müdigkeit ruhten nun Beide eine Weile; Edmund hatte auf seiner Frau Mund leicht seine Finger gelegt, zum Zeichen, daß sie sich nicht durch Sprechen anstrengen solle. Ihre durchsichtigen Marmorhände hielt sie über der Brust gekreuzt, lebensvoll wogte der Busen auf und nieder, das Auge blaute in wiedergewonnener Heiterkeit; stumm betete sie ein Dankgebet für das gerettete Leben, und obwohl sie eine protestantische Christin, ging doch ein echt katholischer Gedanke durch ihre Seele; sie wollte aus Anlaß ihrer glücklichen Rettung der Madonna in Nettuno, dem Ziel ihrer Wanderung, das feierliche Gelübde einer guten That darbringen.

Solches that sie nun flüsternd, als schämte sich die junge Convertite, ihrem Manne kund, der über ihr kindliches Gelöbniß lächelnd versetzte: Dankbarkeit ziemt zwar den Sterblichen, wenn ein gnädiges Geschick sie eben aus jähem Verderben gerettet, doch überlaß ein Madonnengelöbniß jenen leichtblütigen, werkscheuen Italienern, die sich so leichten Kaufs gern mit ihren Heiligen und ihrem Gotte abfinden. Laß uns darnach trachten, daß Jeder von uns nach besten Kräften ein gutes Werk thue, heute und immer fort; denke, ein gnadenreicher Gott rettete uns, die früh Vermählten, um sie noch viele Jahre mit seinem Schutz zu segnen, ihnen selbst und anderen Menschen zu Nutz und Frommen.

Da faltete Anna die Hände und sagte mit froh bewegter Seele Amen, das heißt: Ja, es soll also geschehen!

Trotz Edmund's Zureden, noch eine Weile zu ruhen, erklärte sich die jugendliche schöne Frau stark genug, den kurzen Weg nach Nettuno, das mit schwarzen Wartthürmen und Mauern vor ihnen aufstieg, zurücklegen zu können.

Beide erhoben sich also; sie nahm seinen Arm, denn nun erst fühlte sie die Schwäche und das Zittern ihrer erregten Glieder. Im Gehen sah sie nur immer ihn an, als wollte sie sich vergewissern, er sei ihr nicht geraubt, und das Gleiche that auch Edmund. Anna lächelte wieder und wieder, zum Zeichen, jede Angst sei lange entwichen, aber es war doch das Lächeln unter Schmerz und Thränen, welches eine plötzliche Freude hervorzaubert.

Eine einsame Barke, welche nicht fern vom Ufer auf der lichtausathmenden, öligen Woge hinzog, suchte Edmund aufmerksam zu machen, indem er seiner Frau seidenes Halstuch als Signal hoch in der Luft flattern ließ.

Richtig, der Schiffer hatte das Zeichen erkannt; der Nachen wurde dem Ufer zugerudert, welches prächtig mit goldblühendem Ginster und wildem Lorbeer bewachsen war.

Noch einige kräftige Ruderschläge des gebräunten Schiffers, und die Barke rannte auf den Sand, daß die Muschelschalen knirschten.

„Würdet Ihr uns wohl hinüber nach Nettuno fahren, immer am Strande hin?“ fragte Edmund.

„Gewiß!“ erwiederte einsilbig der Jüngling.

Er sprang aus der Barke, half den Beiden hinein und befestigte mit Tauen ein kleines lateinisches Segel am Mast.

„Es weht zwar kein Wind,“ sagte er mehr für sich, „doch soll die Wange der schönen Signorina nicht von der Sonne verbrannt werden; etwas Schatten gibt's doch.“

Anna überflog es roth, als sie sich „Fräulein“ nennen hörte;

mit niedergeschlagenen, in den Schooß blickenden Augen dankte sie für des Schiffers Aufmerksamkeit.

Dieser schob mit einem Stoß das kleine Fahrzeug in die Wellen, schwang sich nach, setzte die Ruder ein, und so trieb die Barke auf die alte, verlassene Stadt des Neptun zu.

„Woher kommt Ihr, Excellenza?" fragte Filippo, der Schiffer. „Ist das Mädchen dort krank, sie sieht so bleich?"

Edmund hielt die Hand Anna's in seiner und drückte sie warm und froh.

„Gott sei Dank," sagte er zu Filippo gewendet, „nun sind wir gerettet; wir haben eben ein keckes Abenteuer überstanden, welches uns leicht hätte den Tod bringen können. Seit kurzer Zeit halten wir uns in Rom auf, von wo wir die Umgebung: Tivoli, Ariccia, Albano besuchten. Gestern morgen wandelte uns die Lust an, von letzterem Orte aus nach Astura zu fahren, denn wir sind Deutsche aus dem romantischen Schwabenlande, auf dessen weinreiche Thäler der Staufen herabsieht, jener Berggipfel, der einst ein stattliches Ritterschloß trug. Kaiser hatten dort ihre Wiege, und der Letzte dieses edlen Zweiges wurde zu Astura von Giovanni Frangipani listig verrathen, und so endete das erlauchte Geschlecht auf dem blutbenetzten Boden Deines Vaterlandes."

„Conradino!" sagte der Schiffer wichtig und machte eine Bewegung mit dem Kopf, als wisse er diese Historie wohl.

„Da man uns zu Astura mittheilte, dieß amphitrische Nettuno liege nur drei Stunden entfernt," fuhr Edmund fort, „reizte es uns, die alte Stadt in Augenschein zu nehmen. Eine Barke war auf dem Schloß nicht zu erhalten, wenigstens weigerte man sie uns. So beschlossen wir, den nächsten Morgen am Strande gemächlich hinzuwandern, unbekümmert darum, wenn wir auch erst um Mittag unser Ziel erreichten.

„Wir machten uns in aller Frühe auf den Weg, als eben

das Meer hyazinthfarben schimmerte und die nixenhaften Inseln Ponza und Palmarola wie in bengalischen Flammen standen.

„Meine Frau freute sich des entzückenden Weges in dieser klassischen Gegend."

Bei dem Worte „Frau" riß Filippo erstaunt die Augen auf, starrte erst Anna an, die ihr goldlockiges Haupt mit geschlossenen Lidern an den Mast lehnte, dann den Erzähler, den er um diesen reizenden Besitz zu beneiden schien.

Dieser ließ sich nicht stören, und fuhr fort: „Wohlig und schattig empfing uns der hohe Wald von Eichen und Arbutus, der den Strand mit lachendem Grün bekränzt. Die Baumkronen glänzten goldig, erfreut wie Kinder staunten wir über das üppige Gestrüpp der Myrte, des Lorbeers, des Jahrhunderte alten Eppichs, der sich um Stein und Stamm windenden Brombeerranken. Ueberall dufteten blaue und rothe Blütenkelche, welche farbige Schmetterlinge umschwebten. Flügelzitternde Libellen schwirrten über leis rieselnde Quellen, von Farrenkraut umrahmt, unter den Pinien brütete harziger Wohlgeruch. Manchmal gestatteten die Bäume einen Durchblick nach Astura, das wie eine mächtige Fregatte auf den Wogen schwamm, und da dachten wir uns zurückversetzt in die schöne, ferne, deutsche Heimat.

„Nicht achtend der Zeit pflückten wir von den weißen Blütenglocken des Arbutus, vom hochgelben Ginster, und meinem Weibe flocht ich Epheu in die Locken. So kamen wir tiefer und tiefer hinein in die Wildniß, die sich wie ein tropischer, lianenumsponnener Urwald ausdehnte; häufiger wurden auch die trüben Sumpflachen, vom Schilf und der Binse umkränzt. Wir konnten kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als sich mein Weib plötzlich mit gellendem Schrei krampfhaft an mich klammerte und zitternd auf eine schwarze unheimliche Masse im Sumpf zeigte."

„Die Büffel!" unterbrach ihn hastig Filippo, der mit ge-

spannter Aufmerksamkeit und lebendig wechselndem Minenspiel dem Bericht gefolgt war.

„Die Büffel!“ wiederholte Edmund und holte tief Athem, noch jetzt in der Erinnerung an diese Unthiere erschreckt.

„In den sumpfigen, trüben Lachen wateten schwarze, starkknochige, gehörnte Ungeheuer, anzuschauen wie Thiere der Unterwelt; ihr grimmiges, unter dem buschigen Stirnhaar lauerndes Auge starrte uns, die ihnen fremdartigen Gestalten, tückisch an, die weiten Nasenflügel öffneten sich schnaubend, die rothe stachlige Zunge hing fleischig aus dem Maule, das mit grimmigen, zermalmenden Zähnen besetzt war.

„Mein Weib zitterte vor Schreck wie Platanenlaub.

„Um Gotteswillen kein Wort!“ beschwor ich sie und umaßte sie schirmend, denn einige Thiere glotzten uns neugierig großen Auges an, und schlugen das Wasser des Sumpfes mit dem Schweif.

„Die Glieder von Schreck gelähmt, vermochte sich Anna kaum zu schleppen; ich trug sie tief hinein in's Dickicht der Myrten, uns so dem Anblick der Bestien zu entziehen.

„‚Zurück, wieder nach Astura!‘ flüsterte sie in tödtlicher Qual.

„So wendeten wir uns, zwischen Stämmen, Sträuchern und Dornen irrend, wieder der Richtung des Schlosses zu.

„Kaum hatten wir hundert Schritt zurückgelegt, als der Boden, wie bei einem Erdbeben, zitterte und dröhnte; stampfend und brüllend jagte ein Rudel dieser scheußlichen Dämonen, den Kopf niedergedrückt, die nach hinten gekrümmten tödtlichen Hörner emporgerichtet, mit peitschendem Schweif an uns vorüber und unten zum Strande, sich dort am Salzwasser zu laben.

„Entsetzt flohen wir, da der Weg versperrt war, wieder in der früheren Richtung.

„Um uns knisterte, krachte und brach es in den Zweigen;

immer neue Schaaren kamen aus dem Dickicht des Waldes, meinem Weibe schwamm es vor den Augen, unheimlich tönte das furchtbare Brüllen, polternd und sausend sprengten die wilden Ungeheuer an uns vorüber, Tod und Verderben drohte von allen Seiten. So muß dem Gladiator zu Sinnen sein, der in der Arena den blutgierigen, losgelassenen Bestien der Wüste entgegen stand.

„Endlich schien der Zug der Büffel zum Strande beendigt; wir hörten ihr Plätschern und Schnaufen im kühlenden Wasser, das lange wohlige Stöhnen, welches das Echo des Waldes schauerlich wiederhalte.

„Der aufdämmernde Strahl der Hoffnung brachte wieder Leben und Blut in mein erstarrtes Weib, und in schnellfüßiger Eile flohen wir Nettuno zu; manchmal nur tauchte aus den schilfigen Sümpfen ein schwarzhaariges, zottiges Büffelhaupt, dem es jedoch in der kühlen Flut zu behaglich schien, um an unsere Verfolgung zu denken.

„In alle Ewigkeit dehnte sich der furchtbare Wald, umsonst war unsere Eile, er gewann gleichsam an Ausdehnung, je hastiger wir ihm entfliehen wollten.

„Und eigenthümlich kontrastirten die schweigenden im Sonnenlicht träumenden Wipfel mit unserer schrecklichen Flucht; ich hörte in der jetzt eingetretenen Todtenstille das Herz meines unglücklichen Weibes pochen, die kaum noch fähig war, über Wurzeln und Steingerölle zu laufen.

„Endlich nach einer schauerlichen Stunde wurde das Dickicht lichter; hier und dort glänzte beruhigend die flimmernde See, ein wohlthätiger, erquickender Anblick.

„Trotzdem war unsere qualvolle Tortur noch nicht beendigt."

„Von den Büffeln erlöst, fielt ihr Räubern in die Hände?" fragte Filippo, welcher ruderte, daß ihm der Schweiß in Tropfen von der braunen Wange rann.

„Nein,“ sagte Edmund, „wir mußten noch im Angesicht des rettenden Strandes von Nettuno Zeuge eines furchtbaren Kampfes sein.

„Zwei wüthende Stiere, mit ungestümer Kraft ringend, versperrten uns abermals den Weg. Ihren starkknochigen, sehnigen Nacken streckend, rannten die wilden Thiere ihre eisernen Stirnen gegeneinander; die Schädel krachten, und bei jedem neuen Stoß, den sie in blinder Wuth führten, schienen sie morsch zu zersplittern.

„Dickes, schwarzes Blut floß in Strömen über ihre Augen, die dadurch verfinstert wurden, denn indem die ringenden Bestien jetzt losließen, um einen Augenblick zurückzutaumeln und abermals anzugreifen, rannten sie mit der ganzen Wucht ihrer Kraft vorbei, und schossen, der eine tief in's Dickicht des Waldes, der andere einen steinigen Abhang hinunter, letzterer im Fluge sich überstürzend und zusammenbrechend.

„Wir hatten uns während dieses Stiergefechtes hinter Lorbeergestrüpp verborgen, mein Weib zitternd, wie die vom Geier verfolgte Taube, und dicht neben uns lag das fast todte Thier, stöhnend und brüllend. Entsetzt harrten wir noch der Rückkehr des anderen Stieres, der auch nach wenig Minuten dem Meere zuging. Seine rothe, geschmeidige Zunge leckte das niederrieselnde Blut, dann sahen wir ihn im Wasser des Sumpfes seine Wunden waschen.“

„Dankt der Madonna,“ sagte Filippo mit leuchtenden Blicken, die sich an der schönen Gestalt Anna's weideten, „daß ihr solch' entsetzlichem Tode entronnen. Wir Bewohner des lateinischen Strandes kennen und fürchten diese grimmigen Büffel, die nur der mit dem Speer bewaffnete Hirte abzuwehren versteht. Wer ihrer Wuth einmal verfallen, ist unrettbar verloren; denn mit den stählernen Knieen zerstampfen sie den Menschen. Nur das eine Gute besitzen sie, ihr Horn schützt gegen den bösen Blick.“

Der Schiffer zog bei diesen Worten aus dem vorne geschlitzten Hemd eine Art Rosenkranz, an welchem ein kleiner Talisman von Büffelhorn hing, den die nordischen Fremdlinge neugierig betrachteten.

Inzwischen waren sie Nettuno ganz nahe gekommen. Trotz der mittägigen Stunde sangen am Strande die Cigalli so laut und schrill, wie einst die Grillen des Anakreon; ihren Gesang aber übertönte noch das langgezogene, schmerzenreiche Lied der Nachtigallen, die im Gestrüpp des Ufers nisten.

Nettuno nun erscheint wahrlich Jedem wie eine alte verlassene Stadt aus früheren poesievollen Tagen, die einem zerlumpten Lazzarone gleich an jenem klassischen Ufer schläft und im Traum sich wundert, wohin die alte Zeit der Imperatoren geschwunden und warum sie nicht lange vom Meer verschlungen sei.

Einsam und von keiner Barke belebt schimmert der sonnige Hafenspiegel und der Sand seiner Küste glänzt wie Körner gediegenen Goldes.

Gärten und Weinberge umspinnen sie jedoch mit Festons von Grün, und so wird der düstere Charakter seiner schwarzen Thürme und Mauern doch ein wenig gemildert.

Als die Barke Filippo's auf den Sand lief, und Edmund ihm in die schwielige Hand einen Scudo d'oro gedrückt, wünschte ihnen der seinen Dank unter hundert Verbeugungen sprudelnde Schiffer »buon viaggio« und empfahl ihnen drinnen in der Stadt die „Sirena" als beste Locanda.

„Wie poetisch doch diese Südländer jegliches Ding benennen!" sagte Anna, die sich mit ihren beiden feinen Händen an den starken Arm ihres Gatten hielt. „Es steckt ein Urquell von Poesie in ihnen, und wenn sie nur zu sprechen beginnen, ist's Einem, als improvisirten sie ein Gedicht!"

„Gewiß," erwiederte Edmund, „trägt Alles in Italien einen

Anstrich von Klassicität. Die Natur und die in Schutt gefallenen Ruinen umhaucht die Wehmuth einer glorreichen Historie; das Morgen- und Abendlicht spinnt gleichsam goldene Fäden über die schönen, weichen Bergformationen, und unter diesen rothstämmigen Pinien wird dem Herzen so wohl und friedvoll, als träumte man den Traum unschuldigster Kindheit wieder."

„Und wie anmuthig und edel sind die prächtigen Gestalten dieser Männer!" rief Anna lebhaft.

Edmund hob scherzhaft drohend einen Finger.

„Du, Du!" versetzte er mit komischem Ernst.

»Caro mio!« flüsterte sein Weib in einem Ton, der wie Musik klang.

So kamen sie nun unter mancherlei Scherz in die todtstillen Straßen dieser uralten, dem Neptun geweihten Stadt. Zwischen den Spalten der Tuffsteine sproßte hier und dort grünes Gras, kaum eine Seele war zu sehen, und der Tritt der Fremdlinge hallte fast geisterhaft am hellen Tage. Hätte der Himmel nicht durchsichtig blau sich über ihnen gewölbt, sie hätten meinen können, in einer Stadt auf dem Grunde des Meeres zu sein.

Mitten auf dem Marktplatz erhebt sich, ähnlich den Säulen der venetianischen Piazetta, eine zierliche Säule aus Granit, in welche ein unkenntliches Wappen gehauen, und dieser gegenüber öffnet die „Sirena" ihre gastlichen Hallen, die einladend genug erschienen, rosablühenden Oleanders wegen, der mit seinen Blumen das Erdgeschoß des Hauses schier bedeckte.

Weniger freundlich und heimlich zeigte sich hingegen das Innere, welches die erschöpften Wanderer betraten.

Der Rauch des Herdes, den die senkrecht über dem Kamin stehende Sonne niederdrückte, erfüllte jedes Gemach und machte den Aufenthalt zur Unmöglichkeit.

Dennoch wollten sie die Padrona nicht verletzen, indem sie

ihrem Hause gleich wieder den Rücken kehrten. Diese kauerte auf einem kleinen Rohrschemel, ein säugendes Kind an der Brust, und fragte nach Excellenza's Begehr.

Frisches, weißes Brod wäre eben von Porto d'Anzio gekommen, versicherte sie, und an Wein besäße selbst in Rom keine Osteria solchen Est Est Est von Monte Fiascone, wie sie; mit der Polenta werde es aber immerhin noch eine Weile dauern.

Die Hungrigen baten nur um Brod und Wein; letzteren tranken sie aus kleinen, undurchsichtigen Schalen, und die liebreizende Hebe Anna kredenzte dieß süße, himmlische Rebengold ihrem Beschützer; dazu aßen sie zarte, blutrothe Orangen, die herrlichste Frucht der Welt.

Als die Begierde des Trankes und der Speise gestillt war, traten sie aus der Sirena wieder hinaus auf den Platz, ein besseres Logis zu suchen.

Wie gern hätte Anna aus Veranlassung und Freude über ihre Rettung mit vollen Händen an Arme oder Kranke Almosen vertheilt, aber in Nettuno, so öde und kläglich es auch erscheint, verfolgten unser junges Paar nicht wie in anderen italienischen Städten Schaaren von Bettlern mit dem winselnden Ruf: »Miserabili; muojo di fame!«

Kein Wunder auch, daß diese prächtigen Männer und Frauen, die so stolz wie Fürsten einhergehen, nicht an's Bettlen denken.

Die Nettunesen feierten an jenem Tage, als Edmund und seine Frau dort angelangt, irgend ein religiöses Fest, und der Strom der Andächtigen im schönsten Kleiderschmuck ergoß sich eben aus der Kirche.

Anna hatte wohl Recht, diesen königlichen Männerwuchs zu loben; sie schienen Alle eines Hauptes länger, denn die anderen Bewohner des lateinischen Strandes. Das Auge flammte, Adel und Schwung lag in jeder Bewegung.

Und gar erst die Frauen! Bei allen Heiligen, die schienen von den Göttlichen selber abzustammen. Welch' feierlicher Rhythmus in ihrem Gange, trotz des Feuers der glimmenden Augen, der warmen Wange, welch' kühle Unnahbarkeit in ihrem Wesen. — Dazu die ideale Tracht, anzusehen wie Meerjungfrauen, die aus dem feuchten Elemente gestiegen, sich schönen Erdensöhnen zu vermählen. Dunkelrothe, grüne oder azurblaue Gewänder von schwerem, faltigem Sammet, reich mit Goldbrokat verbrämt, verhüllten diese marmornen Glieder; um den energischen Hals trugen sie Schmuck von Korallen oder Gold, das Haar aber, schwarz wie das Gefieder des Raben, bedeckte ein Tuch aus Silberflor und dunkelglühende Nelken dufteten in den Scheiteln.

Anna, die doch in ihrem Vaterlande schon manchmal um ihrer hohenstaufischen Schönheit wegen bewundert worden, erschien sich ganz zwerghaft.

Eine ganze Reihe solcher Weiberideale zog an den staunenden Deutschen vorüber, und langsam verloren sich diese Frauenperlen in ihre verwitterten Häuser.

Zuletzt kam noch ein jungfräuliches Kind, blondhaarig und blauäugig, die schüchtern den Blick zu Boden senkte und noch ein Gebet auf den Lippen zu haben schien. Scheu, wie eine Gazelle, wollte sie an den Fremden vorüber, die Beide aus einem Munde „Gretchen!" riefen.

Und wie einst Faust jenem holden, sittigen Kinde auf ihrem Gang aus dem Gotteshause den Weg vertrat, that dieß Edmund mit den Worten: „Verzeiht die Kühnheit, welche Euch anspricht, ist sie doch Fremdlingen oft Gebot. Wüßtet Ihr außer der Sirena noch eine Herberge, in der wir rasten könnten?"

„Fragt unten am Strande nach Beppo Branca, er wird Euch wohl aufnehmen!" versetzte die Blonde und verschwand nach wenig eilenden Schritten durch ein niederes, düsteres Thor.

Edmund und Anna gingen also wieder, woher sie gekommen,

zum Strande, den das Athmen des Meeres kühlte. Auf dem zinnoberrothen Sande blieben sie stehen und musterten die nächsten Bauten, unter denen ihnen ein weißes, terrassirtes Gebäude, an der Rückseite von einem Garten begrenzt, besonders wohlgefiel.

Das Haus zierte im oberen Stockwerk ein Balkon von Eisenstäben; im Erdgeschoß bildeten acanthusumwundene Säulen, die dem Ganzen etwas Antikes gaben, eine Art Atrium, und der reichste Flor von Nelken und Heliotropen blühte an allen Fenstern. Näher kommend gewahrten die Beiden, welche Schiffbrüchigen gleich Obdach suchten, ein wirklich patriarchalisches Bild.

Unter dem Säulenvestibul saß ein starker, breitschultriger Mann, seinem silbernen Haare nach fast ein Greis zu nennen. Den Kopf in die eine Hand gelegt, deren Ellbogen sich auf den Schenkel stemmte, schien er weit hinaus über die Wogen zu schauen, als erwarte er ein näher kommendes Segel. Man konnte keine Farbe des Meeres erkennen, weil die Sonne alles Wasser in reinstes, flüssiges Gold verzauberte, und es war zu verwundern, wie der Alte starr und regungslos den Blick auf diesem lichtglänzenden Spiegel ruhen lassen konnte, ohne geblendet zu werden. Neben ihm befand sich ein schmuckes Mädchen, ganz in hochrothe Seide gekleidet, im Haar grüne Schleifen, das Zeichen der Jungfräulichkeit. Sie spann und die Spindel tanzte und wogte im ätherischen Goldlicht des Tages. Ihr schönes Haupt, dessen Wangen liebliche Grübchen zierten, bewegte sich im Takt eines Ritornells, das sie sang und mit den Fußspitzen cadencirte.

„Winterschnee und Lenz!“ sagte die romantische Anna, die entzückt die Gruppe betrachtete.

„Als läse man im Homer!“ flüsterte verloren Edmund.

Anna bemerkte gleich im Zuschreiten auf diese reizende

Eremitage den Namen „Beppo Branca“, welcher dicht unter dem Balkon in Stucklettern zu lesen war.

Freudig machte sie auch ihren Gatten darauf aufmerksam, und so traten sie mit herzlichem »buon giorno« und der Bitte an die Gruppe, man möge ihnen zur Rast für einen oder zwei Tage Unterkommen gewähren.

Das Mädchen hielt inne mit ihrem Spinnen und blickte gespannt auf den Vater, seiner Antwort harrend.

Der Alte erhob sich und lüftete seine phrygische Mütze zum Gegengruß.

„Wollt ihr vorlieb nehmen mit dem, was meine Armuth und meiner Tochter Gemma Fleiß euch bieten, so heiß ich euch willkommen unter diesem Dach, welches eigentlich jedem Fremden den Eintritt wehren sollte, denn es ist kein gesegnetes.“

„Wie,“ fragte staunend Edmund, „Ihr nennt dieß weltvergessene, reizende Asyl kein gastliches und gesegnetes? Hier, wo man doch hinaussieht auf das wellige, warme Meer, dessen melodisches Rauschen jeden Wunsch und jede Sehnsucht in Schlummer wiegen muß! Wahrlich, ich neide Euch solchen Segen in dieser sirenenhaften Einsamkeit.“

„Ihr könnt wohl schwärmen, denn durch die Augen dringt euch diese wonnige Flut bis in's Herz. Aber ich? O, ich liebe die See wie meine Seele, wie meine Tochter, und einst streiften meine Augen darüber hin wie die der Möve. Nun sind sie erloschen.“

Diese Nachricht durchzuckte schreckhaft selbst den Arzt, wie viel mehr gar sein mitleidiges Weib.

Blind sein, welch' bitteres Unglück, und noch hier an diesem klassischen Ufer, das sich in ihren Augensternen spiegelte. Es durchschauerte sie frostig, doch nur eine kurze Sekunde, dann strahlte ihr Gesicht in Hoffnung und Freude. Sie lispelte Edmund das Wort in's Ohr: „Hilf!“

Dieser wechselte einen Blick des Einverständnisses mit ihr, und trat dann an den Alten heran, das Auge genau betrachtend. Während er ihn zum Sitzen zwang, die Untersuchung leichter bewerkstelligen zu können, wandte er sich zu seiner Frau, der er in deutscher Sprache mittheilte, Branca leide am Staar, doch werde eine Operation sicher glücken.

Gemma, diese Knospe der nettunesischen Jungfrauen, welche verwirrt und befangen das Gebahren dieser Fremdlinge betrachtete, und vollends die Freude der nordischen Frau, die sich bei dieser Mittheilung auf der Letzteren Zügen malte, nicht begriff, fragte ganz schüchtern, ob die fremde Excellenz ein Arzt und im Stande sei zu helfen.

Und wie Edmund es bejahte, floß das süß erschrockene Mädchen über von rührender Dankbarkeit, als wäre dem Vater das Licht der Augen schon wieder geschenkt.

„Du sollst sehend werden!“ sagte mit fester, bestimmter Stimme Edmund zu dem Blinden.

Der Alte schüttelte ebenso ungläubig den Kopf, als hätte man ihm mitgetheilt, das Konzil der Kardinäle in Rom habe ihn zum Pabst gewählt.

„Das Letzte, was ich sah,“ sagte er kopfschüttelnd, „war ein Blitz, der blendend und donnernd in die Wogen zischte, als ich draußen auf der See fischte. Damit hat mich Gottes Zorn getroffen, denn am nächsten Tage war der Quell des Lichtes bei mir versiegt und Gemma ist fürder mein Stecken und Stab, meine Leuchte in der Dunkelheit!“

„Verzagt nicht,“ sagte der Arzt, „sondern vertraut Euch vielmehr Gott, der mir in der Stunde der Operation gnädig beistehen möge.“

Zitternd drückte der Greis dem Fremden die Hand; doch wagte er kaum zu hoffen.

„Führ' unsere Gäste hinauf, damit sie von ihrer Wan-

derung ruhen können, und gib ihnen, was wir besitzen," wandte sich der Vater an sein Kind, dann setzte er sich mit der Sicherheit der meisten Blinden wieder auf den früheren Platz und nahm dieselbe Stellung ein, in welcher ihn der Arzt getroffen.

Gemma ging den zwei Ruhebedürftigen voran, und geleitete sie in das Balkonzimmer, welches sie sogleich verließ, als jede ihrer weiteren Dienstleistungen mit Dank zurückgewiesen wurde. Das Gemach legte Zeugniß ab von der sorglich waltenden Hand Gemma's. Der Boden war mit fein geflochtenen Strohmatten belegt, die Betten mit schneeigem Linnen überzogen, und ein alter Stahlstich der „Assunta" Tizian's, unter welcher Kruzifix und Weihkessel hingen, schmückte die reinlich getünchte Wand.

Die Erschöpfung Beider nach dem qualvollen Abenteuer war natürlich, und sehnsüchtig nach Ruhe überließen sie sich derselben. So bekränzte der Gott des Schlafes ihre Stirnen mit einschläferndem Mohn und gab ihnen liebliche Traumbilder bis zum Abend. Leis gingen die Athemzüge noch aus Anna's Brust, als Edmund schon auf den Balkon hinausgetreten war.

Der glorreichste Sommertag verblutete sich eben in's Meer; gleich Lavagluten entströmten dem Firmamente purpurroth brennende Flammen, die Erde und der Ozean waren mit einem Heiligenschein umflossen.

Der helle Glanz, welcher in das Gemach fiel, erweckte nun auch die schöne, goldlockige Schläferin; auf den Zehen schlich sie an den Balkon, das Antlitz vom Traume und der niedersinkenden Sonne madonnenhaft umhaucht.

„Wie schön Du bist!" rief Edmund, da er sie erblickte.

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Dann strich sie die entfesselten Locken aus der Stirne und sah an dem geliebten Manne empor.

„Sieh'," begann sie, da hat uns das Schicksal gleich einen Unglücklichen zugeführt, an welchem wir ein gutes Werk üben

können, dem aber nur Du zu helfen im Stande bist. Wie soll ich nun mein Gelübde lösen?"

„Was ich thue, thust auch Du!" versetzte liebreich der Gatte; „sind wir nicht ein Herzschlag geworden und handeln wir nicht im gleichen Geiste?"

„Gewiß, ja," sagte sie erfreut; „aber ich möchte doch auch meinen Antheil haben an dieser guten That. So laß' mich wenigstens die dienenden Handreichungen leisten, wenn Du die Augen Branca's wieder dem Lichte öffnest."

Solches war Edmund denn wohl zufrieden.

„Nur wirst Du Dich mit Gemma, die ihren Vater in der Stunde der Operation nicht verlassen wollen wird, einigen müssen!" äußerte er.

„Das hoffe ich leicht zu erreichen!" sagte Anna.

Wirklich brachte sie dieß auch zu Stande; denn mit wichtiger Miene belog sie Gemma, die sie neben dem Vater sitzend unten im Atrium traf, sie habe schon so vielen Operationen Edmund's assistirt, daß sie, vertraut mit solchen Hülfeleistungen, eine ganz sichere Hand erworben, die vor allen Dingen unerläßlich sei. Gemma selber würde, erregt und besorgt um den Ausgang, zittern und könne dadurch das Gelingen im höchsten Grade gefährden.

Bang und doch voll Vertrauen trat also Gemma ihre kindliche Pflicht der liebgewonnenen Fremden ab.

Der Alte selber willigte ergeben in die wiederholte Bitte des Arztes, der schon am nächsten Tage seinen Entschluß ausführen wollte; denn da er stets die nothwendigen Instrumente in einem Etui bei sich trug, so stand der Operation kein Hinderniß entgegen.

Edmund rieth dem Greise, die größtmögliche Ruhe zu bewahren und sich durch einen tüchtigen Schlaf noch zu stärken.

Als nun die Strahlenkränze der Sterne gleich lichtem

Geschmeide am Himmel blinkten, und die zunehmende Sichel des Mondes ihr Licht auf den lateinischen Strand rieselte, wiegte der Schlummer die Insassen von Branca's gastlicher Meereseinsiedelei in süße Ruhe, nur Gemma lag die Nacht hindurch im Gebet vor der allerseligsten Jungfrau und flehte um glücklichen Ausgang.

So kam der ereignißvolle Morgen.

Anna wehrte durch Schließen der Jalousieen und Verhängen der Fenster mit Tüchern dem Licht des goldigen Tages den Eintritt in Branca's Gemach; nur durch ein Fenster durfte die Sonne in gedämpften Tönen scheinen.

Und dort mußte der Greis niedersitzen, um welchen nun Edmund und die emsige Anna, deren Augen von freudiger Gewißheit des Gelingens sprühten, beschäftigt waren.

Gemma kauerte in einer dunkeln Ecke des Zimmers, verhüllte ihr Angesicht und ihre Thränen flossen stumm; der Vater erwartete mit der Ruhe des Greises sein Geschick.

Als die Nadel in die Hornhaut eindrang, spürte Edmund, wie ein Zucken und Beben durch des Blinden Glieder ging.

Eine lange, erwartungsvolle Pause.

Den Mund fragend geöffnet versuchte Anna in den Zügen ihres Gatten den Erfolg zu lesen.

„Es ist geglückt!" sagte dieser in seiner Muttersprache ruhig und bat seine Frau, die bereitgehaltene schwarze Binde dem Kranken um die Stirne zu legen.

Gemma erhob sich am ganzen Leibe bebend, doch sprach sie kein Wort. Die hellen Thränen stürzten unaufhaltsam aus den Wimpern, und als Anna das Zimmer verlassen, geleitete sie den Vater mit des Arztes Hülfe zu Bett.

In den nächsten Tagen stellte sich ein leichtes intermittirendes Fieber ein, an den Augen selbst zeigte sich keine Spur von Entzündung.

Gemma und Anna, diese liebreizenden Najaden des lateinischen Strandes, wetteiferten in der Pflege des Kranken, der mit der naiven Dankbarkeit eines Kindes die fremden Wohlthäter segnete.

Volle acht Tage weilten die liebenden Deutschen noch zu Nettuno, sie selber wo möglich glücklicher, als Beppo Branca und seine Tochter.

In der Frühe des letzten Morgens sagte Edmund zu Gemma: „Heute Abend, wenn die laue Dämmerung die Erde beschattet, nimm Deinem Vater die Binde ab, wahre ihn aber die nächsten Tage noch vor allzu grellem Licht. Wir müssen nun wieder nach Rom, sehen jedoch in kürzester Zeit wieder nach Dir und dem Vater."

Das Maulthier vor dem zur Fahrt bereitstehenden Corricolo scharrte schon ungeduldig und schüttelte seine silbernen Glöckchen, als Anna und Edmund noch immer von Branca und seiner Tochter festgehalten wurden.

Sie sollten den Ungläubigen gewiß und feierlich die Rückkehr versprechen.

„Gewiß!" sagten Beide lächelnd. „Werden wir euch denn belügen?"

Eine Minute später sah Gemma den Davonrollenden mit wehmüthiger Dankbarkeit nach, bis eine Wolke Staubes sie ihr verhüllte, und wie das Mädchen richtig ahnte — für immer.

Gemma und Nina, beide festtäglichen Kleidern des italienischen Gewandes, verschwanden in der Mitte des Kreises, der mit der naiven Fröhlichkeit eines Kindes die fremden Volkstänzer bewachte.

Volle acht Tage weilten die liebenden Deutschen noch zu Taormina, so selig und möglichst glücklicher, als Beppo Moreni und seine Tochter.

Am Abende des letzten Tages sagte Oswald zu Gemma: „Heute Abend, wenn die letzte Dämmerung die Erde bedeckt, nimmt Tiriaco seinen Zügel, die Rosse ab, wollen wir aber die nächsten Tage noch vor allem hellem Licht. Wir wollen nun wieder nach Rom, leben jedoch in Gedanken bei wieder nach Tor und dem Reste.“

Das Maulthier vor dem zur Fahrt bereitstehenden Wägelchen schaute schon ungeduldig und schüttelte seine silbernen Glöckchen, als Oswald und Gemma noch immer von Beppo und seiner Tochter Abschied nahmen.

Sie sollten den Unglücklichen gewiß noch künftig die Rückkehr zusichern.

„Addio!“ sagten Beide lächelnd. „Werdet ihr auch bald wiederkehren?“

Eine Minute später sah Gemma den Davoneilenden mit sehnsüchtiger Zärtlichkeit nach, bis eine Biegung sie ihr entführte, und wie das Mädchen wähnte, — für immer.

Vicenza, die Heimat des Palladio.

So wie wir den Waggon besteigen, der uns Verona's tumultuarischem Treiben auf eine kurze Zeit entführen soll, schließen wir die Augen und geloben, sie nicht eher wieder zu öffnen, als bis wir sicher sind, das bewegte Meer der Kriegswellen nur aus der Entfernung brausen zu hören. Da der Dampf gellend aus dem geöffneten Ventil fährt und die Locomotive sich in Bewegung setzt, reichen einige Minuten hin, unser Gelübde zu endigen und durch das geöffnete Fenster hinausblickend auf die zu beiden Seiten der hastig sich überstürzenden Etschwogen grünenden Fluren, holen wir tief Athem, als wären wir aus einem langen Winter in einen üppigen Lenz gekommen, dessen Duft und Farbe uns erfrischend anhaucht.

Zur Linken wölbt sich hoch über den schlanken dunkeln Wipfeln der Cypressen und niederen im frischen Grün prangenden Maulbeerbäumen die herrliche bleigedeckte Kuppel der Kirche Madonna di Campagna; dann kommen fette Wiesen, mit Gräben umgränzt, deren Ränder Lattig, Schilf und schon verblühte Lilien einfassen. Hin und wieder wurzeln alte, gespaltene Weiden, an deren knorrigen Aesten einige Soldaten, die als Hirten der zur Armee gehörigen weißen Büffel verwandt werden, ihre Kittel aufgehängt, während sie selbst im Schatten der Bäume liegen und vom Nichtsthun ausruhen. Im hohen, mit rothen Kleeblumen untermischten Grase mähen braune italienische

Mädchen, den Strohhut tief im Gesicht; neugierig verfolgen sie mit den dunkel glühenden Augen die vorübersausende Locomotive, um dann desto eifriger die krumme Sichel arbeiten zu lassen. An jener Barrière hält ein schwerbepacktes Eselchen; eine Heerde Gänse sucht zwischen den Furchen eines benachbarten Türkischkornfeldes ihr Futter; Alles bildet einen lebendigen Heinrich Roos.

San Martino ist die erste Station gegen Vicenza hin. Ueber die Mauern seiner Weingärten entsenden Trauerweiden ihre hängenden Zweige und gesellen zum Schmuck des Jahrhunderte alten Epheus ihre eigene hellgrüne Zierde; fruchtbeladene Mandelbäume wechseln mit den rosa nelkenartigen Blütenbüscheln der Oleander, das nahe Wartehäuschen ist überrankt von Kürbiß, dessen grün gestreifte Früchte das leichte Dach beschweren.

Die Vorhügel der Alpen treten hier ziemlich nahe an die sich zur Etsch erstreckende Plaine. Weiße Wege mit Stationen führen die aus Sand und Kalk bestehenden Berge hinan, die Sonne scheint flimmernd auf sie, Maulthiere suchen über Gerölle ihren Steg. —

Wem fällt hier nicht Göthe's unsterbliches Lied ein:

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n?"

Wir begreifen, daß Mignon sich dorthin sehnte.

Ueber dem Orte San Martino erhebt sich auf einem Cypressenhügel die Villa der „Muselli", dicht daneben glänzen die weißen Mauern eines Klosters, und ein aus Draht geflochtenes Tempelchen, ähnlich unsern aus Glas gesponnenen Arbeiten, oder da das Ganze wirklich märchenhaft im südlichen Licht erscheint, wie von Feen aus Aether gewebt, beherrscht luftig das Ganze. Mehrere hochstämmige Pinien breiten die fächerartigen Kronen über das Klostergemäuer.

Pinien und Palmen sind die Bäume des Friedens; sie

tragen diesen Charakter in ihrer Organisation, ihre Zweige streben nicht aufwärts, sondern gehen horizontal auseinander und senken sich zum Schutz der in ihrem Schatten ruhenden Gegenstände. Darum sind sie auch das Symbol des Friedens geworden, und auf den Gemälden alter italienischer Meister fehlen sie nie, wenn der Vorwurf überhaupt stille Seligkeit oder Ruhe nach harten Leiden ausdrücken soll. Mit Worten ist der Reiz der weiteren Gegend schwer zu schildern; selbst ein Maler würde sich nur einzelner Bilder bemächtigen können; die Conturen der sonnigen, in röthlichem Colorit prangenden Vorberge und die gewaltige, vielgegipfelte Pracht der dahinter sich erhebenden Alpen möchte er allenfalls hinstellen. Denn jetzt wechseln in lieblicher Veränderung Vignen mit ihren aus dunklem Grün tauchenden Villen, Klöster und burgartige Ruinen. Bis an die Hügel heran zieht sich ein einziger, üppiger Garten. Die Pfirsich-, Nuß- und Maulbeerbäume, welche lange Alleen in den mit Mais bewachsenen Feldern bilden, sind umschlungen von Reben, an denen volle, schon durchsichtige Trauben hängen; ein Baum reicht dem andern seine grünen Blätterfinger und so entsteht eine rankende Guirlande durch das ganze reiche venetianische Land.

Von Truppen, die in den rings verstreuten Ortschaften kantonniren, schauen wir nur wenig. Dort auf der Chaussee in den Zwischenräumen der sie einfassenden Pappeln wird manchmal ein Husar sichtbar, der vielleicht nach dem Stabsquartier eine Ordre überbringt. Er trägt den leinenen Kittel, darüber den blauen Pelz, sein Colpak ist mit einem Ueberzug von weißer Wachsleinwand bekleidet. Liebkosend klopft er den Hals seines Pferdes und gibt ihm sicher hübsche Schmeichelnamen, wie „süße Seele" oder „getreue Windsbraut"; denn die Husaren lieben ihre Pferde mehr als ihre Bräute. Da und dort, wo die Höfe der Landleute mehr an den Eisenbahndamm herantreten, sieht man einige Soldaten den Bauern beim Dreschen behülflich sein

oder sonst landwirthschaftliche Arbeiten verrichten, während aus jener Villa eines reichen Nobile, die nun statt ihres geflohenen Besitzers Uhlanen beherbergt, diese behaglich aus den Fenstern lehnen und wahrscheinlich dessen Tabak schmauchen. —

Mehrere Offiziere, lustige Vögel, die mit uns einen Waggon einnehmen und sich um die Reize der Gegend wenig kümmern, bearbeiten mit ihren Witzen einen Kriegscommissär und ein Pfäfflein. Einer zieht des Ersteren Säbel aus der Scheide und liest laut in komischem Ernst, als ständen die Worte auf der Klinge: „Du sollst nicht tödten!" Dem Feldpater, welchem sie in aller Demuth den gebührenden Namen „geistlicher Herr" geben, erzählen sie lustige Schwänke und Don Juan-Streiche aus der Moldau, wohin sie bei Besetzung der Donaufürstenthümer vor Jahren marschirten. Bei der sehr genauen und leichtfertigen Schilderung der dortigen Mädchen wird dem geistlichen Herrn ganz unwohl.

Ernster gestimmt ist der junge Rittmeister Graf B., der sich zu uns wendet und, indem er auf das Städtchen Caldiero deutet, sagt: „Hier rettete Feldmarschall Nugent meinem Vater das Leben!" —

Es war im Jahre 1805, wo Erzherzog Karl von Oesterreich einen Sieg über Massena erfocht.

Der Ort ist seiner warmen Schwefelbäder wegen bekannt, obschon wenig besucht. Im Jahre 1 n. Chr. wurden sie unter Petronius Probus angelegt, wie eine alte Inschrift besagt. Die umliegenden Felsen sind meist Basaltmassen, wie denn die ganze Gegend einen vulkanischen Charakter trägt. —

Auf Caldiero folgt Soave, eine Colonie der Suavi oder Schwaben, die mit Kaiser Otto I. nach Italien gekommen und sich dort angesiedelt. Seine alte Scaligerveste mit zackigen Zinnen ragt über Rebenhügel empor, deren Trauben den köstlichsten Vinto santo liefern.

Pittoresker als alle diese genannten Orte liegt in einem von hohen Gipfeln umschlossenen Thale — Montebello. Pinien stehen, von keinem Windhauch bewegt, droben auf den Hügeln, die mit Ruinen und Schlössern gekrönt sind.

Statt des bisherigen, sich bis an die Adige erstreckenden fruchtbaren Tieflandes zur Rechten, erheben sich nun die von Nord nach Süd ziehenden Monti Berici, die uns bis Vicenza begleiten und durch frisches Baumgrün erfreuen. Auf einzelnen Kegeln derselben sind einsame Klöster erbaut, oft mit Kuppeln überwölbt, als Campanile einen dünnen, minaretähnlichen Thurm zeigend, der uns an den Orient erinnert.

So gleichsam zwischen zwei gesegneten Ufern hinrollend, münden wir in die weite Bucht von Vicenza, welche Benennung gerechtfertigt erscheint, da der tiefe Thalgrund ganz das Aussehen hat, als wäre er vor Zeiten der Boden eines Binnenmeeres gewesen.

In Italien hat fast jede nur einigermaßen bedeutende Ortschaft auch einen Mann hervorgebracht, auf welchen die später Geborenen stolz sein dürfen, und wahrlich dieses Land ist dreimal glücklich zu preisen, weil namentlich die Kunst, die Verschönerin des Lebens, hier so reiche Blüten trug.

Und nicht sind es in Erz oder Marmor gemeißelte Züge, welche von dem einstigen Dasein dieser Großen Zeugniß ablegen, sondern fast immer nur ihre Werke. Trittst du nun durch Porta Castello in Vicenza ein, so wirst du dich nicht wundern über die große Anzahl seiner Paläste und deren edles Antlitz, welches an die Antike erinnert; denn Palladio dichtete ja hier in Stein, derselbe große Meister, welcher dir so viel Bewunderung einflößte auf der Giudecca zu Venedig, da du vor S. Redentore standest.

„Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.“

Goethe bezieht diese letztangeführten Worte auf die herrliche Verschmelzung der Antike mit dem Modernen, auf die äußerst schwierige, aber geschickte Anwendung der alten Säulenordnungen bei bürgerlichen Bauten.

So schmückte Palladio den Palast Barbarano, so barbarisch er klingt, mit den schönsten Säulen corinthischer und jonischer Ordnung, gab dem Palazzo Chieregati einen dorischen Portikus, und führte noch eine Anzahl anderer Prachtbauten auf in gemischtem Styl, die jetzt zum Theil in Verfall gerathen, und unter denen wir noch die Casa del Diavolo und den Trissino in Cricoli vor dem Thore des heil. Bartolomeo nennen wollen. Halb und halb gehört unserem genialen Architekten auch die Basilica oder das Rathhaus zu, ein mächtiges Oblongum, mit Säulen corinthischen Capitäls und gewölbter Kupferbedachung, die stark oxydirt ist; denn er restaurirte dasselbe.

Nun können aber die reichen Säulenordnungen einen gewissen schwerfälligen Stempel, der düster und drückend auf dem Ganzen lastet, nicht verwischen, und erinnerten uns wenigstens mehr an eine feudale als an eine municipale Bestimmung.

Darum wirkt auch ein castellartiger Nebenbau sammt dem 300′ hohen und nur 20′ breiten Campanile gar nicht so disharmonisch, während der Palazzo Prefettizio, der an seiner Ostseite einen römischen Triumphbogen trägt und ganz in der Nachbarschaft der letztgenannten Monumente an der Piazza dei Signori sich erhebt, dieß allerdings zu unserer Freude thut, denn grandioseres und einfacheres zugleich kann man schwerlich schauen.

Ein kleiner zerlumpter Facchin mit dunkel glühenden Augen, der, wie man in Italien oft sieht, auf seinen schwarzen Locken eine phrygische Mütze trug, war unser Wegweiser nach dem olympischen Theater, welches Palladio's Sohn nach dem Plane des Vaters errichtete.

Wir drangen in elende schmutzige Gäßchen ein, um dorthin

zu gelangen, und fast befürchteten wir mißverstanden und auf dem Wege zu Göttinnen eines anderen Olymp zu sein, als auf des Knaben Pochen an einem verfallenen Thore ein sirenenhaftes, blasses, zerknittertes Mädchen durch eine zerschlagene Fensterscheibe nach unserem Begehren frug. Als wir dieß vorgetragen, antwortete sie: „subito, Signore!“ und kam schnell zu öffnen.

Das Theater ist ein artiges Spielzeug, vergegenwärtigt indeß gut genug ein solches der Alten. Es ist ganz aus Holz, die Sitzreihen erheben sich amphitheatralisch, zahlreiche Statuen, wie aus Pappe anzusehen, zieren, wenn der Ausdruck gestattet ist, den oberen Rand dieses Kraters. Man hat zu Ende des 16. Jahrhunderts daselbst classische Dramen der Hellenen zur Aufführung gebracht, heute ist es eben nur Reliquie.

Und noch zwei Reliquien und Erinnerungen an Palladio wirst du in Vicenza aufsuchen; es ist die eine sein Wohnhaus, so schlicht und einfach wie das eines Bürgers nur sein kann, und recht des vortrefflichen Baumeisters einfache Lebensart und Gesinnung bekundend. Seine Statue und die seiner Tochter, in Stein gehauen, stehen im Hofe, die letztere ein kräftiges italisches Weib, der Vater selbst in diesem Abbilde fast charakterlos zu nennen.

Glücklicherweise jedoch besitzt des Palladio Heimath in der zweiten eben erwähnten Reliquie eine vortreffliche übergüldete Büste, die in einem der oberen Säle der Bertolian'schen Bibliothek nebst mehreren eigenhändigen Plänen gezeigt wird.

Seine Stirn gleicht am meisten der des Ariost, und es liegt viel Ritterliches in der ganzen Erscheinung, aber auch viel Menschenfreundliches.

Dieselbe Bibliothek birgt ferner mehrere Kunstsammlungen, numismatische, geologische und auch Gemälde. Bist du nun ein Verehrer üppiger Weibergestalten mit weichem rosigen Fleischton, so denke ich wird ein „bagno di Diana“ von Pietro Liberi, eine

gleichfalls badende Bathseba von Luca Giordano und ein „judicio di Paride“ desselben Meisters, auf welch letzterem Bilde Pallas und nicht Aphrodite den Apfel verdient, deine Aufmerksamkeit lange genug fesseln.

Um eine Parallele zu ziehen zwischen der Auffassung eines und desselben Sujets verschiedener Künstler, betrachte endlich des Venetianers Tizian „büßende Magdalena“, die ihre Hände über ein Buch faltet und aufrichtige Reue in den schönen Augen, denen man gleichwohl das Sündhafte ansieht, zeigt. Ich bin der Ansicht, du wirst sie zwischen die Magdalena des Antonio Allegri, genannt Correggio, und die des Battoni stellen. Palladio's engere Heimath ist seine in der Nähe der Stadt gelegene Villa, in der Regel „Rotonda Palladiana“ genannt, wo er lebte in heiterer Arbeitsamkeit und Muße.

Ob nun der Kleine mit der phrygischen Mütze mein cimmerisches Italienisch nicht verstand, oder ihm der Weg zu weit war, genug, er führte mich statt nach jener Villa auf den Berischen Hügel, der die Kirche Madonna di Monte Berico trägt, wofür ich ihn dankbar mit einem Lire belohnte, weil er mir dadurch den Genuß der herrlichsten Aussicht auf Stadt und Alpen und den eines Bildes des Paul von Verona bereitete.

Es befindet sich dieß Bild im Refectorium des Klosters und stellt Christum dar, der als Pilger an der Tafel des Pontifex Maximus Gregor gespeist wird. Alle Gestalten prangen in glänzendem Colorit, und der Art treten sie plastisch aus dem Rahmen, daß, wenn die Mönche beim Schein der Lichter ihre Mahlzeit halten, man leicht getäuscht zwei Tafelreihen lebendiger Figuren zu sehen glaubt. Da ich lange oben im Chor der Kirche, wo düsterroth die ewigen Lampen brennen, mit einem Abbate sprach, war beim Heraustreten in's Freie schon der thaufeuchte Abend hereingebrochen, und bald schimmerten die Strahlenkränze der Sterne vom Himmel. Namentlich hell leuchtete

das Hauptthaar der Berenike; die Alpen aber, diese ewigen Wächter zwischen italischen und deutschen Landen, versanken in immer tieferes Dunkel.

So wanderte ich erst in der Frühe des anderen Tages nach der Rotunde des Palladio, die ich von Monte Berico zu meinen Füßen gesehen, unter lauter Guirlanden von Rebenlaub.

Der Fluß Bacchiglione strömt auf dieser Wallfahrt zur Linken, rheingrünfarben, wasserarm und nachenleer; an seinem Ufer steht großblätteriger Lattich und manchmal beugen Trauerweiden die hängenden Zweige zum Wellenspiegel. Aus Scherz und auch um uns an das Idiom der Landleute zu gewöhnen, fragen wir öfters hübsche Mädchen aus der Campagna, wo die Villa des Palladio liege, trotzdem sie doch auf einer kleinen Anhöhe gerade vor uns sich erhebt.

Die schönen braunen Kinder sehen uns dann mit den schwarzen Augen unter dem Strohhut hervor erstaunt an, und viele antworten schelmisch, aber jedes artig.

Verläßt man die breitere Straße und steigt einen Hügelweg zur Rechten hinan, so hat man bald die steinerne Umfassungsmauer der die Villa umgürtenden Gärten zur Seite. Die Mauerkrone trägt fabelhafte Figuren, seltsame Thiere und zwerghaft gebildete Menschen, in ihrem Ungeschmack an die Villa des Prinzen Pallagonia bei Palermo erinnernd.

Hiefür entschädigt indeß reichlich das schöne Gebäude selbst. Sechs jonische Säulen, nicht corinthische, wie Goethe irrthümlich behauptet, bilden an vier Seiten je einen Porticus und umschließen einen kuppelüberwölbten Saal.

Zu den Vestibulen führen breite Freitreppen und jede Seite gewährt den Anblick eines Tempels.

Die Giebel sind mit Statuen geschmückt und tragen von der dem Eintretenden zugekehrten Front nach rechts herumgehend die Inschrift:

Marcus Capra, Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogeniturae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Ob noch jetzt die Familie des Marchese Capra im Besitz ist, konnten wir nicht erfahren.

Das Innere bildet einen großen Saal, mit mythologischen Fresken gemalt, auch führt eine Galerie um die Rotunde und der Raum zwischen den Vestibulen ist zu kleineren Zimmern benutzt.

Hier nun ersann Palladio manches seiner uns noch entzückenden Werke; heute — es ist bald nach der Schlacht von Solferino — campiren daselbst Artilleristen des Kaisers von Oesterreich, deren im Sonnenlicht funkelnde Kanonen draußen im Garten stehen und die selbst die Zeit damit tödten, den Figuren im Inneren, gleichgültig ob Gott oder Göttin, Schnurrbärte anzumalen.

In kaum erträglicher Mittagshitze wanderte ich wieder Vicenza zu. Die Heuschrecken auf den Bäumen, von denen die Campagnolen behaupten sie schrieen sich todt, weil sie, wenn ihre Zeit vorüber, in der That wie leere Hülsen von den Zweigen fallen, musicirten, als wollten sie uns das Trommelfell sprengen; um die Mauern flimmerte die Hitze, wie wenn Millionen Mücken ihren auf- und niederwogenden Tanz hielten, und öfters lief eine leichtfüßige, grün und golden gefärbte Eidechse über den Weg. Bei einer Biegung desselben drehte ich mich nochmals um, schwenkte den Hut und rief: „Lebe wohl, engere Heimath des Palladio!“

Hackländer's Villa „Haidehaus"

bei Stuttgart.

Es ist die Mittsommerzeit des Jahres 1861; so oft ich Hackländer's Villa „Haidehaus" zuwandere, wo wir beide seit einiger Zeit in anregender Muße Villeggiatur halten, freut es mich, daß doch auch einmal an einem deutschen Schriftsteller der leider nur zu wahre Satz: „Zum Dichter muß man geboren, zur Anerkennung gestorben sein", zu Schanden wird, und daß der Arbeit unseres beliebtesten Romanschriftstellers auch eine goldene Saat gereift, die ihn in den Stand setzte, sich sein reizendes Tibur „Haidehaus" zu schaffen.

Man stelle sich beim Klange des Namens dieser Villa nur nicht etwa ein Haus in sandiger, mit Ginster und niedrigem Nadelholz bewachsener Gegend vor; im Gegentheil liegt die freundliche, in der Bauart einem von Veranden umgebenen Schweizerhause ähnliche Cottage innerhalb Duft spendender Weinberge auf einem der vielen Hügel, die sich wie grüne Fühlhörner hinunter in's Neckarthal erstrecken.

Aber alles, Haus, Garten und Anlagen sind unseres Freundes Werk, und die Villa selber, von kleinen Anfängen, einem winzigen Pavillon ausgehend, repräsentirt so zu sagen mancherlei Baustyle, und man kann ihre spätere Ausdehnung und Erweiterung an verschiedenen Anbauten recht gut verfolgen.

Halb Schweizerhaus, halb gegiebelte Capelle mit einem Glöckchen auf der äußersten, nördlichen Spitze des First, macht dieser Landsitz dem Beschauer den Eindruck einer poetischen Ere-

mitage, und betrittst du nun durch das mit Aloe geschmückte Thor den äußeren Hofraum der Villa deines Lieblingsschriftstellers, so spürst du an aller Umgebung ringsum künstlerisches Walten und die Nähe eines Dichters.

An einem, mit einem Hirschgeweih gezierten erkerartigen Balcon gehst du vorüber und befindest dich in einer Veranda, von wildem Wein und rothen Rosen überrankt und von Ahornbäumen mit Schatten bestreut. Die zum Tragen des Verandadaches bestimmten gemauerten Pfeiler enthalten Nischen, in denen Figuren stehen; ein Springquell, dessen Strahl in eine marmorne Vase fällt, plätschert traumhaft; saftig strecken Cala, Iris und sonstige Wasserpflanzen ihre grünen Blätter am Schaft des weißen Vasenbeckens empor, und auch Fuchsien, Geranien, Pelargonien blühen überall, auf welche Blumen ein von Epheu übersponnenes Muttergottesbild von einer Wand der Villa herabsieht. Wandert man nun zur Nordseite, so betritt man ein Vestibül, von vier reizenden Renaissance-Säulen aus Sandstein gebildet, die ehemals zum alten stuttgarter Theater gehörten und von Hackländer beim Bau des neuen Musentempels aus Schutt und Mauertrümmern gerettet wurden.

Auf ihren Capitälen ruht der Altan des oberen Stockwerkes, der jetzt immer erfüllt ist vom angenehmsten Arom der dornigen weißen Rose.

Die östliche Langseite gleicht symmetrisch der erst geschilderten Westseite, nur tragen hier die Veranda ebenfalls eine Anzahl Säulen, üppig umsponnen von wildem Wein, um dessen Blütendolden honigsammelnde Bienen summen, eine heimliche, wohlthuende Musik.

Zierliche Pilaster treten aus der östlichen Wand, und ihre phantastischen Capitäle tragen die Spitzbogen eines Doppelfensters, welches durch magische Scheiben Licht in des Dichters Arbeitszimmer fallen läßt.

Am Ende dieser Veranda führt in den südlichen Bau auf Stufen, vor denen den Fremden und Heimischen ein gastliches „Salve“ begrüßt, eine Thür, vor welcher rechts und links auf Sockeln und unter Blumen Statuetten schwäbischer Winzermädchen stehen, und oben aus der Wand ragen in Reliefs ein weibliches und ein männliches Brustbild in mittelalterlicher Tracht.

In einem sechseckigen, thurmartigen Anbau an der südöstlichen Ecke der Villa befindet sich das Speisezimmer, an dessen Mauer sich die breitblättrige Feige schmiegt, und die Südseite, aus welcher ein bedeckter Balcon vorspringt, wird schier bedeckt von Wein- und Aprikosen-Spalieren.

Es ist nicht meine Absicht, eine genaue Schilderung des künstlerisch ausgestatteten Inneren der Villa zu geben; nur im Erdgeschoß mögen zwei reizende, mit behaglichem Comfort versehene Zimmer erwähnt werden: es sind Hackländer's Arbeits- und das sogenannte Lesezimmer. Und später führ' ich dich dann noch in den Salon der ersten Etage mit der himmlichsten Fernsicht auf Feld und Wald, Strom und Hügel.

Die Spitzbogenfenster des Arbeitszimmers enthalten alte Glasgemälde aus einem ulmer Patricierhaus und von modernen derartigen Arbeiten die bekannte Madonna Deeger's und ein italienisches Mädchen, im Gebet der allerseligsten Jungfrau Blumen darbringend.

Dicht am Fenster steht des Dichters Schreibtisch, ein einfaches Möbel, belegt mit dem nothwendigsten Handwerkszeug, d. h. mit Dintenfaß, Feder und dergleichen Apparat; auch eine Photographie seiner Kinder ist aufgestellt, welche die muntere Jüngste eben mit einer kleinen Blätterguirlande umkränzt, um dann in die Arme ihrer Mutter, unserer anmuthigen, unwiderstehlich liebenswürdigen Wirthin zu eilen und ihr Bekränzungswerk froh zu melden.

Die dem Fenster gegenüber liegende Wand bildet eine Nische

mit einem Canapee, über welchem aus Waffen und sonstigen auf weiten Reisen gesammelten Gegenständen, von denen jeder einzelne seine besondere und interessante Geschichte hat, eine Trophäe errichtet ist. Das Centrum derselben nimmt die Schale einer Riesenschildkröte ein, und radienartig gruppiren sich dann um dieselbe: Wurfspieße und Bogen indianischer Völkerschaften, malayische Dolche und vergiftete Klingen der fabelhaftesten Form, ferner Säbel von Damascus, Yatagans, Handschars, mittelalterliche Armbrüste, heimtückische venetianische Dolche mit einer Feder, bei deren Druck die Klinge in drei Theile sich spaltet, Morgensterne von Sempach, maurische Schilde und Helme, verschiedene Gegenstände aus der Heimat des edlen Don Quixote, Banderilleros, Tschibuks, Nargilehs, persische Pfeifen, Turbane, mit Arabesken bedeckte Kappen von Teheran, Pistolen, Terzerole und Ausrüstungs-Utensilien, welche Hackländer als ganz junger Mann auf seiner ersten orientalischen Reise bei sich führte.

Ueber dieser Trophäe hängt ein Relief, den heiligen Martin darstellend, welcher seinen Mantel zerschneidet, um mit diesem Stück die Blöße eines Armen zu bedecken, und an den Nischenpfeilern bemerkt man ein Modell des berühmten Thürklopfers am Palazzo Pisani zu Venedig, Poseidon mit Meerpferden, dem gegenüber eine Sammlung von Knuten hängt, an welcher der sich dafür Interessirende genaue Studien über die Vervollkommnung dieses Instrumentes zu machen im Stande ist. — Auch auf der Consolplatte des Kamins stehen Kunstsachen oder Reliquien aus alter Zeit: die Statuette einer Sandalen bindenden Jungfrau, etrurische und pompejanische Vasen, Laven vom Vesuv und Aetna, eine Raketenkugel und der Splitter einer 50pfündigen Bombe, welche unserem humoristischen Schilderer des „Soldatenlebens im Kriege" fast die Feder für immer aus der Hand gerissen hätte, als er bei Malghera eben mit General Haynau im Gespräch stand. —

Vom Plafond hängt als eine Art Lustre eine hölzerne bemalte See-Jungfrau, in der Rechten einen Scepter, in der Linken einen Spiegel, und ein Wahrzeichen jener ulmer Patricier, welche mit exotischen Waaren beladene Schiffe auf fernen Meeren schwimmen hatten.

Die ganze Südwand bedeckt eine von A. Braakman gemalte Vedute Palermo's, im Hintergrunde den Monte Pellegrino, zur Rechten den Hafen und das blauglänzende Meer, während im Vordergrunde Pilger und Frauen vor einem Marienbilde ihre Andacht verrichten.

Aus dem Arbeitszimmer sieht man durch eine in die Wand gefügte hohe Spiegelscheibe in das parkettirte Lesezimmer, eigentlich ein kleiner Gartensaal, dessen Flügelthüren hinaus in den Garten führen.

Tritt man nun aus der vorderen Veranda in diesen Saal, so wird der Unkundige, welcher die Scheibe für einen Spiegel halten muß, arg getäuscht, denn zu seiner Verwunderung sieht er in der blanken Fläche sich nicht die heitere schwäbische Gegend spiegeln, sondern schaut gerade auf Palermo und erkennt zum Ergötzen der Eingeweihten erst ziemlich spät seinen Irrthum.

Auf dem runden Tisch des Lesezimmers, den bequeme Rohrfauteuils umstehen, liegen nun, dem gern Lesenden oder Blätternden zur Auswahl, verschiedene Pracht-Exemplare in deutscher und französischer Sprache; an den Wänden hangen zwei Jugendarbeiten des jetzt in Paris lebenden Charles Müller, ein „Hercules am Scheidewege" und „Eine nackte Nymphe, im Wald von einem Satyr belauscht", letzteres Werk schon das spätere, der sinnlichen Auffassung sich zuneigende Talent bekundend.

Grellfarbige Glasgemälde aus einer alten bayerischen Kirche lassen in diesen heimlichen Raum gedämpftes Licht fallen, dessen Plafondgebälk mit Darstellungen der vier Künste: Poesie, Architektur, Malerei und Musik, geschmückt ist. Ein hoher Glasschrank,

welcher Radetzky's Büste trägt, ist angefüllt mit Werken des verschiedensten Inhalts, von denen viele eigenhändige Dedicationen der Autoren an Hackländer enthalten.

Sonst besteht die künstlerische Ausschmückung der Wände aus Helmen, von rothen und weißen Turbans umwunden, Partisanen, Schilden und eisernen Ritterhandschuhen.

Vergessen wir ferner nicht die carikirten Statuetten mehrerer stuttgarter Künstler, welche der Künstler-Gesellschaft „Bergwerk" angehören. Zunächst der Bergmeister, Hackländer selbst, in seiner Knappentracht, in der einen Hand die Keilhaue, in der anderen eine Riesenfeder, dann der vortreffliche Kupferstecher Deis, dessen Nachbildung von Dürer's kleiner Passion ausgezeichnet genannt werden muß, weiterhin der Baumeister Egle, der Landschafter Peters und Andere.

Eine Etagere endlich enthält wiederum auf Reisen gesammelte Reliquien: pompejanische Vasen, Terracotten, Grab-Ampeln, Mosaiken aus der Alhambra, Papyrus aus der Villa Butera bei Palermo, Mumienstatuen aus ägyptischen Grüften und dergleichen mehr.

Und nun, freundliche, crinolinen-umpanzerte Leserin, führe ich dich nach dem Salon der oberen Etage. Doch wie wir eben die Treppe hinangehen wollen, kläfft uns ein abscheulicher Rattenfänger an, eine kleine, wilde Bestie, die aus der Wand heraus zu springen scheint und deinem Reifrock gefährlich werden könnte, wäre sie glücklicher Weise nicht bloß — gemalt. — Auch das Schlafzimmer des Dichters müssen wir passiren, und ich mache dich dabei aufmerksam auf einen andalusischen Mantel, der das Bett bedeckt und den Hackländer auf seiner spanischen Reise trug. Vielleicht auch betrachtest du den am Fußende des Lagers aufgehängten Säbel nicht ohne Interesse, denn er umgürtete seine damals noch schlanke Taille in der Schlacht bei Novara. Der Salon, modern eingerichtet, ist mit verschiedenen Oelgemälden geschmückt.

Ueber dem Canapee erblicken wir Hackländer, von Stirnbrand gemalt, dann Genrebilder und Landschaften, z. B. Terracina, den Leuchtthurm bei Genua, den feuerspeienden Vesuv, ferner ein Medaillon Kaulbach's und ein anderes, „dem Verfasser des Märchens Fata Morgana" vom Bildhauer Güldenstein gewidmet. Neben der Ausgangsthür nach dem Balcon steht ein bescheidenes Tischchen, dem man die kostbaren Reliquien, die es in seinen inneren Schubfächern birgt, nicht ansieht. Neben Münzen aus aller Herren Ländern finden wir dort ein Stückchen von der Trauerweide, die Napoleon's Gruft auf St. Helena beschattete, und einen Span von Washington's Sarg, Beides Geschenke von Fanny Elßler, ferner Steine und Erde von den heiligen Orten in Palästina, Wasser aus dem Jordan, einen Rosenkranz von Bethlehem, ein Lorbeerblatt vom Sarge Radetzky's und viele andere Reliquien.

Von der Höhe des Altans, der ganz für Dichter oder im ersten Stadium des Verliebtseins sich befindende Individuen gemacht ist, überblickt man die Gaue und Thäler des gesegneten Schwabenlandes, auf den Bergen die rankenden Reben, in den Gründen das Aehrenmeer der Fruchtfelder, und da wird einem wahrlich zu Muth, als mache man einen Ritt in's alte romantische Land. Man begreift beim herzerfreuenden Anblick der alten Schlösser, welche der Vorzeit Sagen umwehen, der pittoresk gelegenen Kirchen, der in Rebengrün nistenden Dörfer, daß solcher Boden auch Dichter erzeugen mußte, einen Schiller, Uhland, Mörike, Kerner! —

Haben wir uns nun satt geschaut an der Schönheit der Gegend, so rücken wir bequeme Stühle auf den Altan und blättern in dem „Fremdenbuche der Villa Haidehaus", das mit einer prächtigen farbenduftigen Titelvignette von F. Neureuther geschmückt ist.

Da finden wir nun viele hohe und berühmte Namen, Gön-

ner und Freunde des Dichters; voran die Königin der Niederlande, die Prinzeß Marie von Württemberg, den Fürsten Hermann Pückler-Muskau, Adolf Stahr und seine Gattin Fanny Lewald, Otto Müller, den Verfasser des „Stadtschultheiß von Frankfurt", Edmund Zoller, den geistvollen Redakteur von „Ueber Land und Meer", den Maler Moriz Rugendas, Berthold Auerbach, M. Schleich, den Redacteur des Münchener „Punsch", Lindpaintner, Ernst Förster, Justinus Kerner, Friedrich Kücken, der den Anfang seiner Liedercomposition „Der kleine Recrut" geschrieben, Edmund Hoefer, Emma Niendorf, Karl Gutzkow, die Gräfin Neipperg-Lobkowiz, Moscheles, Adelaide Ristori, welche in italienischer Sprache Maria Stuart's Monolog „Eilende Wolken, Segler der Lüfte" geschrieben, Meyerbeer, der den Anfang der Ouverture zum Trauerspiel „Struensee" verzeichnet, den berliner Theaterintendanten von Hülsen, den amerikanischen Maler Leutze, Ottilie Wildermuth, Fanny Elßler, Franz Lißt, Ida von Düringsfeld, Heinrich Laube, der es in seinen Erinnerungsworten begreiflich findet, daß man auf Haidehaus den „Augenblick des Glückes" schreibt, Andreas Achenbach, Karl Eckert, Louis Gallait, Moriz Hartmann, Feldmarschall Heß, der sich Hackländer's alten Kriegs- und Friedensgefährten nennt, den Dänen H. C. Andersen mit den Worten: „Das Leben ist das schönste Märchen", August Lewald, den vielgewanderten Feuilletonisten, Roderich Benedix, seinen „Vetter" im Lustspiele, Ferdinand Kürnberger, den bekannten „America-Müden", und viele Andere mehr. —

Da jetzt gerade die Reise-Saison eröffnet ist, so kommen natürlich fast täglich Fremde, meinen liebenswürdigen Wirth zu besuchen, und Alle freuen sich des idyllischen Ruhesitzes.

Ein uralter, schattiger Nußbaum, unter dessen Zweigen Tische und Bänke stehen, ist unser Lieblingsplätzchen. Hackländer in sehr ländlicher Tracht, auf seinem berühmten Haupt einen

andalusischen Strohhut, während mein unberühmtes mit einem schon im Orient und in Hellas getragenen Fez bedeckt ist, streckt sich behaglich auf eine Bank, und so plaudern wir von vergangenen Tagen, von der Gegenwart und Zukunft.

Wollen wir aber einen Fremden durch die zauberische Fernsicht überraschen, so führen wir ihn an ein anderes heimliches Plätzchen, das auf kleiner terrassirter Höhe liegt und dessen gußeiserne Gartenstühle im Schatten von Platanen und Trauerweiden stehen, indeß eine Lindenallee in der Nähe wahrhaft berauschenden Duft ausathmet.

Dieses schöne Stück Erde nennen wir unser schwäbisches Florenz, und gewiß nicht ganz mit Unrecht. Der Arno ist hier der Neckar, der durch gesegnete Gaue fließt und an dessen Ufern die dem Oelbaum ähnliche silberblättrige Weide steht. Rothbraun ist die Färbung der nahen Weinbergserde, und die Hügel selber umrahmen das in einem Kessel gelegene Cannstadt mit seinen freundlichen Landhäusern, der herrlichen, im italischen Styl erbauten Villa des Kronprinzen und des königlichen Lustschlosses „Rosenstein", dessen Säulenvestibüle das Epitheton „classisch" verdienen. Unser Apennin aber sind die schönen löwensteiner Berge mit der Ruine des Wunnenstein, und wenn gar am Abend der scheidenden Sonne Goldnetz über Feldern, Gärten, Wäldern und Bergen hängt, am Horizonte glühend rothe, blaue, grüne und lila Streifen hinfliegen, während das Gebirge selbst in azurblauen Duft gehüllt ist, so möchte wohl kaum ein Maler, und wäre es Poussin oder Claude Lorrain, solchen Zauber durch seinen Pinsel wiedergeben wollen, denn er müßte denselben fürwahr in die Farben des Sonnengottes selber tauchen. —

Sind wir nun an solchen Mittsommer-Abenden, wo die ganze Natur zum stillen, traumhaften Märchen geworden, allein und von keinem Fremden gestört, so rauchen wir behaglich eine

spanische Cigarette oder blasen die duftigen Latakiehwolken des Tschibuk in die lauwarme Sternennacht.

Manchmal sehen wir hinauf nach dem Kometen, und gern hören wir's, wenn von fern eine Harmonica tönt oder das Liebeslied eines schwäbischen Mädchens, deren Gesang zwischen den Weinbergen verhallt:

Und am Sonntag, da führt er
Eine Andre zum Tanz,
Da bricht mir das Herze,
Wird nimmer mehr ganz.

Klingt nun um 9 Uhr von den Kirchen unten in den Thälern das Abendläuten, und bringt uns ein freundlicher Wind diese frommen, lieblichen Klänge herauf, so läuten auch wir das kleine Glöckchen auf dem First des Haidehauses und beschließen mit diesem andächtigen Ave unser heiteres Tagewerk!

Gen Marathon.

Die alten Hellenen hatten wohl recht, wenn sie dem Landstrich Attika den Beinamen „die steinige" gaben, und ich denke, auch die Neugriechen werden mit diesem Epitheton ganz einverstanden sein.

Es pflegt gewöhnlich um die Zeit des Sonnenaufgangs der Lloyddampfer, welcher von dem wogenumspülten Eiland Syra nach Athen fährt, die Phalarische Bucht zu erreichen. Die Tinten nun, welche violett und rosig dann die attischen Gebirge umfließen und ihnen ein gar warmes und weiches Colorit verleihen, umnebeln und verdunkeln dennoch nicht den Blick des länderkundigen Reisenden und er erkennt, daß der Charakter des vorliegenden Landes der der Härte, Starrheit und Oede ist.

Wirklich ist das vegetabilische Leben in Attika auch gering; diese Gegend rein plastischer Formen scheint die Zierde, welche der Epheu oder Akanthus selbst zerbröckelndem Gemäuer verleiht, zu verschmähen. Schon auf dem heißen staubigen Wege vom Piräus nach Athen suchen wir vergebens nach Grün; nur zu beiden Seiten der Straße sprošt spärlich die Rebe, selten spendet einer jener Bäume, welche der dreigezackten Halbinsel Morea den Namen gaben, seines Schattens erquickendes Labsal und fast ausgestorben scheint der Baum der Pallas mit seinen plastischen silberfarbenen Blättern. Treten nun, je näher wir der in Asche trauernden Athenä kommen, der Hymettos und Pente-

likon immer schärfer hervor, so erblicken wir erstaunt nur Fels und Gestein und nichts von jener Pracht ist zu schauen, welche die Abhänge deutscher Gebirge im saftigen Schmuck der Eiche oder im harzigen Arom der Nadelwaldungen ziert. Der nordische Reisende, welcher das heilige Gestade von Hellas betritt, träumt gleich von Palmen, der Platane, Myrte, des rothblühenden Oleanders und der goldfruchtbeladenen Orange gar nicht zu gedenken; aber Griechenland ist in Agonie versunken und sein quellenarmer Boden treibt nur kärgliches vegetabilisches Leben.

Dennoch bewahrt liebend mein Erinnern einen Ort, der das eben Gesagte widerlegt durch den Reichthum an Grün und gesegneter, fruchtbarer Fülle. Es ist Kephisia, nahe bei der attischen Hauptstadt auf dem Wege nach Marathon gelegen, ein liebliches Dorf, welches seinen Namen dem kleinen Flusse Kephissos verdankt, der hier entspringt.

Weil die Lage jenes Orts überaus reizend und die Fruchtbarkeit des wenn auch spärlich mit Wasser gefüllten Baches wegen eine erhöhte ist, erkoren schon die Alten Kephisia zu ihrem liebsten Aufenthalt und auch Herodes Atticus hielt gern hier sommerliche Rast. Dort schimmern weiß aus dem dichten Gezweig der Oelbäume comfortable Landhäuser, den englischen Cottages ähnlich; um die Ulme und Platane windet uralter Epheu seine Ranken und läßt sie in anmuthigen, von den schwarzblauen Fruchtdolden beschwerten Festons niederhängen und für griechische Bräute wuchert dort üppig die Myrte.

Weil wir heute aber nicht in Kephisia verweilen, lassen wir unser junges Roß, welches vielleicht schon auf der Stelle des alten Kolonos Hippios weidete, noch ein wenig bergan keuchen und reiten dann in einen prächtigen Olivenwald, dessen Stämme mühsam im felsigen Gerölle wurzeln. Gleichsam das Unterholz bilden hier verkrüppelter Oleander, Arbutus mit rosarother Rinde,

niedere Eichensträucher, über welche schirmend eine harzige Pinie die nadelreiche Fächerkrone breitet.

Beinahe auf dem Gipfel jenes abgezweigten Pentelikonkammes angekommen, welcher die atheniensische von der marathonischen Ebene trennt, begegnete uns ein armer Grieche in zerlumpter, aber höchst malerischer Tracht, der ein mit Holz beladenes Grauthier vor sich hertrieb. Er grüßte, indem er mit der rechten an seine rothe, in den Nacken hängende Mütze faßte; doch hatten wir sein nicht Acht. Denn das wunderbarste Schauspiel bot sich unsern verwöhnten Augen, die schon Cintra, die Säulen des Hercules, die classisch geformten Inseln der Cykladen und die „Tausend und eine Nacht-Scenerie" des Bosporus geschaut.

Es breitete sich zu unsern Füßen das heilige Gefilde von Marathon. Es blaute in ultramariner Beleuchtung der die Insel Euböa vom Festland trennende Meeresarm und dieses Eilands herrlich geschwungenen und gezackten Berggipfel ragten kühn in die Domkuppel des griechischen Himmels. Solchen Anblick vergißt man nie. Dem „Wie schön und erhaben!" meiner damaligen Bewunderung mischt sich heute ein glorreicher Name, den ich nur mit Wehmuth und Trauer aussprechen darf. Es ist der Rottmann's! Mögen die attischen Dryaden, Oreaden und Najaden dem allzu früh Entrissenen ein Todtenopfer weihen! Hierher tritt, nordischer Fremdling, und staune den Genius des Meisters an, der den Himmel, das Meer und die gebenedeite Erde von Hellas durch seinen Zauberpinsel verherrlichte!

Jetzt senkt sich der Weg in Serpentinwindungen. Rings umher ist alles malerisch und jeden Gegenstand verklärt der Hauch griechischer Luft. Und doch, wir sind froh, hier nicht auf Schritt und Tritt genialhaarigen Malern zu begegnen, ihre weißen Schirme ausgespannt, die in Italien wie Pilze aus der Erde wachsen.

Bei dem grauen Kloster Vrana sind wir am Fuß des Bergs angelangt. Die vor uns liegende Ostseite der Ebene, in welcher das Griechenhäuflein gegen die Barbaren siegte, wird vom Meer und der euböischen Küste gebildet; im Nord begrenzt das Cap Kynosura, im Süd der zerklüftete Argoliki, im West endlich ein schmaler Ausläufer des Parnasses, der Kotroni, die einstige Arena. Ein militärisches Auge, ja selbst das des Laien, wenn letzterm in zwei Worten die Stellung der beiden Kämpfenden angedeutet wird, erkennt sogleich, wie bei aller numerischen Schwäche die Hellenen dennoch den Sieg erringen mußten.

Ein wesentlicher Bestandtheil alles Großen ist Einfachheit! Auf diesen Grundsatz baute zuverlässig der Oberfeldherr Miltiades seinen Plan und er berücksichtigte dabei in kluger Art das Terrain, welches im Norden und Süden von bodenlosen Morästen eingefaßt wird, ein Umstand, den der die Perser berathende Hippias vergaß. Die Griechen waren auf den westlichen Anhöhen postirt; ihnen gegenüber stehen die Barbaren, welche zwar das Centrum ihres Feindes durchbrechen, aber sogleich, an den Flanken gepackt, in die Sümpfe und in schmachvollen Tod getrieben werden.

Und ist kein Denkmal übrig geblieben, kein Erinnerungszeichen an den heldenmüthigen Sieg? Entsproßte dem mit Blut gedüngten Boden einzig und allein Asphodelos, die Todtenblume der Alten? Nein! Es erwuchs hier ja die goldene Saat der hellenischen Freiheit und diese trieb gleich darauf die herrlichsten Blüten der Kunst unter Perikles. Aber nach diesen Trophäen wird der Hyperboräer jetzt vergeblich suchen. Hart an der Küste, an welche die schwellenden Wellen leise branden, erhebt sich ein kleiner Hügel und unter ihm soll der Staub jener 192 Helden ruhen, die Athen entsandte und welche für des Vaterlandes Unabhängigkeit starben. Eine heilige und erhabene Stätte! Von diesem Hügel erblickt man noch ein anderes, in Ruinen liegendes

Monument, eine gemauerte Basis, auf welcher wahrscheinlich die eigentliche Grab-„Stele", die, nach den umherliegenden Trümmern zu schließen, aus Marmor bestand, gesetzt war. Der Führer nannte es das Grabmal des Miltiades.

Der jetzige Flecken Marathon zählt nur wenige Hütten, aus Platanen- und Eichenkronen ragend und unter einer der letztern stieg ich vom Pferde, vom langen Ritt zu rasten. Die Sonne neigte sich schon zum Untergang, wie ich ein einfaches Mahl, aus harzigem Wein, einigen Oliven, Orangen und trockenem Maisbrot bestehend, hielt und meinem Begleiter gern davon abgab.

Euböas Bergspitzen glühten im scheidenden Licht des Abends, das Meer aber lag schon grau und seine wunderbare Beleuchtung war verschwunden. Gewiß, noch immer ist Attika ein classisches Land und

Wenn alle Tempel auch zu Grunde gingen,
Spricht Berg und Thal doch der Zerstörung Hohn;
Zeit stürzte wohl Athen, doch schont sie Marathon!

Ein Abend in Athen.

Es war ein Abend, wie so viele in Athen; die Nähe — Gold, die Ferne — blauer Duft, der als ein ätherischer Mantel um die Akropolis und den spitzen, mit einer Kapelle gekrönten Lykabettus wallte. Am Nachmittag hatte ich ein Todtenopfer den Manen Otfried Müller's gebracht, indem ich zu Füßen seiner in der Nähe von Kolonos Hippios gelegenen Grabstele blaublühenden Asphodelos niederlegte. Ich befand mich jetzt auf der Rückkehr zur Stadt und wollte Theoklitos Pharmakidis, der damals Professor der Theologie an der Universität war, jetzt aber auch schon zu den Verklärten gehört, besuchen. —

Noch flammte die Sonne über den attischen Berggipfeln, als ich auf den schönen, weiten Platz gelangte, an welchem sich das aus weißem, pentelischem Marmor erbaute Schloß des Königs erhebt. Das kostbare Material abgerechnet, wird dieser Palast weder durch imposante Größe, noch durch edle Bauart den Fremden interessiren, weit schöner ist der daran stoßende Garten, in dessen Sycomorenzweigen die Nachtigall ihr schmelzendes Lied sang. Man trifft in ihm die reichste südliche Vegetation; Palmen mit ihren breiten, schirmenden Blätterkronen, süß athmende Orangenblüten, um welche die Bienen des Hymettos summen, Cacteen, Lorbeer, Myrthe, stachlige Aloe, und eine Fülle prächtiger Blumen, welche der weichen Luft berauschenden Duft spenden, so daß sich dieselbe so leicht und angenehm athmet, als tränke man den wollüstigsten Trank, kredenzt von einer der Himmlischen.

Der Platz vor dem säulengetragenen Peristyl des Schlosses

neigt sich gegen die Stadt zu und ist zum Theil auch in Gartenland umgewandelt, welches von einer lebendigen Hecke breitblättriger, schwertähnlicher Aloe eingezäunt ist. Einzelne Exemplare dieses exotischen Gewächses blühen; die Blumen ruhen auf kräftigen, markigen Stengeln, und ihre Farbe ist manchmal gelblich, wie die der Theerose, oft wiederum von rothem Hauch übergossen, wie die Wange eines sittsamen, verschämten Mädchens. Hier auch, innerhalb dieser, ihrer seltsamen Pflanzenformen wegen fantastischen Hecke, blühen die lieblichsten Kinder der Flora, und neben dem bescheidenen, aromatischen Veilchen und der koketten, farbenstolzen Tulpe stehen saftige Iris, Syringen und Caprifolium, welch' letzteres sich um Citronenbäume windet.

Vor dem Palast standen königliche Diener und einige militärische Ordonnanzen, welche Pferde bereit hielten, denn der König und seine Gemahlin wollten in der Abendkühle auf der nach dem Peiräos führenden Straße spazieren reiten.

Im Schloß befindet sich eine Wache; neben den Musketen der Soldaten steckt in einem Schaft die neugriechische Fahne. Die Wache trat in's Gewehr und präsentirte. Der König, am Arme seine schöne Gemahlin, eine oldenburgische Prinzeß, traten mit ihrem Gefolge aus dem Innern des Palastes und bestiegen ihre Pferde. König Otto in der herrlichen Pallikarentracht, mit weißer Fustanella und blauer, goldgeränderter Jacke, deren Aermel lose um die Ellenbogen hingen, ritt einen prächtigen Rappen, die Königin, auf dem Haupt die rothe Griechenmütze, zügelte mit Kraft und Anmuth einen feurigen Schimmel. Ihr zumeist galten die Jubelrufe der Menge, als sie, vom Abendgold angestrahlt, ein Stück romantischer Poesie, dahinsprengte.

Die Sonne zuckte noch einige Mal als glühender Ball über die Berge, ehe sie hinter ihnen versank, und lange Ströme von Karmin und Gold über das blaue Firmament ergoß. Die sonst grauen Felsen der Akropolis glühten gelinde, als wären sie in

Achat verwandelt, und die zerstörten Säulen der Propyläen und des Tempels der jungfräulichen Göttin Pallas Athene, am Tage weiß und flimmernd, standen in rosenrothem Licht.

Ich sah den König und sein Gefolge sausend dahinsprengen und verlor ihn bald aus dem Gesicht.

Pharmakidis wohnte in einer der Nebenstraßen an der Nordseite der Akropolis. Die beiden Hauptstraßen der modernen Stadt sind nach Göttern benannt; die eine führt den Namen des Hermes, die andere den des Aeolus, wahrscheinlich weil ihr einer Ausgangspunkt durch den Thurm des Andronikus Cyrrhestes, gewöhnlich „Thurm der Winde" genannt, gebildet wird. Auch sonst führen diese Gäßchen Athens sehr erhabene Namen; Du kannst dort in der Themistocles-Straße wandern, und trügt mich mein Gedächtniß nicht, in einer dem göttlichen Plato geweihten.

Nur lasse Dich nicht von Deiner Imagination fortreißen und stelle Dir unter diesen Straßen nichts Anderes vor, als ungepflasterte, unreinliche Pfade, die von charakterlosen und baufälligen Häusern eingefaßt sind.

Das heutige Athen besitzt sehr wenig nennenswerthe Gebäude, und die von Handwerkern bewohnten Hütten haben in ihren Fenstern nur selten Glas, und zierende Farben verschwenden sie nicht an deren Aeußeres. Das Licht erhalten sie durch die offene Thür, und alle Arbeiten machen diese glücklichen Kinder des Südens im Freien oder im Flur ihrer Behausung.

Es ist noch kühler, dämmernder Abend, wie ich in die Straße einbiege, in welcher die Reste von der Stoa Poikile oder der des Hadrian stehen, denn dieser römische Kaiser und Verehrer der Kunst soll ihr Erbauer gewesen sein. Hundert Säulen korinthischer Ordnung waren der Stoa ursprünglicher Schmuck, jetzt sind nur acht vorhanden, und diese sind geschwärzt von Rauch und Flammen. Das Mittelalter, welches zur Ausübung des religiösen Kultus gern altheidnische Bauten wählte, verwan-

delte nämlich Hadrian's Kunstwerk in eine Kapelle, die in den späteren Türkenkriegen mancher Verwüstung anheimfiel. Auf der Hinterwand der Stoa blicken nun heute noch durch Schmutz und Ruß Reste alter Heiligenbilder, trübe Gesichter, die sich nicht heimisch fühlen im Bereich des Heidenhauses.

Auf den zum Theil zertrümmerten Stufen, welche in die Halle führen, standen verschiedene antike Reste, bei den jüngsten Ausgrabungen gefunden. Indeß war nichts Bedeutendes darunter; die Inschriften, meist verwittert, waren nur in einzelnen Lettern zu entziffern, die Reliefs unkenntlich und vielfach beschädigt. Ein alter Invalide hält dort Wache und öffnet dem Fremden gegen einige Lepta das eiserne Gitter, welches, Dank der heutigen Regierung, diese Reste von der Straße trennt.

Die Boutiquen, in denen sonst die laut ihre Waaren ausrufenden Verkäufer den Reisenden zum Kauf einladen, waren bereits geschlossen, und die Händler saßen plaudernd und Cigaretten rauchend auf ihren bretternen Ladentischen. Nur die Fruchthändlerinnen boten in Schwingen noch goldgelbe Orangen und rothwangige Granatäpfel zum Verkauf. Griechenweiber, ihr dunkles Haar, in dessen Flechten kleine türkische Goldmünzen schimmern, mit der rothen, blauquastigen Griechenmütze bedeckt, schauen den nordischen Barbaren mit überraschtem, aber gleichwohl heißem Blicke an, während Andere Einkäufe für das Nachtmahl gemacht haben und im Kruge Wein, im Korbe Oliven und Maisbrod den nach des Tages Last und Hitze Hungrigen und Durstigen heimtragen.

Die Straße ist sehr belebt: Arnauten, Montenegriner, Klephten, Pallikaren, griechische Popen, Juden und hundert andere Gestalten, meist schöne, kräftige Männer, wimmeln durcheinander. In der Nähe der Stoa des Hadrian, etwas vorspringend in die Mitte der Straße, steht eine alte Moschee, die jetzt in eine Art Gymnasium umgewandelt ist.

Gerade, da ich die Stufen von Pharmakidis' Haus hinanging, trat er selbst mir entgegen; freundlich und liebenswürdig wie immer, sagte er denselben Gruß, den vor Jahrtausenden schon Sokrates und Aristophanes ihren Freunden zugerufen: „Freue Dich!" Dann nahm er meinen Arm und wir gingen noch über die alte Agora und am Tempel des Theseus vorüber, dessen Metopenbilder schon im Glanz der Sterne strahlten.

Theoklitos Pharmakidis ließ sich von meiner deutschen Heimat erzählen, und da ich vom Rheine sprach, wurden alte Erinnerungen in ihm wach und er gedachte der schönen Zeit, da er in Heidelberg noch ein junger Student war und von der Freiheit der hellenischen Lande träumte. Manches deutsche Lied sangen wir nachher noch zusammen, als wir meine Locanda aufgesucht und Elias, der Wirth, uns ein Glas Chier kredenzte. Pharmakidis liebte begreiflicher Weise unter den neueren deutschen Dichtern keinen mehr, als Wilhelm Müller, welcher die herrlichen „Griechenlieder" sang, und auf seine Bitte summte ich ihm, da er die wunderbare Melodie des „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" nicht kannte, diese vor. Er bat mich, ihm das Lied aufzuschreiben, was ich mit Freuden that; dann wollte er aufbrechen, obgleich ich in ihn drang, noch zu verweilen, zum wenigsten so lange, bis ich mein Album oben vom Zimmer geholt, damit auch ich ein Zeichen von ihm mitnähme nach deutscher Erde.

Er schrieb aber diese drei Worte: „Laß genug sein!" — dann schied er mit herzlichem Druck der Hand.

Und wie oft that ich in späteren Jahren bei wilden Gelagen meiner die Schranken durchbrechenden Ausgelassenheit Einhalt durch die Erinnerung an die Worte, welche der herrliche Greis mir auf den Lebensweg mitgab an einem unvergeßlichen Abend zu Athen! —

Gerade, da ich die Statue von Praxiteles' ganz schau-end, trat er plötzlich mir entgegen; freundlich und liebenswürdig wie immer, sagte er denselben Gruß, den der [illegible] jenes Sokrates und Aristophanes ihren Freunden zugerufen: „Freue Dich!" Dann nahm er meinen Arm und wir gingen noch über die Akropolis und am Tempel des Erechtheus vorüber, dessen Karyatiden schon im Glanz der Sterne glänzten.

Aristides Spiromilios ließ sich von meiner herzlichen Freude ergötzen, und da ich vom Wiener sprach, wurden alle Erinnerungen in ihm wach und er gedachte der schönen Zeit, da er in Griechenland noch ein junger Student war und von der Freude der hellenischen Sonne träumte. [illegible]

[illegible]

Und wie oft habe ich in späteren Jahren des edlen Griechen gedacht, [illegible] zu [illegible] —